

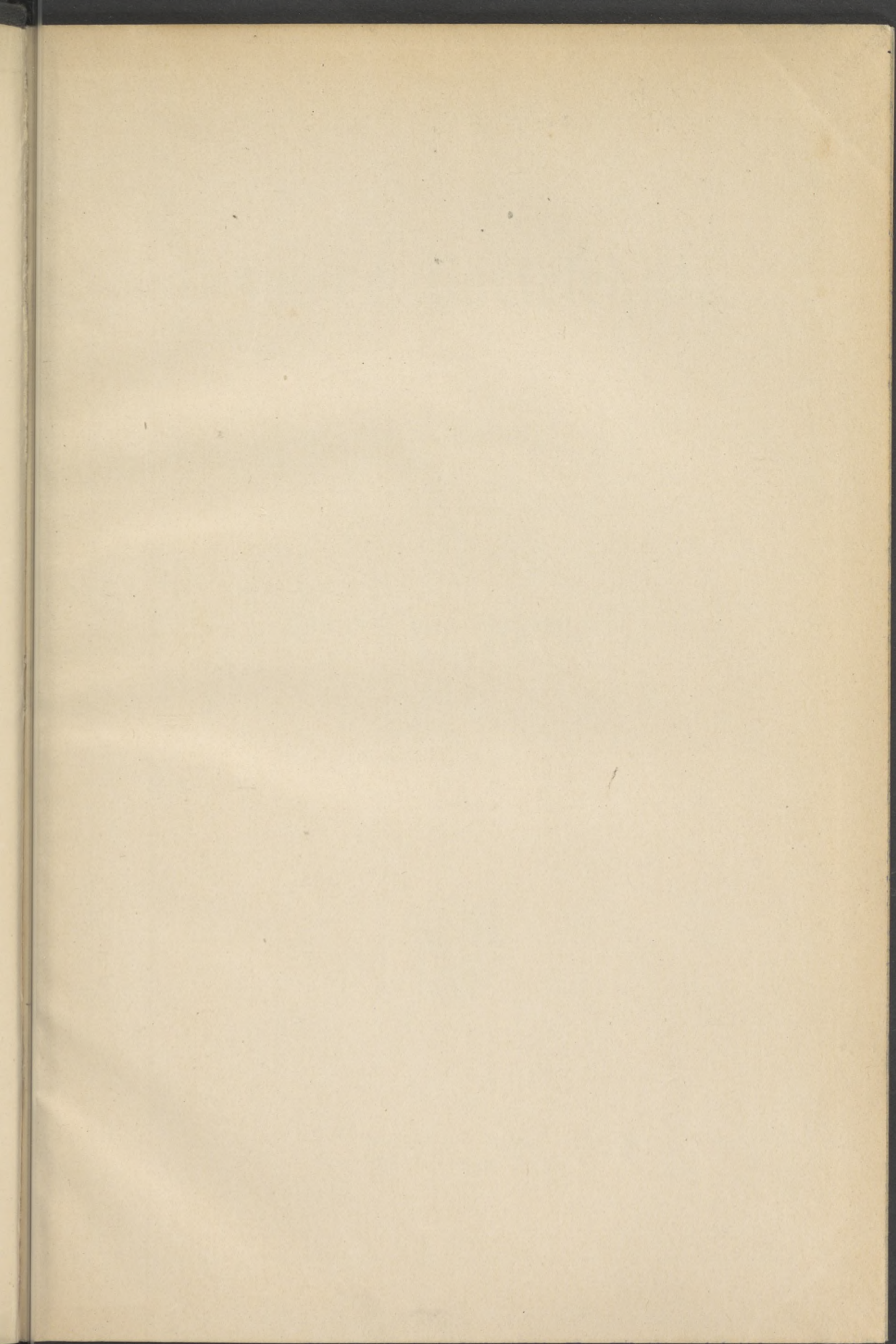
Biblioteka Uniwersytecka
w Toruniu

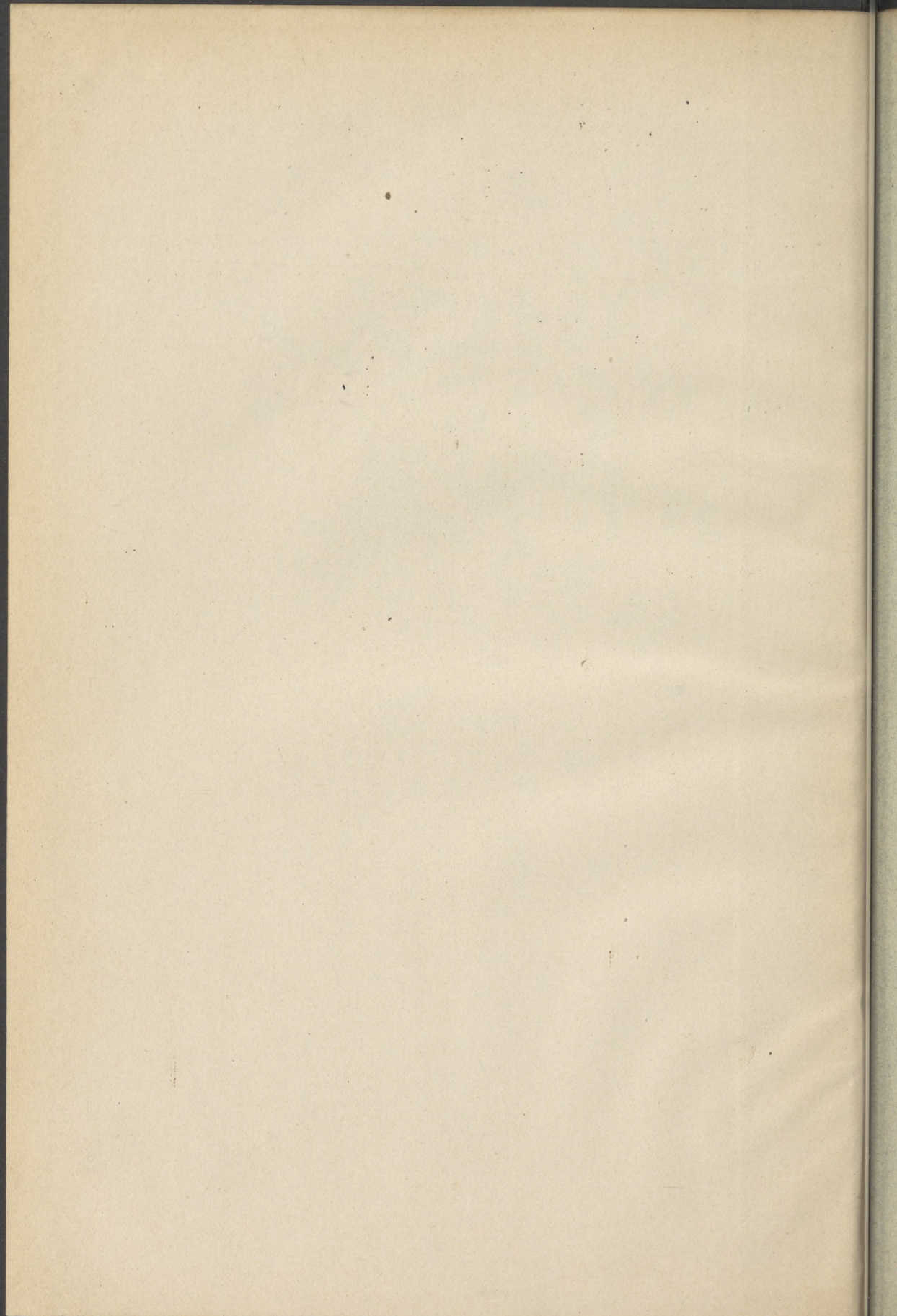
13963

II



Pl 741. 80.





Bismarck-Portefeuille.

Herausgegeben

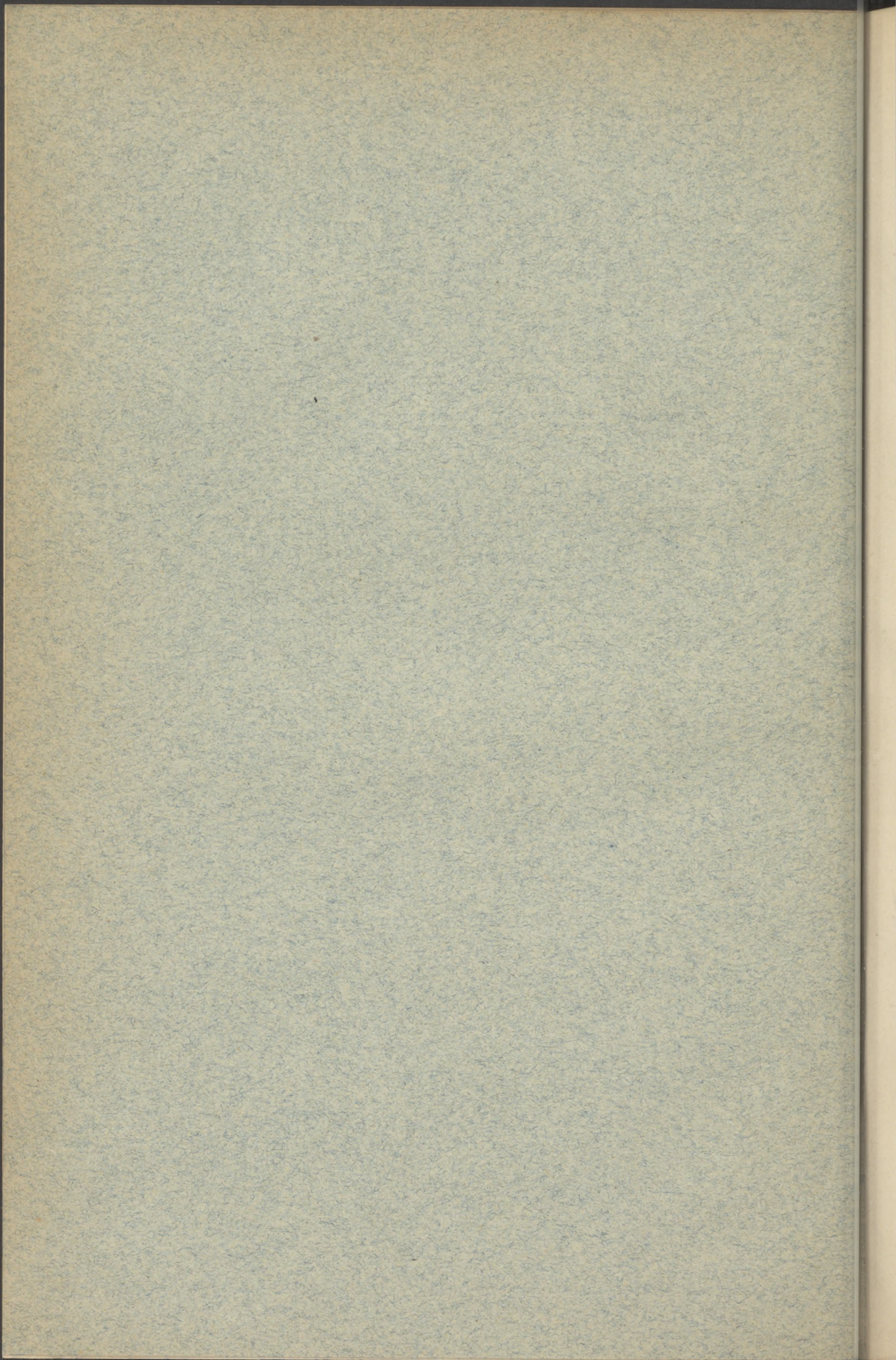
von

Heinrich von Poschinger.

Vierter Band.

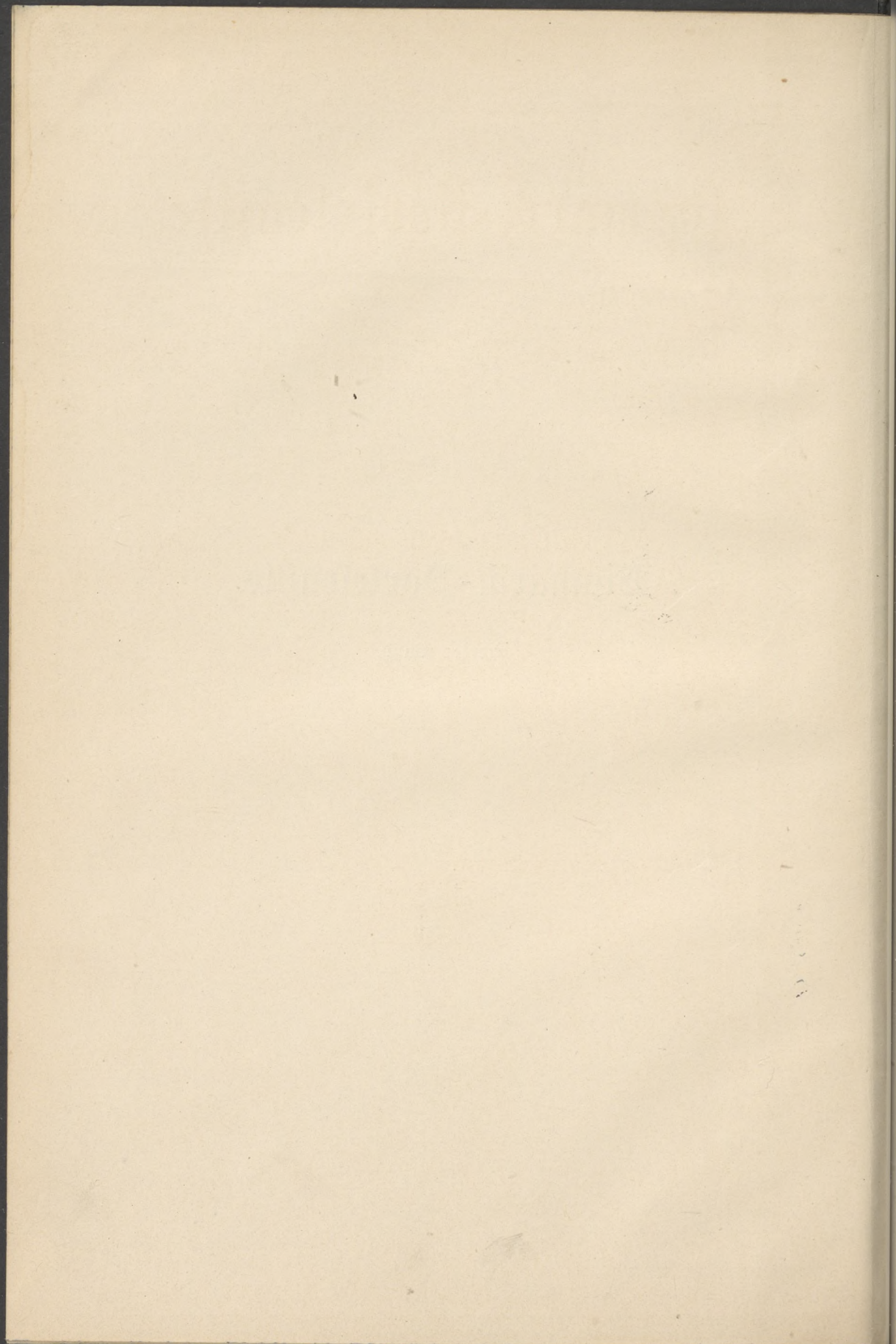


Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1899.



Bismarck-Portefeuille.

Vierter Band.



Bismarck-Portefeuille.

Herausgegeben

von

Heinrich von Polchinger.

Vierter Band.



Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1899.



Alle Rechte, insbesondere das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.
Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

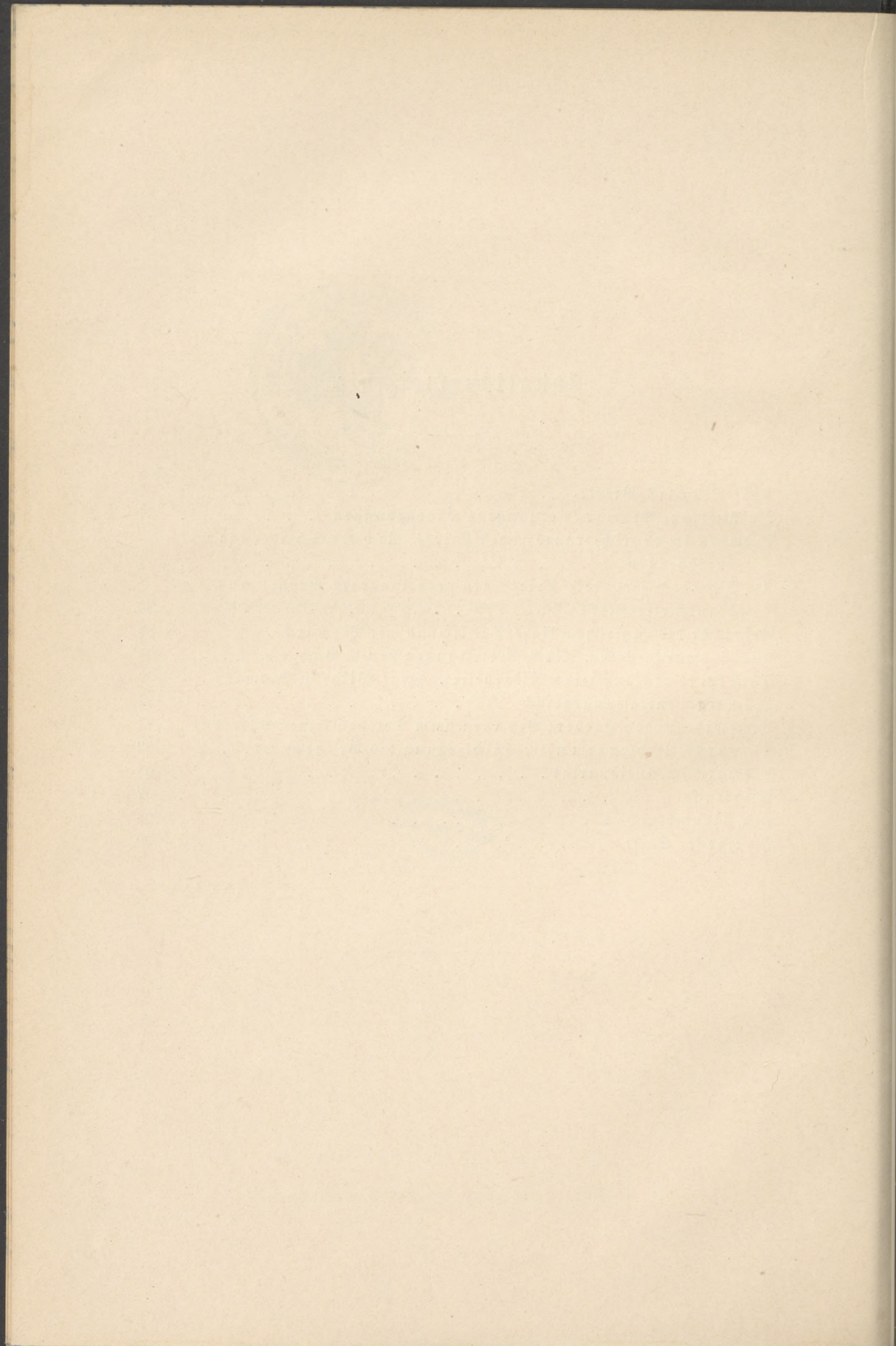
13963

II.



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Neue Bismarck-Briefe	7
Im Auftrage Bismarcks ergangene Rundgebungen	37
Bismarck im deutsch-französischen Kriege. Nach der Schilderung von Augenzeugen	47
An Bismarck gerichtete Briefe des Legationsrats Wenzel aus der Frankfurter Zeit	83
Gespräche des englischen Malers Richmond mit Bismarck	89
Aus Bismarcks Leben. Nach Mitteilungen von L. Bucher u. A.	101
Fürst Bismarck und seine Mitarbeiter. Graf Wilhelm Bismarck	129
Bismarcks Entlassungsgesuch	181
Brief des Fürsten Herbert Bismarck beim Ableben seines Vaters	187
Bismarcks Verdienste um die Erschließung des Grunewalds.	193
Bismarck im Antiquariat	203
Helgoland	207
Ein Albumblatt	208
In eigener Sache	209



Neue Bismarck-Briefe.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

Neue Bismarck-Briefe.

Es wäre eine dankenswerte Aufgabe, festzustellen, welchen Einfluß Bismarck auf die deutsche Litteratur ausgeübt hat. Einen Anlauf zu einer derartigen Untersuchung finde ich in einem in die „Rheinisch-Westfälische Zeitung“ Nr. 232 vom 23. August 1898 übergegangenen Artikel, welcher zunächst die Verdienste erwähnt, die sich Bismarck um die Säuberung des Aktenstils erworben hat, und sodann fortfährt: „Wenn es als das erste Kennzeichen eines großen Schriftstellers gilt, den menschlichen Geist bereichert, die Schätze unseres Geisteskapitals vermehrt zu haben, so hat Bismarck diese Voraussetzung zunächst erfüllt in seinen Staatschriften, die sich heute noch zum großen Teile der Oeffentlichkeit entziehen. Nur mehrere Bände von Denkschriften und Abhandlungen politischen Charakters aus seiner Feder sind bisher der größeren Oeffentlichkeit zugänglich geworden. Aber schon hier zeigte sich der Reichtum und die Kraft des Bismarckschen Geistes . . . Am eigenartigsten aber und wohl auch als Schriftsteller am größten zeigt sich Bismarck in seinen Briefen. Hier spielt sein Geist, seine reiche Phantasie, sein echt deutscher Humor in den buntesten Farben. Trotz einer etwas burlesken Ader sieht er Menschen und Dinge mit der milden Ruhe eines Philosophen. Inhalt wie Stil dieser Briefe sind derartig, daß eine Sammlung derselben wohl später in keiner deutschen Familie fehlen wird.“

Von dem Gesichtspunkt geleitet, eine derartige Sammlung vorzubereiten, reihe ich eine neue Serie Bismarckscher Privatbriefe an. Einzelne davon sind mir von den Besitzern zur Veröffentlichung übergeben worden, die Mehrzahl ist allerdings bereits publizirt, teils in Zeitungen, teils in Büchern, jedoch so zerstreut, daß eine Sammlung den Bismarck-Forschern willkommen sein dürfte. ¹⁾

¹⁾ Von der Aufnahme jener neuen Bismarck-Briefe wird Abstand genommen, welche man in Kohls Bismarck-Jahrbuch gesammelt findet, desgleichen jener, welche kürzlich (Dezemberheft 1898) die „Deutsche Revue“ zu publiziren in der Lage war (Briefe Bismarcks aus Frankfurt a. M. und Petersburg an den verstorbenen Unterstaatssekretär v. Bruner). Auch diejenigen Briefe Bismarcks, welche wir bisher erst aus der mangelhaften englischen Ausgabe von M. Bujchs Werk: „Some secret pages of his history“ kennen, mußten ausgeschieden werden, da der Wortlaut nur durch Rückübersetzung aus dem Englischen hätte festgestellt werden können, also authentisch noch nicht feststeht.

I. Aus der Zeit vor Bismarcks Entlassung.¹⁾

An die Redaktion der „Kreuzzeitung“.

Reinfeld bei Zuckers, den 5. Juli 1848.²⁾

Sehr haben wir uns hier erfreut, die ersten Nummern der neuen Preussischen zu erhalten, und uns an den metallischen Körnern gefreut, die sie in den Brei und Schmutz der Tagespresse geworfen. Ein Vorwurf, den ich dem Blatte mache, und der seiner Verbreitung auf dem Lande hinderlich wird, ist, daß es zu wenig Annoncen giebt. In der ländlichen Einsamkeit ist es ein Bedürfnis, solche zu lesen; die Frauen besonders können nicht ohne sie existiren, und zuletzt beruht auch das selbständige Bestehn eines Blattes wesentlich mit auf den Insertionsgebühren. Neue Blätter pflegen sich sonst damit zu helfen, daß sie die Annoncen der bestehenden mit abdrucken und so vermöge des Scheins allmählich in die Wirklichkeit eines bedeutenden Intelligenzblattverkehrs treten, indem sich die Insertionen dahin wenden, wo sie dem Anschein nach Gefährten und Leser finden. Die Verlobungs-, Geburt-, Sterbe-Annoncen müßten meines Erachtens jedenfalls vollständig in Ihre Listen aus der Spener-Bossischen übergehn, wenn auch ohne die Phrasen. Sie glauben nicht, wie viele Frauen auch in dieser Zeit lediglich nach diesen Annoncen in die Zeitung sehn und, wenn sie sie nicht finden, ihrem Mann das Blatt verbieten. Eine auszugsweise Liste der angekommenen Fremden, am Schluß mehr Handels- und Börsenberichte, auch nach Art der Zeitungshalle eine Eisenbahntabelle, ist vielen Lesern ein Grund, ein Blatt zu halten. Klappern gehört zum Handwerk.

Sie haben noch keine Einzahlungen der Aktionäre gefordert? mir ist es, bei jetziger Geldklemme lieb, wenn meine Zeichnung einstweilen als eine subsidiäre, aber jedenfalls feststehende betrachtet wird, wogegen ich auf Zinsen u. oder gar Dividende durchweg verzichte. — Die beifolgende Skizze über die pommerschen Wahlen bitte ich Sie, wenn sie Ihnen konvenirt, aufzunehmen, wenn nicht, so haben Sie wohl die Güte, sie in meinem Namen an Florencourt nach Halle zu schicken. Die Wahlumtriebe, zu denen ich noch mehr Belege als die angeführten namentlich machen könnte, müßten überhaupt mehr mit Namen und Thatfachen ans Licht gebracht werden. Sie sollten dazu auffordern. Verzeihen Sie nur die schlechte und confuse Schreiberei; ich bin jetzt augenblicklich so voll Korrespondenz, daß ich es nicht abschreiben kann, das nächste Mal soll es besser sein.

Der Ihrige

Bismarck.

¹⁾ Die sämtlichen folgenden Schreiben sind bei einer neuen Bearbeitung der Kohlischen Bismarck-Regesten zu berücksichtigen.

²⁾ Die drei folgenden Briefe Bismarcks aus dem Jahre 1848 wurden von der „Kreuzzeitung“ bei Durchsicht alter Papiere aufgefunden.

An den Chefredakteur der „Kreuzzeitung“.

Reinfeld bei Zuckers, den 15. Juli 1848.

Ihren Brief, verehrtester Herr und Freund, habe ich erhalten und danke dafür; beifolgend eine ähnliche Notiz über die Wahlen bei Schönhausen. Noch in großer Eile einige Fragen, auf die ich keine Antwort erwarte: Könnte die Zeitung nicht den Bericht über die ständischen Sitzungen gleichzeitig mit der Neuen Berliner, also die Sitzung vom 11. am 12. bringen? Erlaubt der Raum nicht, die französischen und englischen Verhandlungen, zum Beispiel eine so wichtige wie das Verwerfen der neuen Parlamentsreform, ausführlicher zu geben? Verzeihen Sie die wohlgemeinte, aber vielleicht unrichtige Bemerkung.

Der Ihrige

Bismarck.

*

An den Assessor Wagener in Berlin, Dessauerstr. 5.

Schönhausen, den 25. August 1848.

Lieber Herr Wagener!

In jedem Blatt Ihrer Zeitung suche ich, sobald ich es entfalte, nach Artikeln, welche die Frage wegen der Grundsteuer und der Rentablösung behandeln, und jedesmal suche ich zu meinem Kummer vergebens. Dem größten Teil der Leser wird gewiß eine gründlichere Beleuchtung dieser Fragen, die bisher in der Zeitung kaum anders als obenhin berührt worden sind, wichtiger sein als die zerbrochenen Scheiben sämtlicher Ministerhotels oder alle mystères der roten Republik. Fehlt es Ihnen an Artikeln darüber? Ich würde sehr gern welche liefern, wenn Sie es wünschen, sehr gemäßigte; aber Sie haben deren noch einige von mir in Händen über dies Thema; streichen Sie alle Bitterkeiten daraus, wenn Sie wollen; finden Sie sie aber gar nicht geeignet, so schicken Sie sie mir zurück, damit ich sehe, was ich davon für die „Magdeburger Zeitung“ gebrauchen kann. Es handelt sich in diesen Fragen nicht nur buchstäblich um die Existenz eines großen Teils der konservativen Partei, sondern darum, ob der König und die Regierung, am Scheidewege stehend, sich der Revolution in die Arme werfen, sie für permanent erklären und auf das soziale Gebiet übertragen wollen, oder ob sie den Weg Rechtens, so gut es sich thun läßt, gehn wollen; ob sie den Besitzenden den Krieg erklären oder nicht. Bitte schreiben Sie mir mit zwei Worten, ob oder warum nicht Sie auf dies Thema eingehn werden, und schicken Sie das, was Sie von meinen Aufsätzen nicht gebrauchen, zurück. Die Auseinandersetzung wegen der Tagelöhner möchte ich à tout prix gedruckt haben, sei es in der Neuen Presse oder als bezahltes Inserat in einer anderen Zeitung. Meine Frau hat eine Tochter; beide sind leidlich wohl, aber ich kann sie noch nicht verlassen. Der Ihrige

Bismarck.

P. S. Gerlach sagte neulich sehr gut: es ist ein Kriterium des Adels, daß er dem Lande umsonst dient; um das zu können, muß er aber ein eignes Vermögen haben, von dem er leben kann, sonst geht die Sache absolut nicht. Daher müssen wir schon so materiell sein, unsere materiellen Interessen zu verteidigen.

*

An Herrn Hagedorn in Hamburg.

Frankfurt a. M., den 7. Mai 1852.

Cure Wohlgeboren

erfuche ich ergebenst, mir von den letzten Regalia wiederum 500, sowie 1000 St. Rio Hondo (ich glaube 40 Th.) zu schicken. Bei dem Herzog von Augustenburg habe ich neulich eine sehr gute Traburillo, er sagte, wie mich dünkt, zu 70 Th., von Ihnen geraucht. Haben Sie davon noch, so bitte ich um eine Probe von 100 St.

Hochachtungsvoll

Curer Wohlgeboren

ergebener

v. Bismarck.¹⁾

*

An den späteren königlich preussischen Geheimen
Kriegsrat Müller.²⁾

Frankfurt a. M., den 11. April 1853.

Curer Wohlgeboren dürfte bereits durch den Konrektor Lindstädt in Schönhausen bekannt geworden sein, daß demselben durch die beabsichtigte Anstellung

¹⁾ Der „Indépendance Belge“ wurde von ihrem Berliner Korrespondenten geschrieben (cf. Nr. 231 vom 19. August 1898):

On voit, depuis quelques jours, apparaître de tous côtés: dans les hôtels, les restaurants, chez les marchands de vin et aux vitrines des magasins, des lettres que le prince de Bismarck a adressées à ceux qui les exhibent pour les remercier des cadeaux qu'ils lui avaient envoyés à l'occasion de son anniversaire.

Toutes ces lettres sont écrites, en caractères de grandes dimensions, par la main même du prince et il ne perdait pas de temps à manifester sa reconnaissance; car j'ai vu plusieurs de ces remerciements qui étaient datés du 4 et du 5 avril, de différentes années, alors que la naissance du prince datait du 1^{er} du même mois.

Les possesseurs de ces écrits les ont fait soigneusement encadrer et sont fiers de pouvoir les montrer à leurs clients ou aux passants. Der obenstehende Brief ist einer dieser Art.

²⁾ Ueber das Verhältnis Bismarcks zu Müller wurde dem „Kleinen Journal“ (Nr. 221 vom 13. 8. 98) von seinem Dresdener Korrespondenten geschrieben: Auf dem Weißen Hirsch bei Dresden, dem sich an Oberloschwitz anschließenden bekannten Luftkurort, hat ein Jugendbekannter des Fürsten Bismarck, von dem ich hier berichten will, der im 89. Lebensjahr stehende königlich preussische Geheime Kriegsrat a. D. Müller, sein schlichtes, gemüthliches Willenheim. Dort lebt er seit zweiundzwanzig Jahren in still-behaglichem Ruhestande, den er sich durch eine beinahe halbhunderjtährige verdienstvolle amtliche Wirksamkeit erarbeitete. Hier,

eines zweiten Lehrers daselbst eine bedeutende Verkürzung seines Einkommens droht. Auf seinen Wunsch habe ich mich bei Sr. Excellenz dem Herrn Minister der geistlichen Angelegenheiten für ihn verwandt, und da ich nicht zweifeln darf, daß auch Eure Wohlgeboren geneigt sein werden, für Ihren früheren Lehrer dort geeignete Schritte zu thun, so würde ich Ihnen zu besonderem Danke verpflichtet sein, wenn Sie durch Ihre persönlichen Bekanntschaften im geistlichen Ministerium dahin wirkten, daß demselben eine möglichst günstige Entscheidung in jener Angelegenheit zu teil wird.

Zugleich ergreife ich diesen Anlaß zur Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe zu sein Eurer Wohlgeboren
ergebener

v. Bismarck.

*

in diesem echt stillzufriedenes Glück ausatmenden Heim, besuchte ich dieser Tage den rüstigen Greis, und hier erzählte mir der lebenswürdige Alte von seinen langjährigen Beziehungen zu Bismarck und von seiner eigenen, nicht minder interessanten und höchst merkwürdigen Lebenslaufbahn. „Ich habe den Fürsten Bismarck noch gekannt, da er etwa als achtjähriger Knabe in kurzer Jacke in Schönhausen einherging. Ich selbst war eines Schönhausener Kossäten Sohn und besuchte die Dorfschule, wo ich so gute Fortschritte machte, daß der Lehrer, Konrektor Lindstädt, mich als den Ersten in der Klasse zu seiner Hilfe beim Unterricht heranzog, so daß ich die Mitschüler insbesondere im Schreiben unterrichten mußte. Da meinten denn oftmals die anderen Bauern zu meinem Vater, der außer mir noch sechs Kinder besaß und außerdem gar viel unter dem Druck der Kriegszeit und deren Nachwehen zu leiden gehabt hatte, es wäre doch schade, wenn ich, der ich eine so gute Hand schrieb und auch sonst begabt war und leicht lernte, als Knecht in Dienste gehen müßte. Nun, daß mein Vater mich hätte etwas Besonderes lernen lassen können, daran war nicht zu denken! Aber er wandte sich um Rat an den Gutsherrn, und so kam ich mit vierzehn Jahren nach Genthin, wo ich als Schreiber in der Bürgermeisterei angestellt wurde und Zeit fand, nebenbei tüchtig zu lernen. Ich besuchte die Bürgerschule und brachte mich selbst im Französischen vorwärts. Dann aber ging ich mit siebzehn Jahren als Soldat nach Berlin, nicht aber vornehmlich aus Liebe zum Militärstande, sondern um dadurch Gelegenheit zu haben, die Brigadeschule besuchen zu können, die ich nun innerhalb zweier Jahre bis zur ersten Klasse durchmachte. Und als ich 22 Jahre alt war, kam ich auf besondere Empfehlung des Generals v. Witzleben ins Kabinet des Königs Friedrich Wilhelm III. als Hilfsarbeiter, doch berief mich der General, als er zum Kriegsminister ernannt wurde, in das Kriegsministerium, wo ich nunmehr nach der Reihe allen Kriegsministern bis zum Kriegsminister v. Ramecke diente und im Jahre 1876 meinen Abschied nahm.“ Hatte nun auch Geheimrat Müller in seiner langjährigen Dienstzeit mit Bismarck niemals eigentlich dienstlich direkt zu thun, so fanden sich doch zahlreiche Gelegenheiten, die Schönhausener Bekanntschaft zwischen beiden immer wieder zu erneuern, insbesondere als Fürst Bismarck noch Reichshauptmann von Schönhausen war, zu welcher Zeit derselbe gern und oft die Vermittlung des Schönhausener Kindes in Anspruch nahm. Wenn zum Beispiel die Schönhausener Bauern mit ihrem Prediger nicht einig waren, sie ihm die Abgaben verweigerten und Bismarck den Streit schlichteten sollte, wandte sich dieser an Müller, daß er seine Diplomatenkünste bei den Schönhausener Bauern, bei denen er ja viel gelte, versuchen möge. Und Müller, der allerdings bei den Schönhausener Bauern viel galt, weil er der einzige war, der von ihnen heraus etwas Großes geworden, wußte denn auch bald in

An den hannoverschen Minister von Schöle.

Frankfurt a. M., den 27. April 1853.

Verehrtester Freund und Gönner!

Von Ihrem Sinn für Kollegialität darf ich erwarten, daß Ihre Teilnahme an den Leiden und Freuden des Militärausschusses nicht ganz erstorben sein und der Hilferuf eines Mitgliedes desselben bei Ihnen ein geneigtes Ohr finden wird.

Die peinliche Aufgabe der Beseitigung der Marinetrümmer ist fast vollendet, da fällt es einem demokratischen Apotheker in Bremerhaven ein, wegen einer Nachforderung für Abnutzung aus einem Mietverhältnis einen Teil des zu verkaufenden Bundeseigentums mit Arrest belegen zu lassen. Das Bremer Gericht zeigt sich willig und der Mann findet mehr als einen Nachfolger; ohne vorgängige Benachrichtigung des Bundes-Kommissars werden für 20- bis 30 000 Thaler Gegenstände beschlagen und die Polizeidragoner weisen ihm die Thür, als er zur angekündigten Versteigerung schreiten will. Wenn das so weiter geht, so werden unsere Geschütze auf den Mainzer Wällen noch wegen vermeintlicher Forderungen an den Bund mit Arrest belegt, und die Regierungen, die jedenfalls ebensoviel Recht gegen den Bund haben als ihre Unterthanen, werden klüger thun, anstatt ihre Ansprüche zu liquidiren, die Forderungen des Bundes an sie selbst, d. h. ihre Beiträge zu Umlagen, mit Arrest zu belegen. Ich begreife den alten Smidt nicht; der Bremer Senat hat sein Gerichtsamt gegen

gewünschter Weise den Frieden herzustellen, was in späteren Jahren, als aus dem Deichhauptmann der Weltenlenker geworden war, zu der scherzhaften Bemerkung Müllers gegenüber Bismarck Anlaß gab, daß dieser wohl in der weiten Welt mehr als er zu sagen habe, er aber, Müller, in Schönhausen doch mehr als Bismarck gelte, was er ihm schriftlich zugestanden habe. Ein andermal wieder, als zwischen Fischbeck und Schönhausen durch eine große Ueberschwemmung ein Deichbruch herbeigeführt worden war und es nun galt, einen neuen Deich herzustellen, wandte sich Bismarck an seinen Jugendbekannten, daß er ihm das wissenschaftliche Material für die Vorarbeiten beschaffe, und im Schönhausener Gutsarchive muß heute noch die eingehende Arbeit aufbewahrt sein, die Müller damals lieferte. Fürst Bismarck hat seinem Schönhausener Jugendbekannten niemals diese bereitwilligen Unterstützungen seiner Thätigkeit vergessen, und wo er jemals dem Kriegsrat Müller begegnete, ehrte er ihn in auszeichnender Weise; so weiß zum Beispiel der alte Herr zu berichten, wie er, der in der Begleitung des Kriegsministers Grafen Noen die Kriege von 1864 und 1866 mitmachte, einst von Bismarck in Böhmen bemerkt wurde, als Müller eben in einen Wagen gestiegen war und fortfahren wollte. Da winkte Bismarck dem Kutscher Halt zu, begrüßte den Kriegsrat, bedauerte, ihn so lange nicht gesehen zu haben, schalt ihn in freundlicher Weise, daß er ihn, Bismarck, nicht in Berlin besuche, und nahm ihm das Versprechen ab, daß es nach der Rückkehr in die Heimat geschehe. So blickt der greise Kriegsrat auf eine erinnerungsreiche Dienstzeit zurück. Er hat das Rad der Weltgeschichte, wenn auch in bescheidenem Maße, mit drehen helfen, und diesem Schatze der Erinnerungen, die aus seiner arbeitsreichen Dienstzeit flossen, lebt er nun in behaglicher Zurückgezogenheit. Und die schönsten sind gewiß jene Erinnerungen, die sich an den heimgegangenen Meister der Politik knüpfen, der auch auf der Höhe seiner Triumphe den schlichten Bauernsohn aus Schönhausen nicht vergaß. Müller ist vor kurzem gestorben.

Reklamation des Bundes-Kommissars in Schutz genommen, während ihm doch klar sein muß, daß, so lange es kein kompetentes Gericht giebt, vor welchem der Bund verklagt werden kann, auch keines kompetent ist, sein Eigentum mit Arrest zu belegen. Dabei hat der Vorgang, nach den hierher berichteten Einzelheiten, vielmehr die Färbung eines Versuchs, sein Mütchen am Bunde zu kühlen und ihn zu Nutzen der Demokratie herabzusetzen, als sich vor Geldverlust zu wahren. Der Militärausschuß hat vorläufig den Senat in Bremen aufgefordert, für Aufhebung des Arrestes Sorge zu tragen und ihn für die aus der Anlage desselben dem Bunde erwachsenden Nachteile verantwortlich gemacht. Weigert sich Senatus, darauf einzugehen, so bleibt dem Bunde nur ein exekutivisches Einschreiten übrig, wenn er nicht die Rolle einer von den Späzen verunreinigten Vogelscheuche spielen will. Meine Bitte und gleichzeitig die der Herren von Protesch und von Kostiz geht nun dahin, daß Sie die Güte hätten, Ihren freundschaftlichen Einfluß bei dem Senat aufzubieten, um ihn zur Raison zu bringen und weiteren Kollisionen vorzubeugen, und wir haben das Vertrauen, daß Sie gern bereit sein werden, uns diese Erleichterung einer ohnehin peinlichen Aufgabe, diese Vermeidung eines skandalösen Konflikts durch Ihren Beistand zu ermöglichen. — Im übrigen ist von hier nicht viel zu melden. Bothmer verlieren wir ungern, er ist ein gründlicher Arbeiter und ein grader, glaubwürdiger Charakter. In Lorschbach habe ich mich im Bergsteigen nach Schnepfen in diesem Jahre geübt; indessen hatte dieses angenehme Geflügel im heurigen Frühjahr nicht nur Oculi ganz verstreichen lassen, sondern auch diese Versäumnis durch eine sehr beschleunigte Durchreise wieder einzubringen gesucht. Ich habe eigenhändig nur Eine geschossen. Meine Frau empfiehlt sich Ihrer freundlichen Erinnerung und ich verbleibe in aufrichtiger Verehrung und Ergebenheit stets der Ihrige.

v. Bismarck.

P. S. Wenn Ihre Zeit Ihnen eine kurze Benachrichtigung über den Erfolg und Ihre Auffassung der obigen Sache gestattet, so würde ich es dankbar erkennen.

*

An den Bürgerverein zu Ziefar, Kreis Zerichow.¹⁾

Berlin, den 4. Oktober 1862.

Den verehrten Vorstand erjuche ich ergebenst, dem dortigen Bürgerverein für die, in der überreichten Adresse, mir kundgegebene Gesinnung meinen verbindlichsten Dank auszusprechen. Es hat mir eine besondere Freude gewähren

¹⁾ Bei der Nachricht von Bismarcks Ernennung zum Minister ging lauter Jubel durch die Herzen jener Patrioten, denen es bereits vergönnt war, Bismarck zu kennen. Das zeigte sich auch in einer Versammlung monarchisch gesinnter königstreuer Männer in der kleinen Provinzialstadt Ziefar. Nach verschiedenen Reden wurde einstimmig beschlossen, an Bismarck eine Adresse zu richten und dieselbe durch eine Deputation von drei Mitgliedern

müssen, aus einer meiner Heimat benachbarten Stadt eine solche vertrauensvolle Begrüßung zu empfangen und ich werde auch nicht unterlassen, die Adresse als ein patriotisches Zeugnis zu Allerhöchster Kenntniss Sr. Majestät des Königs zu bringen.

Der Staatsminister:
v. Bismarck.

*

An Herrn Dr. Samwer.¹⁾

Berlin, den 17. Januar 1864.

Ew. Hochwohlgeboren haben an das Königliche Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten das anliegende Schreiben d. d. Kiel, den 6. d. M. gerichtet. Das Königliche Ministerium ist in der dermaligen Sachlage nicht im stande, eine amtliche Mitteilung, welche Ew. Hochwohlgeboren demselben auf Befehl „Sr. Hoheit des Herzogs von Schleswig-Holstein“ zugehen lassen, amtlich entgegen zu nehmen. Ich beehre mich daher, Ew. Hochwohlgeboren das erwähnte Schreiben hierbei wieder zuzustellen.

Genehmigen Ew. Hochwohlgeboren die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

v. Bismarck.

*

An den Freiherrn Anton v. Gablenz.²⁾

Barzin, den 10. August 1869.

Eurer Hochwohlgeboren danke ich verbindlichst für die beiden heute und gestern erhaltenen Schreiben, und würde ich das erste von beiden mit gestriger Post schon beantwortet haben, wenn ich nicht das Bedürfnis gehabt hätte, die

des patriotischen Vereins zu überreichen. Die Deputation wurde freundlich empfangen und die Adresse mit schönem Danke angenommen. Bereits am 5. Oktober brachte die „Kreuzzeitung“ in Nr. 233 folgende Notiz, die von B. selbst der Zeitung zugegangen war:

„Der Bürgerverein zu Bieslar, Kreis Zerichow, hat an den Vorsitzenden des Staatsministeriums, Hrn. v. Bismarck, eine Adresse gerichtet, in welcher derselbe seine Freude darüber ausdrückt, daß Se. Majestät einen echten Zerichowschen Mann an die Spitze des Ministeriums berufen habe, und die Hoffnung ausdrückt, es werde nun Preußen seine hohe Mission erfüllen, das rechte deutsche Königtum, ein freies Volk unter einem freien Könige, der Demokratie, dem falschen Konstitutionalismus abzurufen, indem es Sr. Excellenz, fest auf dem Boden der Verfassung stehend, gelingen werde, diese Aufgabe zu lösen.“

Daß dem Minister durch die Adresse eine Freude bereitet wurde, geht aus dem obenstehenden Dankschreiben hervor.

¹⁾ Zuerst veröffentlicht in dem Werke Samwers „Schleswig-Holsteins Befreiung“ S. 701.

²⁾ Freiherr v. Gablenz hatte, wie aus den Geschichtswerken bekannt ist, im Jahre 1866 erfolglos eine Vermittlung zwischen Preußen und Oesterreich angestrebt. Im Jahre 1869 brachte die „Sächsishe Zeitung“ eine auf die gepflogenen Verhandlungen bezügliche Nachricht. Gablenz verfaßte folgende, allerdings sehr „diplomatische“ Berichtigung:

Tonart der zu widerlegenden Erfindungen zu kennen. Nach Eingang Ihres Schreibens vom 8. habe ich sofort nach Berlin an Thile telegraphirt, mit der Bitte, Ihnen mein volles Einverständnis mit der beabsichtigten Form der Widerlegung auszusprechen. Meines Wissens und meiner Ueberzeugung nach sind damals gar keine Schreiben zwischen beiden Monarchen gewechselt worden, und wenn die letzten Bestrebungen des Königs zur Erhaltung des Friedens in der ganzen Welt bekannt würden, so glaube ich, daß das Sr. Majestät nur zum Ruhm gereichen und auch nicht einmal in Frankreich Verstimmung wecken könnte. Nicht ganz so wird es mit den letzten von Wien aus in Paris gemachten Versuchen liegen.

Mit ausgezeichnetener Hochachtung bin ich
Ihrer Hochwohlgeboren
ergebenster
v. Bismarck.

*

An den General Frhrn. von Manteuffel.

Berlin, den 9. Juni 1866.

(Rücküberetzung ins Deutsche aus dem Englischen.¹⁾)

Excellenz!

Bekannt mit der jüngst bei Gelegenheit der letzten vertraulichen österreichischen Friedensverhandlungen (die durch den Bruder des Generals v. Gablenz geführt wurden) von Ihnen mir gegenüber geäußerten Ueberzeugung, dahin gehend, daß wir aus allen politischen, militärischen und finanziellen Gründen sofort die Entscheidung des Krieges annehmen müßten, wo immer sie sich bietet, fühlte ich mich sicher, daß mein Telegramm mit dem Umriß Ihrer Weisungen Sie bestimmen würde, in dem obigen Sinne zu handeln, und ich sah daher im Laufe des gestrigen Tages wichtigen Nachrichten entgegen. Die Kunde von dem beiderseitig freundschaftlichen Tone der Musikanten in dem militärischen

„Die ‚Sächsische Zeitung‘ behauptet in einer ihrer letzten Nummern mit gesperrten Lettern, daß im Anfang des Juni 1866 zwischen den Monarchen Preußens und Oesterreichs eine politische Korrespondenz, deren wesentlicher Inhalt ebendasselbst wörtlich angeführt ist, stattgefunden, sowie daß ich die Ehre gehabt hätte, diesen Briefwechsel der beiden Herrscher zu vermitteln. Diesen angeblichen ‚Thatfachen‘ gegenüber, welche es — der ‚Sächsischen Zeitung‘ zufolge — unmöglich sein soll zu dementiren, erkläre ich hiermit öffentlich, daß ich weder zu der angegebenen noch zu einer anderen Zeit einen Brief Seiner Majestät des Königs Wilhelm an den Kaiser von Oesterreich zur Beförderung erhalten habe, und daß ich ebensowenig in der Lage gewesen bin, ein Schreiben Seiner Majestät des Kaisers Franz Joseph dem König von Preußen zu überbringen.“ —

Diese „Berichtigung“ legte Gablenz Bismarck brieflich vor, der damals in Warzin weilte. Bismarck antwortete in dem oben mitgetheilten Briefe, der einschließlich der Aufschrift auf dem Briefumschlag in den bekannten großen Schriftzügen von seiner Hand geschrieben ist.

¹⁾ Der Brief erschien am 24. Oktober 1898 zum erstenmal in der „Times“.



chassez croisez ist aber nicht im entferntesten zu dem Geiste gestimmt, in welchem wir hier die Nachricht vom ersten Kanonenschuß erwarteten. Sie sagen, die Besetzung würde als ein Akt der Gewaltthat die Gemüter des Volkes verwirren, und ich erwidere Ihnen mit Devereux: „Freund, jetzt ist der Augenblick, Lärm zu schlagen.“ Thun wir es nicht, dann stürzen Sie nicht nur den ganzen europäischen Plan aus militärischer Höflichkeit gegen Gablenz um, sondern Sie werden auch in der Armee, die Württemberger ausgenommen, keine Seele finden, die für Ihre Haltung Verständnis hat. Jede drei Tage kosten uns zwei Millionen, und wir halten das nicht lange aus, da wir nicht wie Oesterreich auf Kosten unserer Gläubiger leben. Jede drei Tage bedeuten 5000 Mann Bundestruppen für die Oesterreicher. Der Wind ist heute günstig für uns in ganz Europa. Jedermann erwartet von uns, daß wir handeln, hält es für natürlich, daß wir handeln. In acht Tagen ist das möglicherweise nicht mehr der Fall. Vor drei Tagen haben wir die Einlage den befreundeten Höfen mitgeteilt, und gegenwärtig interpellirt man uns von diesen Seiten bezüglich unseres Höflichkeitsfeldzuges in Holstein. In Anbetracht all dieser Umstände hatte ich gehofft, Sie würden sogar ein wenig „York“ dort gespielt haben. Jetzt aber haben Sie des Königs bestimmte Befehle zum Handeln, und falls Sie dieselben nicht so schleunig ausführen, als die Anforderungen unserer allgemeinen Politik es erheischen, werden Sie nach meiner Meinung Preußen ernstem Schaden anthun. Wenn wir wieder in den Sumpf der halben Maßregeln und des Kondominiums zurücksinken, wird es uns schwer halten, im rechten Augenblick einen so günstigen casus belli zu finden wie den heutigen. Falls die Möglichkeit eines ehrenvollen Friedens dadurch zu fördern wäre, würde ich mich von Herzen freuen. Allein alle Hoffnung darauf ist geschwunden, und die Leute in Wien treiben nur ihr Spiel mit uns, bis sie und ihre Verbündeten bereit sind, um dann entweder selbst loszuschlagen oder uns als die Anstifter hinzustellen, sobald der heute in London, Paris und Petersburg durch ihren Wortbruch verursachte Eindruck verwischt ist. Einzelne Aeußerungen von Gablenz' Bruder bringen mich fast zu der Befürchtung, daß die Herausforderungsmaßregel oder Einberufung des Bundestages vor Montag wieder zurückgezogen wird, und damit verlieren wir den schlagendsten Beweis dafür, daß wir berechtigt sind, zur That zu schreiten. Entweder der Vertrag von Gastein ist verletzt oder er ist es nicht. Wenn nicht, haben wir kein Recht, in Holstein einzumarschiren. Wenn er aber verletzt ist, so haben wir auch das Recht, weiter zu gehen. Jedermann glaubt heute das letztere, bei uns wie im Auslande und in Wien. Warten wir, so erhält die österreichische Lügenpresse wieder die Oberhand. Ich habe soeben zuverlässige Nachrichten aus Süddeutschland erhalten des Inhaltes, daß Oesterreich noch nicht mit seinen eigenen Rüstungen fertig sei und daß deshalb von Wien an Gablenz Befehle ergangen sind, zu temporisiren und sich freundlich zu zeigen. Daraufhin werde ich Seiner

Majestät raten, daß, abgesehen von der Besetzung von Holstein, die Sie sicher ausgeführt haben werden, ehe dieser Brief Sie erreicht, sobald der Bundestag sich am Montag versammelt, wir alsbald an Gabelnz die Aufforderung zum Abzug richten. Falls der Bundestag sich entschließt, den Augustenburg zu proklamiren, wird es Ihre Sache sein, das, im Notfalle mit Gewalt, zu verhindern. Andernfalls verfehlen Sie, des Königs gutes Recht aufrecht zu erhalten. Ich hoffe indessen für Sie vor Montag Abend, falls Sie es wünschen, den bestimmten Befehl zu erlangen, die Räumung Holsteins durch die Oesterreicher zu erzwingen. Ich muß schließen. Entschuldigen Sie den hastigen Stil meines Briefes, allein Ihr Telegramm hat mir heute morgen die Nerven erschüttert, und jetzt tritt die Reaktion ein. Ich lege Ihnen ein, was am 5. an Goltz geschrieben wurde. Er hat immer in diesem Sinne mit dem Kaiser Napoleon gesprochen.

In großer Eile, aber in alter Freundschaft

Ihr v. Bismarck.

Ich that's mit Widerstreben,
Da es in meine Wahl noch war gegeben:
Notwendigkeit ist da, der Zweifel flieht,
Jetzt fecht' ich für mein Haupt und für mein Leben.
(Wallensteins Tod. 3. Aufzug, 10. Auftritt.)

*

An den Bürgermeister und Lieutenant Reimann
in Bütow.

Barzin, den 4. August 1869.

Eurer Hochwohlgeboren danke ich verbindlichst für Ihre freundliche Zusage (scil. seltener Fische), welche mir beweist, daß Ihre Fürsorge den Ehrenbürgern der Stadt in gleichem Maße zugewendet ist wie der ortsanwesenden Gemeinde.

Mit der Bitte, mich den Herren zu empfehlen, welche mich im vorigen Jahre hier mit einem Besuche beehrten, bin ich Euler Hochwohlgeboren ergebenster

v. Bismarck.

*

An Herrn F. W. Schannebein in Schönefeld¹⁾.

Berlin, Mitte Juni 1871.

Eurer Wohlgeboren Telegramm vom 15. d. Mts., in welchem Sie auf Grund Ihrer meteorologischen Beobachtungen für den Einzug (scil. der aus Frankreich zurückkehrende Truppen) das schönste Wetter in Aussicht gestellt haben,

¹⁾ Dem im Verlage von E. Herfurth, Leipzig, erschienenen Werke von Johs. Penzler: „Fürst Bismarck und Leipzig“ entnommen.

habe ich zur Kenntniss des Kaisers gebracht, und hat Allerhöchstderselbe mir befohlen, Ihnen für diese Mitteilungen mit dem Hinzufügen zu danken, daß Ihre Voraussetzung vollkommen eingetroffen sei. Indem ich mich des Allerhöchsten Auftrages entledige, nehme ich auch meinerseits gern Veranlassung, Ihnen für die mir erwiesene Aufmerksamkeit meinen verbindlichsten Dank zu sagen.

v. Bismarck.

*

An den bayerischen Minister des Aeußern und des Königlichen
Hauses v. Pfretschner in München.¹⁾

(?) 1873.

Ueber den strategischen Wert von Ingolstadt maße ich mir kein Urteil an. Aber darüber bin ich mir vollkommen klar, daß ein reichstreues bayerisches Ministerium für mich mehr wiegt als so etliche Millionen Thaler. Ich werde mich bemühen, daß Sie die vier Millionen erhalten.

*

¹⁾ Die oben auszugsweise mitgeteilte Antwort Bismarcks an Pfretschner wurde durch die „Münchner Allgem. Ztg.“ bekannt, welcher ein angesehenener bayerischer General geschrieben hatte: In den Jahren 1872 bis 1873 beriet die Landesverteidigungskommission, an deren Spitze der deutsche Kronprinz stand, deren Mitglieder Graf Moltke, der Chef der Artillerie, der Chef des Ingenieurcorps und andere höhere Generale waren, über die Verstärkung der bestehenden Festungen, die Auflaffung einzelner, das Fortbestehen anderer und ermittelte einen Bedarf von 68 Millionen Thalern aus der französischen Kriegsschädigung, außer 28 Millionen Thalern, die für die elsäß-lothringer Festungen benötigt waren. Bayern sollte dabei ganz leer ausgehen. Für Ingolstadt, dem die Kommission keinen Wert beilegte, ebenso für Germersheim war nichts ausgeworfen. Kriegsminister v. Prandl besprach sich mit mir und dem Ingenieur-Referenten, Oberstlieutenant Gläser. Das bayerische Kriegsministerium wurde in Berlin vorstellig, aber die Antwort lautete ablehnend, da die Gelder überhaupt nur für Festungen nahe der Grenze verlangt würden. Nun erwiderten wir, daß für Spandau 4 Millionen Thaler angesetzt wären. Ja, hieß es zurück, das sei etwas anderes: in Spandau würden alle militärtechnischen Etablissements vereinigt. Das wollen wir in Ingolstadt auch, antworteten wir. Doch unsere Bemühungen waren umsonst. Man setzte nichts für Ingolstadt aus; die Landesverteidigungskommission blieb taub für die Wünsche des bayerischen Kriegsministeriums. — Nun wendete sich der Kriegsminister an den Minister des Aeußern v. Pfretschner. Dieser schrieb an Bismarck, ihm auseinanderlegend, daß das bayerische Ministerium gegenüber der Kammer der Abgeordneten dem Reiche gegenüber einen noch weiter erschwerten Stand haben würde, wenn aus der französischen Kriegsschädigung eine so kolossale Summe vorweggenommen werden und Bayern für seine Festungen, namentlich seine Hauptlandesfestung Ingolstadt gar nichts erhalten würde. Die Antwort Bismarcks an Pfretschner ließ nicht lange auf sich warten. Sie ist, wie oben mitgeteilt, wörtlich in meinem Gedächtnisse haften geblieben. Und richtig: Bismarck setzte es trotz allen Widerspruchs durch, daß dem Reichstag ein Antrag statt auf 68 auf 72 Millionen Thaler, darunter 4 Millionen für Ingolstadt, vorgelegt wurde, und Bayern erhielt dann auch 4 Millionen, womit daselbe Ingolstadt zu einer Festung ersten Ranges umgestalten konnte.

An den Grafen Andrássy.¹⁾

September (?) 1879.

Ich freue mich, aus Ihrem Schreiben zu ersehen, daß unser Herr (der Kaiser Franz Joseph ist gemeint) den einen Fuß im Bügel hat, und verzweifelt nicht, daß es unserer gemeinsamen Arbeit gelingen wird, ihn vollständig sattelfest zu machen. Leider liegt es in der Natur der Dinge, daß meine Aufgabe so schnell nicht lösbar ist wie die Ihrige. Der mündliche Vortrag hat nicht nur den Vorzug der Geschwindigkeit, sondern auch der Beschränkung auf die Beantwortung der Fragen, die Allerhöchsten Orts wirklich aufgeworfen werden. In der schriftlichen Darlegung aber muß ich alle die Mißverständnisse vorbeugend besprechen, von denen ich befürchten kann, daß sie möglich sind. Ich bin in die Lage gekommen, daß ich meinem Sohne, der mit Ihrer freundlichen Erlaubnis dieses schreibt, genau 60 Bogenseiten diktieren und den Inhalt durch telegraphische und gesonderte Zusätze dennoch ausführlich motivieren zu müssen (mußte). Demungachtet ist es mir trotz aller Sorgfalt nicht geglückt, das Mißverständnis damit vollständig zu verhüten, als ob in unseren friedlichen Plänen ein Hintergedanke aggressiver Handlung stecken müsse. Dieser Gedanke ist einem mehr als achtzigjährigen Herrn ein unsympathischer, aber ich darf hoffen, daß eine Beseitigung möglich sein wird, wenn es mich auch ein ziemlich umfangreiches Postskriptum zu jenen 60 Seiten kosten wird. Weniger Feld für meine Thätigkeit bietet mir die im Temperament meines Herrn liegende Abneigung gegen ein rasches Eingehen auf neue Situationen. Für Allerhöchstdenselben ist das jüngste Verhalten des Kaisers Alexander die erste, mehr blitzartige Beleuchtung einer Situation, die ich in den letzten Jahren schon öfter mir zu vergegenwärtigen genötigt war. Es wird Seiner Majestät außerordentlich schwer, zwischen den beiden Monarchien optieren zu sollen, und deshalb wird Allerhöchstderselbe sich der Ueberzeugung, daß der Moment dazu gekommen sei, möglichst lange verschließen. Die Gewohnheit hat in unserem Königshause eine gewaltige Kraft, der Trieb zum Beharren wächst mit dem Alter und wehrt sich gegen das Erkennen unbestrittenen Wechsels der Außenwelt.

*

1) Der obenstehende Privatbrief wurde von M. Busch gleich nach Bismarcks Ableben zuerst in der „Times“ veröffentlicht und ging demnächst in dessen Buch: „Bismarck und sein Werk. Beiträge zur inneren Geschichte der letzten Jahre bis 1896 nach Tagebuchblättern“ über. Ort der Abfassung und Datum sind nicht bekannt geworden. Der Brief fällt in die Zeit, da das Bündnis zwischen Deutschland und Oesterreich abgeschlossen wurde (zwischen dem 22. und 24. September 1879). Die Genehmigung des Kaisers Wilhelm I. zu diesem Bündnisse zu erlangen, machte bekanntlich große Schwierigkeiten, zu deren Begleichung der Kronprinz und Graf Stolberg nach Baden-Baden in das Kaiserliche Hoflager geschickt wurden. Die Unterzeichnung des Bündnisvertrages erfolgte erst am 7. Oktober 1879.

An Herrn Dr. Lüdicke in Halle a. S.

Berlin, den 12. April 1881.

Eure Wohlgeboren und die übrigen Herren Mitglieder Ihres Vereins haben mich durch Ihre guten Wünsche zu meinem Geburtstage sehr erfreut. Ich bitte Sie, dafür und für die wohlwollenden Gefinnungen, welchen das mir übersandte Lied ¹⁾ Ausdruck giebt, meinen verbindlichsten Dank entgegenzunehmen.

v. Bismarck.

*

1) Auf das Konkurrenz-Ausschreiben, betreffend „Kernlied auf den Fürsten Bismarck“ war eine Anzahl Gedichte eingesandt worden. — Den Anforderungen hatte nach unparteilichem Urtheil folgendes entsprochen:

Motto: 'ne eiserne Hand, ein grad'er Sinn,
Die führen zur höchsten Höhe dich hin.

Das Lied vom eisernen Fürsten.

Als Gott das Eisen wachsen ließ, zum Schrecken aller Knechte,
Da dacht' er das und dachte dies und fand, wie stets, das Rechte:
Er schuf von Eisen einen Mann
Und nannte ihn Fürst Bismarck dann; —
Der schmiedet 's Reich zusammen.

Er ward ein großer Diplomat, verstand sich wohl aufs Wetter,
Er ward ein Mann der kühnen That, des Vaterlandes Retter.
Und wenn ein Sturmwind brach herein,
So brockt er heiße Suppen ein, —
Die Feinde mußten's essen.

Bei Königsgrätz, da beugte er Haus Habsburgs stolzen Nacken,
Im Mainfeldzug, da säubert' er Germanias Gold von Schlacken,
Dann rupfte er den welschen Hahn,
Und alle es mit Staunen sah'n: —
Das deutsche Reich war fertig.

Er will das Volk auch geistig frei, die inn're Wohlfahrt mehren,
Wehrt ab drum röm'sche Heuchelei, hält Wahrheit hoch in Ehren.
So waltet er im Vaterland,
Schafft uns' Glück mit fester Hand, —
Ein starker Hort des Friedens.

Was dieser Kopf für uns erdacht, das woll' uns Gott erhalten;
Er möge stärken Deutschlands Macht, im Reiche kräftig walten.
Du aber, Deutscher, hoch 's Panier
Und rufe freudig aus mit mir: —
Der Fürst von Bismarck lebe!

Verfasser des eingesandten Liedes war Herr Emil Sachsse, Lehrer in Halle a. S., welcher auch eine entsprechende Melodie dazu eingesandt hatte.

An den Verein deutscher Studenten in Breslau. (Telegramm.)

Berlin, den 25. Juni 1881.¹⁾

Ich danke herzlich für Ihren freundlichen Gruß, an dem sich meine Hoffnung stärkt, daß der nationale Sinn der deutschen Jugend in Zukunft unserem Vaterlande den inneren Frieden bringen werde, den die Parteien der mit mir absterbenden Generation auf dem Boden des neu erstandenen Deutschen Reichs nicht gefunden haben.

v. Bismarck.

*

An den Redakteur Dr. Gaudil.

Barzin, (?) 1882.

Eurer Wohlgeboren danke ich verbindlichst für die Ueberjendung des Briefes meines verstorbenen Vaters.²⁾ Ich freue mich sehr, dieses Zeichen väterlicher Liebe und Fürsorge in Händen zu haben, wenn auch meine Erinnerung dabei mit dem Vorwurfe verknüpft ist, daß nicht Krankheit, sondern der studentische Mißbrauch jugendlicher Selbständigkeit die Ursache des meinen Vater beunruhigenden Schweigens gewesen war.

v. Bismarck.

*

¹⁾ Kohl erwähnt dies Telegramm in seinen Bismarck-Regesten, jedoch unter dem irrigen Datum des 27. Juni 1881.

²⁾ Das von Bismarcks Vater an den Professor Dr. Hausmann gerichtete Schreiben lautet: Wohlgeborener Herr, Hochzuverehrender Herr Professor! Durch die Freundschaft meines Veters, des Geheimen Finanzrats Kerl, ist mein Sohn, welcher in Göttingen studirt, so glücklich, Eure Wohlgeboren Güte empfohlen zu sein, und in dieser Hinsicht werden Sie es gütigst entschuldigen, daß ich mich mit nachstehender ergebensten Bitte an Sie wende. Mein Sohn hat nämlich seit fünf Wochen nicht geschrieben, und wir sind sehr bekümmert, daß ihm etwas Uebles zugestoßen, welches ihn daran behindert. Meine gehorsamste Bitte an Eure Wohlgeboren geht nun dahin, daß Sie die Güte haben, zu meinem Sohn zu schicken (welcher in der Roten Straße beim Bäcker Schuhmacher wohnt) und sich gefälligst erkundigen lassen, wie es ihm geht, und was die Ursache sei, daß er so lange nicht geschrieben. Ich ersuche Eure Wohlgeboren inständigst, mir die Ursache seines Schweigens nicht zu verhehlen; es ist wohl möglich, daß er bei seinem raschen und lebhaften Temperament etwas auf die Finger bekommen hat; sollte er aber krank sein, so erbitte ich, den besten Arzt, so in Göttingen ist, zu seiner Herstellung zu benutzen. Da letzteres der Fall sein kann und er nicht im stande sein könnte, sein Geld selbst in Empfang zu nehmen, so füge ich 50 Reichsthaler mit der ergebenen Bitte bei, ihm selbige gefälligst einhändigen zu lassen. Eure Wohlgeboren werden gewiß einen bekümmerten Vater entschuldigen, und ich bitte, die Versicherung meiner dankbaren Anerkennung Ihrer Güte zu genehmigen. Ich habe die Ehre, mit der vollkommensten Hochachtung zu sein
Eurer Wohlgeboren ganz ergebenster Diener

F. v. Bismarck.

Rniephof bei Raugaradt in Pommern, den 25. August 1832.

An den Schriftsteller Moritz Busch. (Auszug.)

Kissingen, den 3. August 1883.

Bei früheren Gelegenheiten ähnlicher Art habe ich alle thatsächlichen Irrtümer berichtet, welche durch Mißverständnisse Ihrerseits oder seitens anderer entstanden waren. Jetzt aber wollen Sie dem Publikum mit Bezug auf meine Denkungsart und meinen inneren Menschen Schlußfolgerungen vorlegen, gezogen aus Ihren und anderer Beobachtungen, welche größtenteils thatsächlich unrichtig sind . . . Es sind (in den übersandten Korrekturbogen)¹⁾ eine Anzahl ärgster thatsächlicher Irrtümer, Verwechslungen von Scherz und Ernst, in den Ausdrücken und Zwischenfällen, auf welche Sie Ihre Ansicht von meiner vermeintlichen Denkungsart begründen. Sie setzen voraus, daß in jedem Worte, welches ich in Ihrer Gegenwart zur Unterhaltung meiner Gäste bei Tische oder in meiner Häuslichkeit gesagt habe, oder in dem, was Sie durch unzuverlässige Mitteilungen dritter Personen erfahren haben, ich allemal meinen innersten Empfindungen mit der Vorsicht eines vor Gericht unter seinem Eide aussagenden Zeugen Ausdruck gegeben habe. Angesichts der Pedanterie, mit der Sie die zerstreuten Bestandteile einer Unterhaltung ausnutzen, würde ein Mann in meiner Stellung keinen Augenblick von der formellsten Ausdrucksweise abgehen oder von den amtlichen Stelzen herabsteigen dürfen. Alles, was Sie insbesondere hinsichtlich meiner Stellung zum Christentum und in der Judenfrage sagen, ist nicht allein ungeheuerlich indiskret, sondern durchaus falsch . . . Was Sie über die Katholikenfrage sagen, ist unvollständig und oberflächlich . . . Das Werk ist viel zu umfangreich, und es enthält insonderheit zu viel Material, welches von Ihnen und anderen schon längst veröffentlicht worden ist. Was neu darin ist, das ist teilweise von geringem Interesse, während andere Abschnitte unrichtig sind, so daß ich genötigt sein würde, öffentlich ihre Genauigkeit zu bestreiten.

*

An die Handelskammer zu Nordhausen. (Telegramm.)

Friedrichsrub, den 5. März 1884.

Verbindlichsten Dank für freundliche Begrüßung.²⁾

*

¹⁾ Scil. zu dem später abgeändert erschienenen Werke von M. Busch „Unser Reichskanzler“.

²⁾ Bei der am 5. März 1884 stattgehabten Feier des fünfundsanzwanzigjährigen Jubiläums der Handelskammer zu Nordhausen wurde folgendes Telegramm nach einem seitens des Stadtrats Jäger, früheren nationalliberalen Reichstagsabgeordneten, auf den Handelsminister und Reichskanzler Fürsten Bismarck ausgebrachten Hoch an diesen gefandt:

„Die Handelskammer Nordhausen teilt Eurer Durchlaucht gehorsamst mit, daß diese aus Anlaß des fünfundsanzwanzigjährigen Jubiläums soeben ein donnerndes Hoch auf den allverehrten Handelsminister und Reichskanzler ausgebracht hat.“

Schon nach wenigen Stunden traf die oben mitgeteilte Antwort ein.

An den Rechtsanwalt Dr. Pensquens z. Zt. in Berlin.

Berlin, den 5. Dezember 1884.

Eure Hochwohlgeboren bitte ich, dem Cölner Männer-Gesangverein meinen verbindlichen Dank dafür auszusprechen, daß er die freundliche Absicht gehabt hat, mir einen musikalischen Gruß zu entbieten. So gern ich mich diesem Genuß hingeben und so sehr es mich freuen würde, die anerkannt hervorragenden musikalischen Leistungen gerade meiner Cölner Mitbürger zu hören, so ist doch leider mein Befinden im Augenblick von der Art, daß ich nicht im stande bin, die Herren bei mir willkommen zu heißen. Die Anforderungen, welche dienstliche Obliegenheiten an meine Zeit und meine Kräfte stellen, stehen so sehr im Mißverhältnis zu dem Maße der mir verbliebenen Arbeitskraft, daß ich auf alle nicht amtlich gebotenen Beziehungen leider ausnahmslos verzichten muß, so angenehm dieselben mir auch sein würden.

Eure Hochwohlgeboren bitte ich daher, mich bei den Herren Mitgliedern des Vereins zu entschuldigen, und würde Ihnen meinen Dank für die mir zugedachte Ehre gerne mündlich aussprechen, wenn Sie die Güte haben wollten, mich zu besuchen.

v. Bismarck.¹⁾

*

An den Vorsitzenden des Verbandes der rheinisch-westfälischen
Schneiderinnung, Peter Cramer in Barmen.

Berlin, den 7. Februar 1886.

Eurer Wohlgeboren Telegramm habe ich erhalten²⁾ und danke Ihnen

1) Infolgedessen wurde der Vorsitzende, Rechtsanwalt Dr. Pensquens, am 6. Dezember 1884 vom Fürsten empfangen. Im Namen des Vereins sprach derselbe dem Fürsten das Bedauern aus, daß es dem Verein nicht vergönnt sein könne, dem Fürsten, dem Ehrenbürger von Cöln, einen musikalischen Gruß darbringen zu dürfen, und gab den Gefühlen der innigsten Verehrung und Ergebenheit, welche die Mitglieder des Vereins wie jeden Cölner und Rheinländer erfüllten, Ausdruck. Der Fürst erwiderte, daß er an den Leistungen des Vereins Anteil nehme; die Stadt Cöln sei ja auf dem Gebiete der Musik löblich bekannt; er selbst habe in früheren Jahren musikalischen Kreisen der Stadt näher gestanden. Jetzt aber müsse er schon seit Jahren jeden musikalischen Genuß entbehren, da er bei seinem Gesundheitszustande die ganze ihm verbleibende Arbeitskraft seinen dienstlichen Obliegenheiten widmen müsse, und er sei daher auch zu seinem Bedauern gezwungen, auf den ihm seitens des Vereins gebotenen Genuß zu verzichten, um so mehr, als auch die Rücksicht auf seine Gesundheit einen geselligen Verkehr mit einem größeren Kreise von Personen ihm nicht gestatte. Er bemerkte noch, wenn er auch auf Vergnügungen Verzicht leisten müsse, so müsse er doch im Dienste ausharren; hiervon sich zurückziehen, würde sein Kaiser ihm schwerlich gestatten. Der Fürst verabschiedete sich mit dem wiederholten Ersuchen, den Herren vom Verein seine freundlichsten Grüße zu übermitteln. Die vorkiehende Unterredung ist in Kohls Bismarck-Regesten gleichfalls übersehen.

2) Auf dem IX. Verbandstag der rheinisch-westfälischen Schneiderinnungen in Bochum am 6. Februar 1886 wurde auf Antrag des Herrn Karl Schreiber-Muhrort mit großer Majorität beschloffen, folgendes Telegramm an den Reichskanzler abzusenden:

sowie Ihren Auftraggebern verbindlichst für die in demselben ausgesprochene wohlwollende Gesinnung.

v. Bismarck.

*

An den Oberbürgermeister in Leipzig (Telegramm).¹⁾

Berlin, den 2. April 1888, Vormittag 11 Uhr 25 Minuten.

Eurer Hochwohlgeboren würden mich zu Dank verpflichten, wenn Sie gütigst vertraulich darauf hinwirken wollten, daß die Absendung der intendirten Adresse unterbleibe, so schmeichelhaft dieselbe auch für mich ist. Meine Beziehungen zu Seiner Majestät, welche ganz ungetrübt sind, würden durch dieselbe peinlich berührt werden. Eine Meinungsverschiedenheit zwischen Seiner Majestät und mir besteht nicht.

v. Bismarck.

*

An den Landgerichts-Präsidenten Koppen in Hanau.

Berlin, den 22. Januar 1889.

Für die freundliche telegraphische Begrüßung vom 19. d. Mts. sage ich allen beteiligten Herren meinen verbindlichsten Dank. Es hat mich auch für meinen Sohn gefreut, daß Sie bei seinem Abschied meiner in so liebenswürdiger Weise gedacht haben.

v. Bismarck.

*

„Seiner Durchlaucht dem Fürsten Bismarck, Berlin. Der heute zu Bochum tagende Verband der rheinisch-westfälischen Schneiderinnungen entbietet Eurer Durchlaucht auch diesmal seinen Gruß und hofft, daß Seine Durchlaucht auch ferner den Bestrebungen der Handwerker seine starke Hand nicht entziehen werde. Der Vorstand des rheinisch-westfälischen Schneiderinnungs-Verbandes. Der Vorsitzende: Cramer.“

¹⁾ Im April des Jahres 1888 wurde bekanntlich der Rücktritt des Fürsten Bismarck allgemein befürchtet wegen dessen entschiedener Stellungnahme gegen das sogenannte Battenberger Verlobungsprojekt. Damals regte Professor Dr. Wiedermann in Leipzig die Absendung einer Adresse an den Fürsten Bismarck an, in welcher dieser gebeten werden sollte, von seinen Rücktrittsabsichten, deren Verwirklichung eine große Gefahr für das Deutsche Reich bedeuten würde, abzusehen. Während in Berlin an der Schlichtung der Krise mit Erfolg gearbeitet wurde, bedeckte sich in Leipzig die Adresse schnell mit mehr als 4000 Unterschriften. Aus den Tagesblättern hatte auch Fürst Bismarck schon davon erfahren. Da erhielt, wie in der bereits oben erwähnten Schrift von Johs. Penzler „Fürst Bismarck und Leipzig“ (Verlag von G. Herfurth) mitgeteilt wird, der Oberbürgermeister das obenstehende Telegramm. Darauf erschien sofort folgende Bekanntmachung: Adresse an den Reichskanzler Fürst Bismarck. Die uns von bestunterrichteter Seite zugegangenen Nachrichten über den Stand der Kanzlerkrise lassen es uns geboten erscheinen, für jetzt von der Absendung der ausgelegten Adresse abzusehen, wovon wir nicht verfehlen, die Unterzeichner hierdurch in Kenntnis zu setzen. Leipzig, den 12. April 1888. Die Vorstände des Nationalliberalen Vereins für das Königreich Sachsen und des Konservativen Vereins.

II. Nach Bismarcks Entlassung.¹⁾

An Seine Majestät den Kaiser.

Berlin, (Ende) März 1890.

Ich danke Eurer Majestät respektvoll für die gnädigen Worte, womit Eure Majestät meine Entlassung begleitet haben, und ich bin hoch erfreut über das Geschenk des Bildes, das mir ein ehrenvolles Andenken an die Zeit bleiben wird, während welcher Eure Majestät mir erlaubten, meine Kräfte Eurer Majestät Dienst zu widmen. Eure Majestät hat zu gleicher Zeit mir gnädigst die Würde eines Herzogs von Lauenburg verliehen. Ich habe mir respektvoll die Freiheit genommen, mündlich dem Geheimen Kabinettsrat Lucanus die Gründe auseinanderzusetzen, welche es für mich schwierig machen, einen solchen Titel zu führen, und ihn zugleich gebeten, diesen zweiten Gnadenakt nicht zu veröffentlichen. Die Erfüllung dieses Gesuches war nicht möglich, da zur Zeit, als ich meine Bedenken darüber ausdrückte, die Publikation schon stattgefunden hatte, am 17. März. Ich erlaube mir jedoch, Eure Majestät zu bitten, mir gnädigst zu erlauben, in Zukunft den Namen und den Titel zu führen, den ich bisher getragen habe. Ich bitte um die Erlaubnis, Eurer Majestät meinen ehrerbietigsten Dank für die hohe, mir durch die militärische Beförderung gewährte Ehre zu Füßen zu legen, sobald ich im Stande sein werde, mich zu melden, woran ich im gegenwärtigen Augenblick durch Unwohlsein verhindert bin.

*

An eine Dame in Berlin.²⁾

Friedrichsruh, den 14. Mai 1890.

Eurer Wohlgeboren gefälliges Schreiben vom 10. dieses Monats und die zugleich übersandte Decke habe ich erhalten. Leider kann ich der gütigen Verfasserin, die ich zu erraten glaube, meinen Dank nicht persönlich sagen und bitte Sie daher, mein Vermittler sein und derselben aussprechen zu wollen, daß sie mir durch ihr prächtiges Geschenk und durch die beigelegten Verse eine besondere Freude bereitet hat.

v. Bismarck.

*

¹⁾ Die obenstehenden Briefe vermißt man in Kohls Bismarck-Jahrbuch.

²⁾ Die „Düna-Zeitung“ vom 4. September 1898 teilte bei der Veröffentlichung des obenstehenden Briefes nachstehende kurländische Erinnerung an Bismarck mit:

Es dürfte manchem Leser unbekannt sein, daß Fürst Bismarck, als er Gesandter in Petersburg war, freundliche Beziehungen zu Kurland unterhielt und auf dem Gute Popen, das sich bis zur Dittsee erstreckt und herrliche Wälder hat, in denen das Elentier zu Hause ist, einige Tage verbrachte. Er verlebte sie dort unter Studien- und Jugendfreunden, wie Baron Adolf Behr-Edwahlen, Graf Hermann Rejherling, Baron Firks-Samiten, Graf Gustav Lamsdorff-Suhrs, in heiterster Stimmung. Obgleich der Besitzer des schönen Gutes, Baron

An den Leiter des Cottaschen Verlags Adolf Kröner in Stuttgart.

Friedrichsruh, den 30. Juni 1890.

Iurer Wohlgeboren erwidere ich auf das gefällige Schreiben vom 23. d. M., daß ich mich freuen werde, wenn Sie mich behufs Besprechung der bewußten

Karl v. Behr, abwesend war, wurden für Otto v. Bismarck mehrere Jagden veranstaltet, auf denen er zwei Glücke, die ersten in seinem Leben — wie er selbst gesagt —, erlegte. Es war dies kein günstiger Zufall, sondern ein alter Buschwächter Dhsol, der später sein 50jähriges Jubiläum als Buschwächter gefeiert hat, hatte ihm den besten Platz angewiesen. Das Gemeiß des einen Tieres sowie das Fell nahm Otto v. Bismarck nach Deutschland mit, und es soll sich vor dem Schreibtische des Fürsten in Friedrichsruh befunden haben; das zweite Gemeiß wird in Popen in der Eintrittshalle mit einer Silberplatte, mit Namen und Jahreszahl versehen, zum Andenken an den Fürsten aufbewahrt. Der damalige Gesandte hatte bei seiner Ankunft eine Verletzung am Schienbein, und auf sein Befragen riet ihm mein Mann, der damals Arzt dort war, dem Fuß einige Tage Ruhe zu gönnen, doch jener erwiderte, er sei zur Jagd gekommen und werde sie jedenfalls mitmachen. — Auf meine Frage nach dem Aussehen des fremden, ausländischen Herrn erhielt ich die Antwort, er habe wunderbare Augen.

Viele Jahre waren seitdem vergangen, wir Kurländer teilten in hohem Grade die Begeisterung für den größten Mann unseres Jahrhunderts, der einst in unserer Mitte gewelt, und ich wagte dem Ausdruck zu geben, indem ich eine Bettdecke, aus dortiger Wolle angefertigt, von mir selbst gefärbt und erdacht, ihm anonym, durch eine mir bekannte Dame in Berlin, übersandte. — Ich nannte meinen Namen nicht, um dem Fürsten die Mühe des Dankens zu ersparen, doch begleiteten folgende Verse die Decke, die am 10. Mai 1890 von Berlin nach Friedrichsruh gesandt wurde:

Du großer Kanzler, sieh, ich seh',
Was ich Dir sende, nicht verschmäh! —
Vor vielen Jahren warst Du hier,
Erlegt'st bei uns ein Glentier;
Daß ich Dich damals nicht gesehn —
Vor Aerger möcht' ich schier vergehn,
Denn was ich gehört seitdem von Dir —
Es gehet nichts darüber mir! —
Nun ward hier von hiesiger Wolle gesponnen,
Von mir gefärbt, gefertigt, eronnen
Die Decke, die nie auf ein Lager gebreitet,
Sie ist ja nur für Dich bereitet!
Zwar hat man jüngst gefragt mich frei,
Ob sie wohl zu verkaufen sei. —
Verkäuflich ist sie um keinen Preis,
Doch Dir zu schenken, begehrt' ich zu heiß;
Verschmähst Du sie aber von vornherein,
So seht Du die Motten als Erben ein!
Doch nein! — Du weißt bei Deinen Gaben
Genau, wie ich's gemeint will haben,
Sie soll Dir eben nur einfach sagen,
Wie viele Herzen hier für Dich schlagen. —

Angelegenheit¹⁾ besuchen wollen. Ich bitte, mich von Ihrer bevorstehenden Ankunft Tags zuvor zu benachrichtigen.

b. Bismarck.

*

¹⁾ Gemeint ist die Herausgabe der Memoiren des Fürsten Bismarck. Die Anregung zu dem Werk ging, wie wir einem Artikel der „Münchener Allgemeinen Ztg.“ No. 280 vom 9. Oktober 1898 entnehmen, von der Cottaschen Buchhandlung aus. Schon im Januar 1889 hatte die letztere durch eine befreundete Persönlichkeit die Frage an den Fürsten gerichtet, ob er Aufzeichnungen besitze und im bejahenden Fall vielleicht geneigt wäre, dieselben der Cottaschen Buchhandlung anzuvertrauen. Der Fürst ließ erwidern, daß er keine Aufzeichnungen habe und, solange er im Amt sei, auch keine machen könne. — Nach dem Rücktritt des Fürsten wiederholte der Leiter des Cottaschen Verlags, Adolf Kröner, die Anfrage zunächst durch Vermittelung eines im Fürstlichen Hause verkehrenden Herrn, dann durch ein direktes Schreiben. Gleichzeitig hatte sich der damalige Chefredakteur der „Allgemeinen Zeitung“, Hugo Jacobi, an Lothar Bucher, der beim Fürsten in Friedrichsrub weilte, gewandt. Bucher antwortete unterm 27./28. Juni folgendes: . . . „Der Fürst gab mir den Brief von Herrn Kröner vom 23. Juni zu lesen und fragte, was ich dazu meinte. Ich bat ihn, mir zu sagen, wie er das Werk anzulegen dächte und welche Hilfe ich dabei zu leisten haben würde; erst wenn ich das wüßte, könne ich beurteilen, ob ich der Sache gewachsen sein würde. Die Antwort lautete: er wolle nach und nach, wie es ihm der Geist eingäbe, Episoden aus seinem Leben diktieren, wozu er meiner nicht bedürfte. Alsdann würden diese Bruchteile zu verbinden und aus dem brieflichen Material zu ergänzen sein. Zunächst käme es darauf an, das letztere zu ordnen. Es läge noch viel davon in Schönhäusen, und dahin wolle er sich nächstens auf einige Tage begeben.“

Damit brach er das Gespräch ab. Das hiesige Material habe ich geordnet; ob er mich auffordern wird, das Schönhäusener in das hergestellte Fachwerk hier einzureihen, weiß ich nicht. . . .

Eine Antwort des Fürsten an Herrn Kröner ist so bald nicht zu erwarten. Der Brief vom 23. ist in Verwahrung des Dr. Chrysanther, ich stelle anheim, diesem nach einiger Zeit Anlaß zu geben, den Fürsten an die Sache zu erinnern.“

Es folgen in dem Bucherschen Schreiben sodann andere mit dem Gegenstand nicht in Verbindung stehende Mitteilungen und am nächsten Tag ein

„Postskript“: „Gestern abend kam der Fürst auf die bewußte Sache zurück und erklärte zu meiner angenehmen Ueberraschung, daß er Herrn Kröner hierher einladen werde. Sie werden durch diesen also mehr und Bestimmteres erfahren, als ich Ihnen geben könnte.“ Am 5. Juli traf Kröner in Friedrichsrub ein, und es kam, nachdem die Angelegenheit im Hause des Fürsten, auf einem längeren Spaziergang und einer Fahrt durch den Wald besprochen worden war, schon am Abend des 6. Juli ein Abkommen zu stande, durch welches für den Fall, daß der Fürst die Niederschrift der „Erinnerungen aus seinem Leben“ zur Ausführung bringe, der Cottaschen Buchhandlung der Verlag derselben übertragen wurde.

Den Titel „Gedanken und Erinnerungen“ gab der Fürst dem Werk nach längerem Schwanken. Die Bezeichnung „Memoiren“ war ihm unsympathisch, wohl hauptsächlich deshalb, weil dieselbe eigentlich eine fortlaufende Darstellung bedingt, und ferner, weil sie doch viel minderwertige, auf Sensation und Skandal berechnete Werke deckt. Eine Zeit lang dachte der Fürst an den Titel „Denkwürdigkeiten“. Aber auch dieser wurde verworfen und schließlich, nachdem bereits die erste Niederschrift des Werkes nach Diktaten des Fürsten vorlag, der Titel „Gedanken und Erinnerungen“ von ihm festgestellt.

Lothar Bucher war es, welchem der Fürst, meist in den Vormittagsstunden, frei sprechend

An den Polizeihauptmann Liebe in Chemnitz. (Auszug.)

Kissingen, (?) August 1890.

Daß ich nach der Mensur mit ihm (Liebe)¹⁾ persönlich befreundet wurde, bezeugt der Pfeifenkopf mit meinem Wappen, und ich bin erfreut, zu hören, daß meine damalige Dedikation noch heute bei seinen Nachkommen fortgeerbt ist.

v. Bismarck.

*

An den Vorsitzenden des Veteranen- und Kriegervereins von Bad
Kissingen, Freiherrn v. Lochner in Kissingen.

Friedrichsruh, den 7. Januar 1891.

Eurer Hochwohlgeboren freundlichen Glückwunsch zum neuen Jahr erwidere ich aufrichtig, und wird es mir eine hohe Ehre sein, Ihrem Kriegerverein

diktirte, wobei ihm sein wunderbares Gedächtnis zu Hilfe kam. Genaue Daten, die momentan fehlten, hatte Bucher herbeizuschaffen bzw. nachzutragen. Vielsache Anregung fand der Fürst durch die Lektüre von Zeitungen, Zeitschriften, Aufsätzen historisch-politischen Inhalts und historischen Werken, welche häufig seinen Widerspruch und seine schlagende Kritik herausforderten.

Für die Herstellung des ersten Bandes waren schon die Wintermonate 1890/91 sehr ergiebig. „Ich habe,“ schreibt Lothar Bucher unterm 18. April 1891 an Adolf Kröner, „vom 24. September bis 28. März, eine Weihnachtspause abgerechnet, jeden Vormittag etwa zwei Stunden nach dem Diktat Sr. Durchlaucht stenographirt. Ich glaube, daß der Fürst sich jetzt einweilen erschöpft hat, daß ich ihn nur noch auf Lücken aufmerksam zu machen habe, und daß es jetzt an der Zeit ist, ihm die Lektüre zuzuführen, die in Ihrem Brief bezeichnet ist (neuere historisch-politische Werke), und über die Sie viel besser orientirt sein werden als ich. Ich stelle also anheim, was Sie für einschlagend halten, an Dr. Chryxander zu übersenden, der es nach und nach vorlegen wird. Ich werde morgen abreisen, um auf einige Wochen ein behaglicheres Klima aufzusuchen, und werde etwa am 1. Juni wieder in Friedrichsruh eintreffen. — Der Fürst hat sich noch nicht schlüssig machen können, ob das ganze Werk posthum oder ein Teil desselben schon bei Lebzeiten erscheinen soll.“

Die Frage des richtigen Zeitpunkts für das Erscheinen des Werkes wurde in den folgenden Jahren noch vielfach mündlich und schriftlich zwischen dem Fürsten und der Verlagshandlung erwogen.

¹⁾ Im Jahre 1832 focht der 17jährige Bismarck, der dem Göttinger Corps „Hanovera“ angehörte, eine seiner 60 Mensuren gegen den Corpsburschen Liebe von den Göttinger Braunschweigern. Das Paußbuch der letzteren berichtet darüber, daß Liebe, der selbst nur einen kleinen „Blutigen“ bezog, erfolglos geblieben sei. Zum Andenken an den Waffengang schenkte Bismarck seinem Gegner einen mit dem Bismarckschen Wappen bemalten und der Dedikation „v. Bismarck f. I. Liebe“ versehenen Pfeifenkopf. Liebe starb als Gerichtsamtman im Jahr 1872 in Delsnig i. B. Von ihm, dem Großvater, erbt Polizeihauptmann Liebe in Chemnitz den Kopf nebst Pfeife. Um sicher zu sein, daß die Dedikation wirklich von dem späteren Reichskanzler herühre, wandte er sich im August 1890 mit einer Bitte um Aufklärung an den zu jener Zeit gerade in Kissingen weilenden Fürsten, die dieser auch alsbald gab.

anzugehören. Ich bitte Sie, meinen verbindlichsten Dank entgegenzunehmen und den Herren Kameraden auszusprechen.

v. Bismarck.

*

An die Gebrüder Borchers, Verlag der „Lübeckischen Anzeigen“.

Friedrichsruh, den 3. März 1891.

Ihr Blatt, welches Sie bereits früher mehrfach die Freundlichkeit hatten mir zu übersenden, habe ich immer gern und mit Interesse gelesen und bitte Sie, auch für den neuen Ausdruck Ihres Wohlwollens, wie ich ihn in der Nummer vom 28. vor. Mts. und in Ihrem Begleitschreiben finde, meinen verbindlichsten Dank entgegenzunehmen.

v. Bismarck.

*

An den Vorsitzenden des Veteranen- und Kriegervereins von Bad Kissingen, Freiherrn v. Lochner in Kissingen.

Friedrichsruh, den 15. Juni 1891.

Geehrter Freiherr!

Das Schreiben des Veteranen- und Kriegervereins, die Fahnenweihe betreffend, habe ich erhalten und werde mit Vergnügen Taufpate sein und mich sehr geehrt fühlen, wenn Herr Freiherr v. Poißl die Güte haben will, mich in diesem Amt zu vertreten. Ich danke den Herren des Vereins verbindlichst für Ihren ehrenvollen Antrag.

v. Bismarck.

*

An den Leiter des Cottaschen Verlags Adolf Kröner in Stuttgart.

Friedrichsruh, den 5. Februar 1893.

Ihr freundliches Schreiben vom 28. vorigen Monats¹⁾ habe ich mit Dank erhalten. Bei der Durchsicht des zum ersten Bande gehörigen Manuskripts

¹⁾ Unterm 28. Januar 1893 richtete Adolf Kröner die Bitte an den Fürsten, „die Veröffentlichung wenigstens des ersten Bandes nunmehr zu genehmigen und durch die Thatsache des Erscheinens sowohl die dringenden Wünsche seiner Verehrer zu erfüllen als auch dem müßigen Gerede über die ‚Memoiren‘ ein Ende zu bereiten. . . .“

finde ich, daß noch Aenderungen und Ergänzungen notwendig sind. Diese füge ich durch Korrektur ein und werde dann eine Reinschrift zu Ihrem Gebrauche anfertigen lassen.

v. Bismarck.¹⁾

*

An den Lohgerber Friedrich Staps in Reinickendorf bei
Berlin, Provinzstraße 69.

Friedrichsrub, den 3. April 1893.

Die freundlichen Glückwünsche zu meinem Geburtstag erwidere ich zu dem gleichzeitigen Ihrigen²⁾ mit herzlichem Dank.

v. Bismarck.

*

¹⁾ Ueber die weitere Entstehungsgeschichte von Bismarcks Memoiren erfahren wir aus dem oben S. 29 erwähnten Artikel der „Münchener Allgemeinen Ztg.“:

Gelegentlich eines Besuchs in Friedrichsrub im Mai 1893 wiederholte Adolf Kröner seinen dringenden Wunsch, und der Fürst war schon damals nicht abgeneigt, ihn zu erfüllen. Am 29. August traf dann gleichzeitig mit Zeitungsnachrichten über eine schwere Erkrankung des Fürsten in Kissingen ein Schreiben Dr. Chryjanders bei Adolf Kröner ein mit der Nachricht: „Seine Durchlaucht würde erfreut sein, Sie oder, falls Sie behindert sind, Ihren Bruder hier zu begrüßen.“ Sofort, Donnerstag den 31. August, reisten beide Brüder nach Kissingen, wo ihnen schon bei der Ankunft auf dem Bahnhof ihre Befürchtung bestätigt wurde, daß der Fürst schwer erkrankt sei. Er beabsichtige deshalb, ihnen das Manuskript der „Erinnerungen“ persönlich zu übergeben.

Für alle Fälle hatten die Brüder noch Herrn Hugo Jacobi telegraphisch nach Kissingen gebeten, da derselbe nach dem inzwischen erfolgten Tode Lothar Buchers zuweilen mit Sichtung und Prüfung des Materials betraut und in die Angelegenheit eingeweiht war.

Der Zustand des Fürsten war nun aber ein so bedenklicher, daß Geheimrat Schweningen weder am Donnerstag Abend noch am Freitag Vormittag die vom Fürsten gewünschte Besprechung zuließ. Erst am Freitag Abend gestattete er, die Herren — auf höchstens fünf Minuten! — in das Zimmer des Fürsten zu führen, welcher sich aus dem Bett auf eine Chaiselongue hatte tragen lassen. Nach kurzer Begrüßung beauftragte der Fürst den gleichfalls ins Zimmer getretenen Dr. Chryjander, das Manuskript zu übergeben. „Ich habe,“ äußerte er, „diesen Teil des Manuskripts ganz durchgesehen, mancherlei corrigirt und hinzugefügt. Es sind wohl noch immer einzelne Lücken vorhanden, die ich bei der Korrektur ausfüllen will, wenn ich noch dazu komme. Da ich aber nicht weiß, ob diese Krankheit nicht zum Ende führt, so wollte ich wenigstens das von mir überarbeitete Manuskript übergeben. Mit dem weiteren Band, der hier auf meinem Schreibtisch liegt, ist es eine andere Sache, der ich noch nicht so weit, könnte auch jedenfalls so bald nicht gedruckt werden.“

Das Manuskript brachten die Herren Adolf und Paul Kröner am anderen Tage nach Stuttgart, wo sofort der Satz hergestellt und eine geringe Anzahl von Abzügen gemacht wurde, deren Geheimhaltung in dem kleinen Kreise der Eingeweihten bis heute gelang.

²⁾ Staps, ebenfalls am 1. April 1815 geboren, ist ein Verwandter des deutschen Studenten Friedrich Staps, der am 17. Oktober 1809 in Schönbrunn auf das Geheiß

An einen bayerischen Post- und Telegraphenbeamten. 1)

Kissingen, den 1. Oktober 1893.

Bei meiner jetzt in Aussicht stehenden Abreise ist es mir ein Bedürfnis, Ihnen für die pflichttreuen Dienste, welche Sie mir und den Meinigen seit fünfzehn Jahren und während des letzten langen Aufenthalts freundlich erwiesen haben, wiederholt meinen verbindlichsten Dank auszusprechen.

b. Bismarck.

*

An den Vorstand des Veteranen- und Kriegervereins von
Bad Kissingen.

Friedrichsruh, den 5. Januar 1894.

Die warmen Glückwünsche des Vereins zum neuen Jahre erwidere ich in angenehmer Erinnerung an unsere persönlichen Beziehungen und bitte Sie und die Herren Kameraden für das freundliche Gedenken meinen verbindlichsten Dank entgegenzunehmen.

b. Bismarck.

*

Napoleons I. erschossen wurde, weil er diesem nach dem Leben getrachtet haben soll. Bekanntlich soll Napoleon den Jüngling gefragt haben: „Wie werden Sie es mir danken, wenn ich Sie begnadige?“, worauf dieser erwiderte: „Ich werde Sie darum nicht minder hassen!“

1) Adressat ist derjenige bayerische Beamte, welcher während Bismarcks Aufenthalt in Kissingen mit der Direktion der Post- und Telegraphenverwaltung betraut wurde. A. S. hat in Nr. 94 des „Sammlers, Belletristische Beilage zur Augsburger Abendzeitung“ vom 6. August 1898 das obenstehende Schreiben mit folgender Einleitung der Oeffentlichkeit übergeben: „Fünfzehn Sommer ist eine lange Zeit, und doch ist es mir wie ein Traum, wenn ich daran denke, wie ich als junger Beamter zum erstenmal klopfenden Herzens vor dem Geistesriesen stand, der damals auf dem Höhepunkte seines Ruhms es dennoch nicht unter seiner Würde fand, sich auch eines niederstehenden Beamten zu erinnern, wenn dieser nur seine Pflicht that. So ging es viele Sommer hindurch — es wurde ruhiger. Der idyllische Aufenthalt auf der Oberen Saline wurde nur durch die glänzenden Ovationen unterbrochen, die das dankbare Volk seinem Altreichskanzler brachte. Eine schwere Krankheit war der Abschluß des Aufenthalts in dem bekannten Weltbade. Wieder einige Jahre später, und ich befand mich als Gast im Sachjenwalde. Die Kraft der alten deutschen Eiche war gebrochen. Es wird so viel darüber geschrieben, was Bismarck als Staatsmann geleistet hat — und zwar mit Recht; aber auch als Mensch hatte Bismarck Tugenden, die ihn vor vielen auszeichneten. Ich rechne darunter die Dankbarkeit gegen Niederstehende. Hatte jemals ein solcher Gelegenheit, dem großen Staatsmann auch nur den kleinsten Dienst zu leisten, so konnte man stets des Dankes sicher sein.“

An den Generalleutnant v. Quistorp.¹⁾

Varzin, den 27. Juli 1894.

Eurer Excellenz

danke ich verbindlichst für Ihre freundlichen Mitteilungen vom 24. und bin bereit, Ihre Frage zu beantworten, soweit mein Gedächtnis reicht.

Ich habe am Tage der Schlacht von Königgrätz den hochseligen König von dem Augenblick an, wo er bei Langenhof von den Gardeschützen begrüßt wurde, begleitet und bin an dem Tage nicht mehr aus seiner nächsten Nähe geschieden. Ich habe nicht wahrgenommen und glaube nicht, daß Prinz Albrecht in dieser Zeit mit dem Könige über Verwendung von Kavallerie gesprochen hätte; sicher bin ich, daß der König kein Wort mit mir über diese Frage gewechselt hat, namentlich nicht infolge einer Anregung des Prinzen Albrecht, die ich hätte wahrnehmen müssen. Wenn die Frage mit mir besprochen worden wäre, so würde ich Seiner Majestät lebhaft zugeredet haben. Meine Aufgabe war aber nur, den König aus dem Granatfeuer zu bringen, was Adjutanten und Aerzte bis dahin vergeblich versucht hatten. Ueber den Abschluß des Kampfes und die Verfolgung der Geschlagenen hat der König weder mit mir noch in meiner Gegenwart mit anderen ein Wort gewechselt; aus eigenem Anlaß war ich nicht berufen, in die Leitung des Kampfes durch Ratschläge oder Bemerkungen einzugreifen. Ich glaube auch nicht, daß der König geäußert hat, man müsse Oesterreich nicht aufs Aeußerste treiben. Ich habe noch in Nikolsburg Mühe genug gehabt, den hohen Herrn zu überzeugen, daß wir gegen sie schonend verfahren müßten. Am 3. Juli aber lag es mir noch fern, diesen politisch richtigen Gedanken irgendwie zum Ausdruck zu bringen, namentlich dem König gegenüber. Wie groß der Gewinn der Schlacht war, ließ sich in den Stunden, von denen die Rede ist, noch nicht übersehen. Ich hielt den Feldzug mit dem, was geschehen war, am Abend des 3. Juli noch nicht für entschieden und hätte kein militärisches Mittel versäumen mögen, um den Krieg ohne französische Einnischung zu Ende zu führen. Ich habe nicht wahrgenommen, daß der König irgend jemand einen Befehl erteilt hätte, aus dem der Allerhöchste Wille, die Schlacht abzubrechen, zu entnehmen gewesen wäre.

¹⁾ Der im Verlage der Mittlerschen Buchhandlung Joeben erschienene zweite Band der Geschichte des Krieges von 1866, von Oberst a. D. v. Lettow-Vorbeck, veröffentlicht ziemlich viel neues Material zur politischen und militärischen Geschichte des Krieges. Um die Behauptung, daß die Anordnung des Unterbleibens der Verfolgung des Feindes durch die preußische Kavallerie vom Könige unter dem Einfluß des Fürsten Bismarck ausgegangen sei, aufzuklären, hatte Generalleutnant v. Quistorp sich im Sommer 1894 brieflich an den Fürsten gewendet und darauf die obenstehende Antwort erhalten.

Der König begegnete unter meiner Begleitung dem 6. Kürassier-Regiment und dem 26. Infanterie-Regiment, die nach meiner Wahrnehmung nebst einem mir unbekannt gebliebenen Jäger-Bataillon dem österreichischen Artillerief Feuer am nächsten standen, in deren Reihen in Gegenwart des Königs Granaten wirksam einschlugen. Kurz darauf sah ich mit Erstaunen, daß die Kürassier-Regimenter kehrt schwenkten und zum Bibouac zurücktritten. Ich ritt an Herrn v. Rauch, Kommandeur des Brandenburger Kürassier-Regiments, heran und fragte ihn nach der Bedeutung dieser Wendung. Er sagte, es sei Befehl zum Einrücken gegeben, und nannte den Verlust seines Regiments an Mannschaften und Pferden durch Granatfeuer. Ich antwortete ihm: „Diesen Verlust habe ich mit Bedauern in nächster Nähe gesehen, und ich dachte mir, Sie würden nun hinreiten, um nachzusehen, wo die Granaten herkommen.“ Er sagte darauf, die Pferde hätten seit vier Uhr morgens nicht gefressen und wären schwer ermüdet, außerdem könne er nichts anderes thun, als was ihm befohlen würde. Es sei das Ganze halt geblasen, und er habe Befehl, ins Bibouac zu rücken.

Ich sah das 6. und andere Kürassier-Regimenter rückwärts vorbeimarschiren und hatte innerlich den Eindruck, daß wir unsere Manövergewohnheiten auf die große Schlacht übertragen, wo Hahn in Ruh geblasen wird, wenn das Manöver seinen programmmäßigen Abschluß erreicht hat. Ich bin von dem Befehl, die Kavallerie zurückzuziehen, überrascht gewesen, weiß nicht, von wem er ausgegangen ist; wäre er vom Könige unmittelbar gegeben worden, so hätte ich dies bemerken müssen, da ich während der ganzen Zeit nicht eine Pferdelänge von ihm entfernt gewesen bin. Ich weiß nur zu sagen, daß die Wahrnehmung mir überraschend war und niederschlagend auf mich wirkte.

(Bemerkung über Gefecht von Hagelsberg.)

In Erinnerung an unsere gemeinsamen Erlebnisse bin ich

Eurer Excellenz

ergebenster

v. Bismarck.

*

Adressat unbekannt. ¹⁾

Friedrichsruh, den 2. Mai 1895.

Eurer Hochwohlgeboren und den übrigen Damen, die das Schreiben vom 30. v. Mts. zu unterzeichnen die Güte hatten, erkläre ich ganz mein Einverständnis damit, daß die von Ihnen beabsichtigten Sammlungen als Frauen-

¹⁾ Mittelfst des obigen Schreibens gab Fürst Bismarck eigenhändig seine Zustimmung zu Sammlungen, die den Namen Frauen-Bismarck-Spende tragen und den Zweck der Errichtung wirtschaftlicher Frauenschulen auf dem Lande haben sollen.

Bismarck = Spende zum Andenken meiner verstorbenen Frau veranstaltet werden.

v. Bismarck.

*

An einen Klub in New York.

Friedrichsruh, den 12. März 1897.

Gehrter Herr,

ich bitte Sie, den Vereinigten Regelklubs in New York für die Uebersendung Ihres Ehrendiploms meinen verbindlichsten Dank auszusprechen.

v. Bismarck.

Im Auftrage Bismarcks ergangene Kundgebungen.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

Im Auftrage Bismarcks ergangene Kundgebungen,

welche in Kohls Bismarck-Regesten nachzutragen sind.¹⁾

† An den Präsidenten des Abgeordnetenhauses v. Forckenbeck.

Berlin, den 29. November 1866.

Eurer Hochwohlgeboren beehre ich mich unter Bezugnahme auf mein Schreiben vom 4. September d. J. anliegend beglaubigte Abschrift der Friedensverträge mit dem Königreich Sachsen, Großherzogtum Hessen, Sachsen-Meinungen und Keuß älterer Linie ergebenst zu übersenden. Die Ratifikation dieser Verträge ist erfolgt und die Auswechslung der Ratifikationsurkunden bewirkt worden.

Ich bitte ergebenst, dem Hause der Abgeordneten von dieser Mitteilung Kenntnis geben zu wollen.

v. Thile.

*

† An die Herren Aeltesten der Kaufmannschaft in Danzig.

Berlin, den 14. Dezember 1868.

Die Postverträge, welche seit dem Erlasse des Bundesgesetzes über das Postwesen vom 4. November v. J. mit mehreren fremden Staaten abgeschlossen, und die Verhandlungen, welche zu gleichem Zwecke mit anderen Staaten bereits eingeleitet sind, können, wie ich den Herren Aeltesten der Kaufmannschaft auf die Eingabe vom 25. November cr. hierdurch erwidere, dem Handelsstande eine Bürgschaft dafür sein, daß die Förderung der internationalen Postverkehrsinteressen auch bezüglich des Postverkehrs mit Frankreich nicht aus dem Auge verloren werden wird. Der Zeitpunkt für die Revision der diesen Verkehr

¹⁾ Die mit einem Kreuze versehenen Schreiben waren zur Zeit der Abfassung der gedachten Regesten bereits veröffentlicht.

betreffenden Vereinbarungen mit Frankreich kann indessen noch nicht bezeichnet werden, da die desfalligen Absichten der französischen Regierung bis jetzt nicht bekannt sind.

Der Bundeskanzler.

Im Auftrage:

Delbrück.

*

† An den Präsidenten des Hauses der Abgeordneten
v. Forckenbeck.

Berlin, den 9. November 1869.

Eurer Hochwohlgeboren beehre ich mich in der Anlage die Beantwortung der Fragen, welche nach dem gefälligen br. manu-Schreiben vom 28. v. Mts. von dem Abgeordneten v. Hoyerbeck über den Etat des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten für das Jahr 1870 gestellt worden sind, ganz ergebenst zu übersenden.

Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

In Vertretung:

v. Thile.

*

An Herrn v. Dieft-Daber.

Berlin, den 17. Januar 1870.

Sehr geehrter Herr!

Der Herr Ministerpräsident Graf Bismarck hat mich beauftragt, Eure Hochwohlgeboren mit Bezug auf Ihren Antrag und Ihr betreffendes gefälliges Schreiben vom 7. d. Mts. eine mündliche Mitteilung zu machen. Eure Hochwohlgeboren ersuche ich deshalb ergebenst, mir gefälligst eine Zeit bestimmen zu wollen, wo ich Sie mit Sicherheit zu Hause treffe, oder aber mich mit Ihrem Besuche beehren zu wollen; ich stelle mich morgen vormittag von 11 bis 1 und nachmittag von 6 bis 7 zur Disposition.

Mit vorzüglicher Hochachtung habe ich die Ehre, mich zu unterzeichnen als
Eurer Hochwohlgeboren ganz ergebenster
H. Wagener.

*

An einen Lehrer im Jura.¹⁾

Bern, Anfangs April 1873.

Monsieur, le prince de Bismarck me charge de vous faire ses excuses, car il ne peut pas vous être utile pour la demande que vous

¹⁾ Es war im Jahre 1873. Zwei junge Jurassier saßen in einem Wirtshaus und besprachen lebhaft das Projekt des einen, der im Sinne hatte, nach Deutschland zu gehen, um

lui avez soumise le 17 février. Son altesse vous conseille plutôt de vous adresser à M. de Moeller, président de l'Alsace-Lorraine.

Le Général v. Rœder.

*

† An die Direktoren der 24 höheren öffentlichen Lehranstalten von Elsaß-Lothringen.

Straßburg, den 17. Dezember 1877.

Der Herr Reichskanzler hat mich auf Grund eines Berichtes der Reichsschul-Kommission veranlaßt, für sämtliche elsass-lothringische höhere Lehranstalten, welche den Zeitpunkt der Militärberechtigung nur um einen Jahreskursus überschreiten, Maßregeln zu treffen, um die wirklichen Leistungen der Schüler der obersten Klassen genauer zu kontrolliren und eine Herabminderung der an dieselben zu stellenden Anforderungen zu verhüten. Ich bestimme insofgedessen, daß an den nachbenannten, hier in Frage kommenden Anstalten, nämlich:

1. den Realklassen des Lyceums in Colmar, des Gymnasiums in Buchsweiler und des Protestantischen Gymnasiums in Straßburg,
2. den Realprogymnasien in Altkirch, Bischweiler, Diedenhofen, Markkirch, Schlettstadt und Thann,

3. den Realschulen in Barr, Forbach, Münster und Wasselnheim, alljährlich im Monat Juli für die Versezung in die oberste Klasse (die Sekunda der Realgymnasien, die Prima der Realschulen) eine schriftliche Prüfung abzuhalten ist, welche vier Arbeiten umfaßt:

1. einen in vier Stunden abzufassenden deutschen Aufsatz,
2. eine Uebersetzung aus dem Deutschen ins Französische (in zwei Stunden),
3. eine mathematische Arbeit (vier Aufgaben in drei Stunden),
4. eine geschichtlich-geographische Arbeit (in drei Stunden).

Die Themata zu den Arbeiten sind von den Fachlehrern im Einvernehmen mit dem Direktor festzustellen, für die Aufsicht der Klausur treten die Regeln der Abiturientenprüfung in Kraft. Die Ergebnisse der korrigirten Arbeiten sind bei der Konferenzberatung über die Versezungen wesentlich in Anschlag

die deutsche Sprache zu erlernen. Er suchte eine Stelle an einer Privat- oder Staatschule. Sie kamen auf den Namen Bismarck zu sprechen; plötzlich fuhr ein Gedanke durch ihren Kopf: Wenn wir an den großen Staatsmann schreiben würden? Das war vielleicht ein sehr naiver Einfall; aber gesagt, gethan. Nach ungefähr drei Wochen brachte der Briefbote dem jungen Lehrer obigen, mit rotem Siegel versehenen Brief von der deutschen Gesandtschaft in Bern.

zu bringen. Die Papiere sind aufzubewahren und meinem Schulrat, welcher nach Befinden der Umstände eine mündliche Prüfung anordnen wird, auf Verlangen jederzeit vorzulegen.

Der Oberpräsident von Elsaß-Lothringen.

*

† An den Präsidenten des Deutschen Kriegervereins in Köln
Herrn Rienemund in Köln a. Rh.

Berlin, den 11. Februar 1878.

Der Fürst-Reichskanzler hat die ihm mittelst gefälligen Schreibens vom 31. v. M. angetragene Ehren-Mitgliedschaft des Deutschen Kriegervereins in Köln mit verbindlichem Dank angenommen. Erhaltenem Auftrage zufolge beehre ich mich, Ew. Wohlgeboren ganz ergebenst hiervon zu benachrichtigen.

v. Kurowski,
Regierungsassessor.

*

† An den Präsidenten des Abgeordnetenhauses v. Köller.

Berlin, den 7. Februar 1881.

Eure Hochwohlgeboren beehre ich mich ganz ergebenst zu benachrichtigen, daß für die bevorstehenden Beratungen des Gesetzentwurfs und der Verträge, betreffend das Fideikommißvermögen des vormals Kurfürstlich hessischen Hauses (Drucksache Nr. 201), als Kommissarius des diesseitigen Ressorts der Legationsrat Dr. Freiherr von Richthofen bestellt worden ist.

Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

In Vertretung:

Graf zu Limburg-Stirum.

*

† An die Handelskammer zu Halle a. d. S.

Berlin, den 4. März 1882.

Der Handelskammer erwidere ich auf die gefällige Eingabe vom 16. Dezember v. J., daß es der Beurteilung seitens der Landesbehörden unterliegt, ob und inwieweit ein Bedürfnis besteht, für die verschiedenen Handelsplätze diejenigen Ortschaften zu veröffentlichen, welche innerhalb der unter 3 der „Befreiungen“ zu Ziffer 4 des Tarifs zum Reichs-Stempelabgabengesetz vom

1. Juli v. J. bestimmten Entfernungszone liegen. Dementsprechend habe ich den Bundes-Regierungen von dem Inhalt der bezeichneten Eingabe Mitteilung gemacht.

Der Reichskanzler.

In Vertretung:

Scholz.

*

† An den Vorstand des Vereins deutscher Eisen- und
Stahlindustrieller.

Berlin, den 20. Juli 1882.¹⁾

Dem Verein deutscher Eisen- und Stahlindustrieller erwidere ich auf die gefällige Eingabe vom 24. v. M., betreffend die russische Zollerhöhung auf Eisendraht, daß durch die Anmerkung zu § 95 des mit dem 1. Juli (a. St.) in Kraft getretenen, im Reichs-Anzeiger vom 28. v. M. in Uebersetzung mitgetheilten neuen russischen Zolltarifs in Verbindung mit § 167¹ desselben der Zoll auf Walzendraht in der That auf 1 Rubel 10 Kopeken per Pud erhöht worden ist. Nach einer inzwischen aus St. Petersburg eingetroffenen amtlichen Mitteilung hat sich jedoch die russische Regierung bereit finden lassen, den Interessenten insofern eine Erleichterung zu gewähren, als denjenigen Fabriken in Rußland, welche Walzdraht als Material zur Bearbeitung beziehen, gestattet werden wird, den genannten Artikel bis zum 1. November d. J. zu dem vor dem modifizirten Tarife bestandenen Zollsätze einzuführen.

Der Reichskanzler.

Im Auftrage:

Göring.

*

† An das Präsidium des Deutschen Handelstages.

Berlin, den 1. Juli 1883.

Dem Präsidium des Deutschen Handelstages erwidere ich auf die Eingabe vom 17. Mai d. J. ergebenst, daß ich aus dem vorgelegten Bericht über die Auslegung und Anwendung des Reichsstempelgesetzes vom 1. Juli 1881 die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer alsbaldigen Umarbeitung des bezeichneten Gesetzes nicht zu gewinnen vermocht habe. Die in dem Berichte zusammengestellten Beschwerdepunkte richten sich zum weitaus größten Theile gegen Ansichten der Stempel-

¹⁾ Nach Kohls Bismarck-Regesten wäre dieses Schreiben von dem Fürsten Bismarck ausgegangen, was sich als ein Irrtum erweist.

revisionsbeamten und Entscheidungen der Steuerbehörde und erscheinen insoweit völlig ungeeignet, die gegen das Gesetz gerichteten Angriffe zu begründen. Es wäre Sache der Interessenten gewesen, ihre abweichenden Meinungen im Instanzenwege geltend zu machen, und es läßt sich nicht bezweifeln, daß bei ausgiebigerer Benützung des Beschwerderechts die hinsichtlich der Anwendung des Gesetzes auf den einzelnen Fall hervorgetretenen Meinungsverschiedenheiten und Unsicherheiten, welche bei der Neuheit des Gesetzes und der Schwierigkeit der Materie unausbleiblich waren, eine wesentliche Einschränkung erfahren haben würden. Wenn im übrigen auch einzelne Beschlüsse des Bundesrats als mit dem Wortlaut oder der Absicht des Gesetzes nicht übereinstimmend angefochten werden, so wird der Umstand, daß bei einem mehr oder minder großen Teil der Steuerpflichtigen eine andere Auffassung über die Anwendung des Gesetzes besteht als beim Bundesrat, an sich keinen ausreichenden Anlaß zu einer Gesetzesänderung geben können. Es wird den Beteiligten vielmehr zu überlassen sein, nach Maßgabe der in den einzelnen Bundesstaaten bestehenden gesetzlichen Bestimmungen die richterliche Entscheidung anzurufen. Der Bundesrat hat die geeigneten Veranstellungen getroffen, um die ergehenden Entscheidungen der Gerichte, und insbesondere diejenigen des Reichsgerichts, für die Handhabung des Gesetzes fruchtbar zu machen, indessen ist den Gerichten bisher nur in sehr geringem Umfange Gelegenheit gegeben worden, sich über die bestehenden Differenzpunkte auszusprechen.

Schließlich weise ich noch auf den Bericht der XII. Reichstagskommission (Nr. 314 der Druckfachen der letztabgelaufenen Session, Seite 32—36) hin, wonach diese Kommission nach eingehender Beratung der auf das Gesetz vom 1. Juli 1881 bezüglichen Petitionen zu einer der vorstehenden entsprechenden Anschauung gelangt ist.

Der Reichskanzler.
In Vertretung:
Burchard.

*

† An Herrn Peter Rickmers in Bremerhaven.

Friedrichsrub, den 15. November 1885. ¹⁾

Eurer Hochwohlgeboren gefälliges Schreiben vom 11. d. M. habe ich bei dem Reichskanzler zum Vortrag gebracht. Im Auftrage desselben beehre ich mich, Eurer Hochwohlgeboren ergebenst mitzuteilen, daß Seine Durchlaucht dem ausgesprochenen Wunsche gern entspricht und es sich zur Ehre rechnen wird, dem Klub „Glocke“ als Ehrenmitglied anzugehören.

¹⁾ Kohl erwähnt in seinen Bismarck-Regesten dieses Schreiben, derselbe vermag aber das Datum, unter dem es ergangen, nicht anzugeben.

Genehmigen Eure Hochwohlgeboren die Versicherung der ausgezeichneten
Hochachtung, mit der ich mich zeichne als Ihren ergebensten

Dr. Kottenburg.¹⁾

*

† An den Königlichen Staatsminister und Minister für Handel
und Gewerbe Fürsten v. Bismarck.

Berlin, den 15. Januar 1889.

Wie Eurer Durchlaucht bekannt, ist diesseits anlässlich mehrerer
aus Interessentenkreisen eingegangener Petitionen die Frage der Auf-
hebung des Verbots der Einfuhr von Schweinen zc. dänischen, schwedischen
oder norwegischen Ursprungs in Erwägung gezogen. Ich bin hierbei von der
Voraussetzung ausgegangen, daß die sogenannte Schweinepest in diesen Ländern
— nachdem mehrere Monate hindurch neue Erkrankungsfälle nicht gemeldet
worden waren — als endgiltig betrachtet werden könne. Diese Voraus-
setzung hat sich indessen nicht als zutreffend erwiesen. Bereits im August
vorigen Jahres berichteten die Zeitungen von der wiederholten Verbreitung
der Seuche in Jöntöpings Land. Im September beziehungsweise Oktober
vorigen Jahres sind, gesandtschaftlichen Meldungen zufolge, auf der Insel Wermdö
bei Stockholm und bei Roeskilde auf Seeland weitere Erkrankungen amtlich fest-
gestellt, welche die sofortige Abschachtung größerer Bestände notwendig gemacht
haben. Ebenso sind weitere Seuchenfälle im November und Dezember v. J.

1) Bei dem Stiftungsfeste des Klubs „Glocke“, welches am 5. Dezember 1885 in
Bremerhaven abgehalten wurde, wurde die obenstehende Kundgebung Kottenburgs verlesen,
worauf P. Rickmers das Wort ergriff und ungefähr folgendes ausführte: „Wohl dem
Lande, welches, wenn Wirren drohen, ruhig sich anlehnen kann an einen Mann, der — der
deutschen Eiche gleichend — sein Vaterland vor Stürmen schützt. Soviel ich auch im Aus-
lande gereist, überall sprach man mit großer Verehrung von unserem Fürsten. Und wir
sollten ihn nicht ehren? Wenn wir auch in staatlicher Beziehung zu Bremen gehören, so ist
doch in unserer jungen Vaterstadt fast ein jeder deutscher Volksstamm vertreten! Wir kennen
hier daher auch keinen Partikularismus; hier heißt es nicht: ich bin Preuße, Oldenburger
oder Hannoveraner, sondern wir stimmen stets fröhlich mit ein, wenn es heißt: Deutsch-
land, Deutschland über Alles! Daher halten wir auch treu zu dem Manne, der in erster
Reihe mit unser mächtiges Deutsches Reich geschaffen! Jetzt, meine Herren, bitte ich Sie, mit
mir anzustoßen: Auf den Förderer Deutschlands! Auf die mächtige, knorrige Eiche, unter
deren Schutz wir allen Stürmen trogen! Auf unser Ehrenmitglied, das uns noch lange,
lange zum Segen Deutschlands erhalten bleiben möge!“ Es wurde darauf beschlossen, eine
Depesche an den Fürsten Bismarck abzuschicken; dieselbe lautete: „Seiner Durchlaucht Fürst
Bismarck, Berlin. 208 Mitglieder des Klubs Glocke in Bremerhaven beim zweiten Stiftungs-
feste brachten soeben ihrem Ehrenmitgliede, Eurer Durchlaucht, ein brausendes, donnerndes
Hurra, mit dem innigst gefühlten Wunsche, daß der Förderer deutscher Einigkeit und Macht
als treuer Diener seines Kaisers und Herrn noch lange, lange Jahre die Geschicke unseres
teuren Vaterlandes lenken möge. Klub Glocke.“

aus der Nähe von Stockholm und von Vinköping (Provinz Västergötland) und aus der Stadt Eskjö (Provinz Jönköping) gemeldet worden. Ob hiermit die Zahl der in neuerer Zeit eingetretenen Seuchenausbrüche erschöpft ist, erscheint nicht unzweifelhaft. Jedenfalls lassen schon die vorerwähnten Fälle die Besorgnis vor demnächstigen weiteren Erkrankungen gerechtfertigt erscheinen, und es ist nicht ausgeschlossen, daß gelegentlich eines solchen Ausbruchs die Seuche wiederum einen akuten Charakter annimmt, der uns nach etwaiger Aufhebung des Einfuhrverbots zur erneuten Abschließung der Grenze veranlassen müßte. Ein derartiger Wechsel in veterinärpolizeilichen Sperremaßnahmen ist erfahrungsgemäß dem Handelsverkehr besonders nachteilig. Ich glaube mich daher für die einstweilige Aufrechterhaltung des Verbots um so mehr aussprechen zu sollen, als die dänische Regierung selbst die Seuchengefahr nicht für beseitigt erachtet. Letzteres dürfte aus der Thatsache zu entnehmen sein, daß die mit dem 1. Januar d. J. ablaufende Giltigkeitsdauer des dänischen Gesetzes vom 14. Dezember 1887, betreffend Maßregeln gegen die Schweinepest, neuerdings bis zum 1. April 1891 verlängert worden ist.

Der Reichskanzler.

In Vertretung:

G. K.

Bismarck im deutsch-französischen Kriege.

Nach der Schilderung von Augenzeugen.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO
LIBRARY

Bismarck im deutsch-französischen Kriege.

Nach der Schilderung von Augenzeugen.

Nachträge zum ersten Teil. ¹⁾

Ich schließe hier noch einige Nachträge zu der ersten Periode (31. Juli bis 1. September 1870) an, Notizen, welche erst nach dem Erscheinen des dritten Bandes des „Bismarck-Portefeuille“ bekannt geworden sind.

Zwischen Berlin und Mainz, den 1. August 1870.

Aus den Memoiren von Abeken ²⁾ erfahren wir, daß Bismarck für sich und seinen diplomatischen Generalstab zur Fahrt von Berlin nach Mainz den ehemaligen königlich hannoverschen Salonwagen benützte, den der König nicht gebrauchen wollte, obgleich er viel bequemer war als sein eigener; das Wunderliche war, daß der blinde König sich am Ende des Salons einen Fauteuil förmlich in Art eines Thrones mit einem Himmel darüber hatte einrichten lassen. Bismarck meinte, der Kaiser würde, wenn beide Armeen einander gegenüber gestanden hätten, mit einem Male eine Wendung gemacht haben und Preußen vorgeschlagen haben, Frieden zu schließen, um mit dieser ungeheuren Doppel-macht gemeinsam der erstaunten Welt Gesetze vorzuschreiben, wenn Bismarck ihm dies nicht durch die Publikation des Benedettischen Aktenstückes unmöglich gemacht hätte. In Magdeburg machte der König in dem Wagen Bismarcks einen Besuch. Obgleich der Zug in Köln zwei Stunden früher ankam, als er erwartet wurde, waren der Bahnhof, alle Plätze und Straßen umher, der Dom-

¹⁾ Derselbe steht im Bismarck-Portefeuille Bd. III. S. 19—50.

²⁾ Heinrich Abeken, Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit, aus Briefen zusammengestellt. Berlin 1898. Ernst Siegfried Mittler & Sohn. Diesem bedeutungsvollen Geschichtswerke sind auch die folgenden Notizen unter dem Datum des 4. 6. 7. 9. 11. 13. 15. 16. 17. August entnommen.

platz, alles voll von einer wie dicke Wellen umherwogenden Menschenmasse. Das brauste und wogte von unaufhörlichen Hurras für den König, für Bismarck, für Moltke.

*

Mainz, den 2. August 1870.

In Mainz wurde Bismarck gemeinschaftlich mit Abeken und Keudell bei dem reichen Weinhändler Kupferberg sehr schön einquartiert, nur für Graf Bismarck zu weit vom König; auf dem höchsten Punkt der Stadt, mit einer wundervollen Aussicht auf diese und auf den lachenden Rheingau.

Am Morgen nach der Ankunft in Mainz wollte sich Bismarck rasiren lassen, und es wurde deshalb der damals in der Gaufrasse, jetzt in der Augustinerstrasse wohnende Barbier Philipp Ernst in das Absteigequartier des Bundeskanzlers, die Villa Kupferberg, gerufen. Als der Mann beim Grafen eintrat, war dieser, seine lange Pfeife rauchend, mit dem Durchsehen von Einläufen beschäftigt, erhob sich jedoch sofort, stellte seine Pfeife weg, trat auf den bescheiden an der Thür stehenden Bartkünstler zu, sah ihm fest in die Augen und sagte in seiner lakonischen Weise: „Rasiren!“ wobei er sich auch schon auf einen Fauteuil niederließ und selbst die Serviette umband. Ohne ein Wort zu sprechen, vollendete Ernst seine Arbeit und wurde mit dem Zuruf: „Morgen wieder!“ entlassen. So ging es Tag für Tag, bis das Hauptquartier abbrach. Am letzten Morgen fragte Bismarck seinen Barbier scherzhaft: „Sie nehmen doch auch preussisches Geld als Zahlung?“ worauf der schlagfertige Ernst im echten rhein-hessischen Dialekt erwiderte: „Gewiß, Excellenz, mir geht's in der Beziehung wie de Preiße, ich nemme, was ich kriechen kann.“ Mit dem Finger drohend, aber dabei herzlich lachend, gab ihm der Bundeskanzler sechs Thaler für seine Mühewaltung.

Beim Abendessen (2. August) war Bismarck unglaublich amüsant, in seiner rosigsten Laune, und er faszinierte seinen Wirt, Kupferberg, förmlich mit Patriotismus und allem möglichem. Um 10 1/2 Uhr mahnte Abeken zum Aufbruch und fand nach einigem Drängen auch Gehör. Am andern Morgen bewies derselbe natürlich wieder seine Schlafkraft am Tage. Bis 10 1/2 Uhr keine Spur von Erwachen.

*

Am 3. August, am Vorabend von Weißenburg, begegnete Bismarck auf einem Ausgang in Mainz den Zollparlamentarier Dr. Ludwig Bamberger, den er auf der Straße anredete und begrüßte. Dieser drückte seine Freude über das herrliche Aussehen und die kräftige Haltung Bismarcks aus. „Von der Gelbsucht keine Spur mehr.“

„C'est la guerre,“ antwortete der Kanzler, „ich habe mit einem Male Nerven wie Stricke bekommen.“

*

Mainz, den 4. August 1870.

Abends kommt Bismarck auf Abekens Zimmer, um demselben ein Konzept zu einem Brief an den König von Bayern zu diktiren, welches Abeken entworfen, Bismarck aber so durch Korrekturen zurechtgemacht hatte, daß er meinte, es könne sich niemand herausfinden, wenn er es Abeken nicht diktirte. Abeken mußte zusehen, Bismarck habe es sehr schön gemacht.

*

Mainz, den 6. August, Nacht vom Sonnabend auf Sonntag, 2 Uhr.

Die Adjutanten des Königs, Lehndorff und Alten, wecken Bismarck und bringen demselben die Siegesnachricht vom Kronprinzen.

*

Homburg vorm Wald, den 7. August.

Das Hauptquartier fiel in dieses Landstädtchen von 2000 Einwohnern wie eine Bombe, da ursprünglich in Kaiserlautern übernachtet werden sollte. Vom Bahnhof zog Bismarck mit seinen Leuten unter der herrlichsten Abendglut der unter den Wolken vorkommenden Sonne dem Städtchen zu, wo der König im Bezirksamt, Bismarck bei einem Bauern, Abeken und Dr. Ludwig Bamberger, den der Minister zu politischen Einwirkungen von Mainz aus mitgenommen hatte, bei einer Judenfamilie einquartiert wurden. Bismarcks Sorge und die Aufgabe seiner Chiffreure war, die Nachrichten über den Sieg des Kronprinzen bei Wörth gehörig der Welt zu verkünden.

*

Zwischen Homburg und Saarbrücken, den 9. August 1870.

Den Weg von Homburg nach Saarbrücken legte Bismarck per Achse zurück, Abeken an seiner Seite. Es war ein milder, halb bewölkter Tag, wundervolle Luft, kein Staub, eine herrliche, reiche hügelige Gegend, schöner Wald, Acker- und Gartenland, aber fast fortwährend sah man zur Seite ein Lager, ein Bivouak, einen Train, aus dem Walde, von den Wiesen Dampf von den Feldfüchen, unzählige Truppenmassen zu beiden Seiten aufgestellt: die Leute sahen alle frisch und munter aus. Hier und da immer einer, der Bismarck erkannte. Dann brach der Jubel los, und das Hurra ging Viertelstunden am Wege entlang fort, dabei lachte den Leuten das ganze Gesicht, und es war eine wehmüthige Freude, diese frischen Jungen zu sehen, welche dem Minister dankbar waren, der ihnen doch gewissermaßen diesen Krieg verschafft hatte, dessen Nothe, Mühen und Gefahren sie über die Begeisterung für das Vaterland vergaßen! Auf der Mitte des Weges zwischen Homburg und Saarbrücken machte

Bismarck halt, um die Pferde zu tränken; dort holte ihn erst Moltke ein, dann der König, welchem die Tochter des Forsthauses, die sich einen schönen Rosenkranz dazu aufgesetzt hatte, nun das Bouquet überreichen konnte, das sie erst Bismarck, ihn für den König haltend, dargereicht hatte.¹⁾

*

Forbach, ca. 10. August 1870.

Senator Cucchi, der bekannte Agent der Aktionspartei vor 1870 in Rom und Vertrauensmann Victor Emanuels, trifft Bismarck in Forbach an der Grenze und begleitet ihn in den folgenden Tagen bis unter die Mauern von Metz. Er kehrte — so erzählte er kürzlich einem Redakteur des „Don Ghiscolte“²⁾ — nach Italien mit der ausdrücklichen Zusage Bismarcks zurück, daß Preußen die Einnahme Roms fördern und Oesterreichs Zustimmung erlangen würde. Cucchi setzte hinzu: „Bismarck hielt Wort.“³⁾

*

¹⁾ Am 10. August abends schreibt Abeken an seine Frau: „Ich habe eine Depeche etwas eilig, vielleicht zu eilig abgemacht, so daß Graf Bismarck sie mich am Ende morgen noch umschreiben lassen wird; das thut aber nichts . . . Eben schickt der Minister schon mein Konzept wieder, und zwar nicht, um es umzuschreiben, sondern mit wenigen Korrekturen, um es zu mundiren.“

²⁾ Bismarck hielt, so erzählt Cucchi, im Jahre 1870 Italien unverwandt im Auge. Um Victor Emanuels Absichten zu durchkreuzen, sendete er einen Vertrauensmann nach Florenz, damit er sich mit der Aktionspartei verständige, die bekanntlich alles daran setzte, ein Bündnis mit Frankreich zu verhindern und den Marsch nach Rom zu beschleunigen. Bismarck war entschlossen, die Ziele der Partei in jeder Weise zu fördern, und Cucchi läßt durchblicken, daß er der Aktionspartei sogar die Mittel zu einem Freischarenzuge nach Rom zur Verfügung stellte. Bismarcks Agent sah die hervorragendsten Männer der Linken, Fabrizi, Crispi, Cairoli, und bat schließlich, einen verlässlichen Mann nach Deutschland zu senden, um mit Bismarck ein entscheidendes Abkommen zu treffen. Cucchi ward aus-
erwählt.

³⁾ Ein zweites Mal sah Cucchi den Fürsten Bismarck im Jahre 1889, eben als das Gerücht aufstauhte, Frankreich wolle den italienischen Kriegshafen Spezia überrumpeln. Die englische Flotte war zur Unterstützung Italiens vor Genua erschienen. „Ich war“ — so berichtet Cucchi — „in Berlin, und Crispi hat mich, Bismarck aufzusuchen. Der Reichskanzler weilte in Varzin. Er empfing mich auf das herzlichste, und wir sprachen von vielen Dingen; als ich ihn fragte, ob er einen Anschlag Frankreichs gegen Italien für möglich halte, antwortete er wörtlich: „Nein, ich glaube es nicht; meine Nachrichten schließen es aus. Davon absehend, kann ich nicht zugeben, daß eine Nation oder ein Staatsoberhaupt heute wahnsinnig genug sei, um die Verantwortung für einen Krieg zu übernehmen, der bei den heutigen Zerstörungsmitteln auch dem Sieger verderblich wäre. Meines Glaubens könnte das nur dann geschehen, wenn der Angreifer an der ganzen gefitteten Welt einen Rückhalt hätte.“

St. Abold, den 11. August 1870.

Gleich nach Mittag fuhr Bismarck von Saarbrücken weg und überschritt etwa eine halbe Meile dahinter die Grenze, von welcher die Deutschen vor wenigen Tagen den Feind zurückgeworfen hatten. Bismarck war im Städtchen St. Abold mit seinem diplomatischen Generalstab recht gut aufgehoben. Geradezu Unglaubliches leisteten an diesem Tage seine Bureaubeamten, um den Kurier nach Berlin noch vor der Abreise nach Saarbrücken abzufertigen. Bismarck begab sich, um 4 Uhr in St. Abold angekommen, alsbald zum König. Die Nacht schliefen Bismarck und seine Leute nur mit einem Auge; in Feindesland und, wie einige behaupten wollten, etwas unvorsichtig vorgeschoben, ohne genau zu wissen, ob eine hinreichende Armee vorhanden sei, um sicher zu sein, daß der jetzt in Metz kommandirende Bazaine keinen Ausfall wagen könne. Bismarck beobachtete fortan in Feindesland die Vorsicht, seine Umgebung zusammenzuhalten, beziehungsweise dieselbe nicht eparpilliren und in verschiedene Häuser auseinanderlegen zu lassen. Die Neuerung kam natürlich auch der Arbeit zu gute.

*

St. Abold, den 13. August 1870.

Abeken giebt in einem an seine Frau gerichteten Briefe der Hoffnung Ausdruck, daß die Früchte der blutigen Arbeit uns nicht verkümmert werden. „Darin ist Graf Bismarck wirklich unvergleichlich; uner schöplich in Gedanken im einzelnen und dabei unverrückt auf das Ziel gerichtet. Hier und da geschieht bei der großen Hast und Fülle einmal etwas Ueberflüssiges; aber darauf kommt nichts an. Versäumt wird nicht leicht etwas, und in der Regel trifft er mit bewundernswürdiger Schärfe das Richtige. Dabei würde auch, abgesehen von dem eigentlich diplomatischen Felde, eine Menge notwendiger Sachen unterbleiben, wenn er nicht eine so bewundernswürdige Initiative hätte und an alles dächte.“

*

Falkenburg oder Foulquemont, Sonnabend den 13. August 1870.

Es fand an diesem Tage eine Trennung des Hauptquartiers statt; Bismarck, der mit dem König in einem kleinen Dorf eine Stunde von hier lag, hatte diesmal seinen Vetter Carl Bohlen mit sich genommen, während sein übriges Gefolge mit Prinz Karl und den übrigen Fürstlichkeiten in Falkenburg liegen blieb. Das war für die Herren nun ungeheuer behaglich, daß der Chef nicht jeden Augenblick mit Aufträgen aus der andern Stube kommen konnte, sondern erst einen reitenden Boten eine Stunde weit schicken mußte, wenn er den Herren irgend ein Telegramm auftragen wollte. Dies Eldorado währte aber für dieselben nicht lange. Eben, als Abeken sich niederlegen wollte,

kam Geheimrat Stieber von Herny, wo Bismarck und der König sich aufhielten, mit einem Schmerzensschrei des ersteren nach seinem Bureau zurück, und in der Nacht traf noch eine zweite Ordonnanz ein, mit einem zweiten Schmerzensschrei und einer Menge Telegramme in Chiffres. Bismarck vor unentzifferbaren Telegrammen! Eine für ihn sehr schmerzliche, höchst tragikomische Scene, der derselbe durch den Wunsch ein Ende machte, die Herren von seiner Umgebung möchten so früh als möglich aufbrechen und zu ihm kommen, für Unterkommen würde er schon sorgen. Abeken sah bereits die auf die nächsten kriegerischen Schläge folgende diplomatische Campagne voraus. „Da wird Bismarck alle seine Klugheit und alle seine Energie nötig haben, um Maß zu halten, das heißt das rechte Maß zu treffen, nicht zu viel, aber auch nicht zu wenig.“

„In der Nacht kam eine Sendung von Berlin, die mir mancherlei zu thun brachte, was abgethan sein mußte, ehe Graf Bismarck aufwachte. Letzteres fand nun für mein Behagen diesmal viel zu früh, für die Geschäfte aber kaum früh genug statt; daher denn auch eine große Heze entstand, da ein Kurier nach Berlin, ein anderer an den Kronprinzen abgefertigt werden mußte, ein Gendarm nach Saarbrücken zurück, um Proklamationen (die Graf Hatzfeldt in sehr schönes Französisch gebracht hatte) drucken zu lassen.“

*

Herny, den 15. August 1870.

Bismarck verließ Herny in der Frühe mit seinem Better, drei Meilen zu Wagen zurücklegend, um dann zu Pferde zu steigen und dem König auf die Anhöhen zu folgen, von denen man das ganze Terrain übersehen konnte. Man sah die hohe stolze Kathedrale von Metz ganz deutlich und hinter ihr die Staubwolken der abziehenden Armee der Franzosen!

*

Pont-à-Mousson, Dienstag den 16. August 1870, abends.

Es war ein heißer Tag, das heißt nicht an Arbeit, sondern an wirklicher Sonnenhitze; fast den ganzen vier bis fünf Stunden langen staubigen Weg mußte Bismarck langsam fahren, neben endlosen Kolonnen, bald Infanterie, bald Kavallerie, bald Munitions- oder Probiantwagen, und um auf halbem Weg einmal den Pferden Ruhe und Wasser zu geben, gab es nur einen schattenlosen Fleck. Desto behaglicher war Bismarck mit seinem Gefolge in Pont-à-Mousson untergebracht, in einem hübschen Hause mit einem kleinen vorderen, von zwei Flügeln eingefassten Hofe, dessen Seiten von dichten blühenden Rankengewächsen, welche bis in die Fenster hineindrangen, bewachsen waren. Abeken bewohnte

den einen Flügel, Graf Hagfeldt den andern; Bismarck, Keudell und Graf Böhlen das mittlere Corps de logis.

Unterwegs kam zu Fuß mitten im ärgsten Staube der Oberst v. Willisen heran, um sich bei Bismarck vorzustellen, welcher etwas contre cœur im Staube halten ließ, weil er doch einen Regimentskommandeur, der zufällig zu Fuß war, nicht neben dem Wagen herlaufen lassen könne.

*

Pont-à-Mousson, den 17. August 1870.

Bismarck war mit dem König bereits um 3 $\frac{1}{2}$ Uhr früh nach dem Schlachtfelde von Mars-la-Tour, etwa drei Meilen von Pont-à-Mousson, gefahren, und erst dort zu Pferde gestiegen, während Abeken erst um 4 $\frac{1}{2}$ Uhr zu Pferde folgte. Als derselbe bei der Suite des Königs ankam, ritt Bismarck gerade mit seinem Better Böhlen fort, nach dem eine Stunde entfernten Campement der Dragoner, bei dem seine beiden Söhne standen, die so furchtbar im Gefecht waren. Nach stundenlangem Harren kam Bismarck-Böhlen zurück. Dem Chef war zuerst gesagt worden, sein zweiter Sohn Wilhelm sei tot, aber es war nicht der Fall; er war beim Einhauen in ein Carré mit dem Pferde gestürzt, das erschossen war, aber er war wieder aufgekomen und vorwärts, und der Vater traf ihn frisch und gesund. Seinen ältesten Sohn Herbert fand er in einem etwas entlegenen Lazaret in einem großen Gehöft, Mariaville, mit einer ganz ungefährlichen Fleischwunde im Schenkel; der Knochen nicht getroffen, die Kugel wieder hinausgegangen und gar keine Gefahr.

*

18. August 1870. Bivouacszene bei Gravelotte. König Wilhelm bemerkt zu Louis Schneider beim Betrachten des Entwurfs zu dieser Scene:

„Das Haus hinter mir brannte noch, als ich Bismarck die Depesche über den Sieg diktierte. Als Moltke dazu kam, befahl ich, daß sie ihm gezeigt werden solle. Er war es, der hinzusetzte ‚unter Meiner Führung‘ — ich hatte das nicht diktiert. Auch den Schluß änderte er dahin ab, daß nun die Verbindung der Armee unter Bazaine mit Paris abgeschnitten sei.“¹⁾

*

Pont-à-Mousson, 20. und 21. August 1870.

Der „Gaulois“ veröffentlichte in der Nr. 6085 vom 3. August 1898 Erinnerungen eines in die deutsche Gefangenschaft geratenen französischen Offiziers.

¹⁾ Louis Schneider, Aus dem Leben Kaiser Wilhelms I. Bd. III. S. 223.

Unter dem 20. August heißt es: 3 Uhr nachmittags. — Von Novéant an sind wir dem linken Ufer der Mosel gefolgt. Wir rücken in Pont-à-Mousson ein, wo der alte König Wilhelm, v. Moltke, Bismarck und ihre Stäbe einquartiert sind.

21. August 9 Uhr morgens, Pont-à-Mousson. — Zusammenkunft der französischen Offiziere in dem großen Saale des Stadthotels. Wir sind etwa 80. Abgesehen von zehn Offizieren der Brigade Collin, welche am 18. bei Sainte-Marie-aux-Chênes gefangen genommen wurden, sind alle verwundet, die meisten ziemlich schwer. Viele Kavallerie-Offiziere, heroische und blutige Trümmer des Tages vom 16. Unter ihnen ein General mit verbundenem Kopf; man sagt mir, daß es General Montaigne sei.

Kein Ausdruck vermag das Materielle dieser Zusammenkunft wiederzugeben: zerfetzte Uniformen, mit Schmutz und Blut besleckt; Arme in der Binde, umwickelte Köpfe, geschwärzte Gesichter mit blutigen Streifen und Flecken; Amputirte, auf Stroh liegend, in einer Ecke des mächtigen Raumes.

Feierliches Stillschweigen. Bismarck, in Helm und Waffe, mit dem großen grauen Mantel angethan, tritt ein, von einigen Offizieren der Adjutantur geleitet. Er redet uns französisch an, fast ohne Accent. Seine Stimme ist stark.

„Meine Herren,“ sagt er, „ich habe Sie vor Ihrer Abreise nach Deutschland zu sehen gewünscht. Seine Majestät der König hat Ihre Tapferkeit bewundert. O, Sie haben uns Schlimmes zugefügt! . . . Ihre Gewehre sind furchtbar. Am 16. August ging ich hinter unserer Gefechtslinie ganz ruhig auf und ab und glaubte mich außer Schußweite, als ich Ihre Kugeln pfeifen hörte. Meiner Treu, es ist nicht mein Beruf, tapfer zu sein, und ich habe mich zurückgezogen.

(Ein verhaltenes und gedämpftes Lachen ist in unseren Reihen vernehmbar. Das Auge Bismarcks funkelt.)

Eine noch schwierigere Sache, meine Herren. Der Große Generalstab hat soeben ärgerliche Nachrichten empfangen. (Ein Freudenschauer gleitet durch unsere Reihen.) Ihre Vorposten haben auf unsere Parlamentäre geschossen. Sie werden mir zugestehen, daß dies nicht die Art einer zivilisirten Nation ist . . .

(Hier einige ausdrucksvolle Mißfallensbezeugungen unter uns.) . . . Kurz gesagt, meine Herren, das ist's, worum es sich handelt: ich fürchte, daß Ihre Abgeordneten sich schlecht ausgedrückt haben, weil keiner von Ihnen die wohlwollenden Absichten Seiner Majestät bezüglich Ihrer hat benützen wollen.

Sie werden begreifen, daß wir uns mit Ihnen in Ihrem Lande nicht beschweren können; wir sind gezwungen, Sie weit, sehr weit fortzuschicken, um denjenigen — Zahlreichen — Platz zu machen, welche Ihnen folgen werden. Wir haben mit Königsberg begonnen, wir werden mit den Festungen an der russischen Grenze fortfahren. Aber ich hoffe, daß Sie uns davon entbinden

werden, zu gleichen Mitteln unsere Zuflucht zu nehmen, und daß Sie Ihre Unterschrift unter das kleine Schriftstück setzen werden, welches man Ihnen vorlegen wird . . . Wir fordern nur dies, um Ihnen die Freiheit wiederzugeben.“

Mit sichtlicher Genugthuung durchmiszt Bismarck den Saal, während die Offiziere uns das famose „kleine Schriftstück“ hinhalten. Mit vollkommener Uebereinstimmung kreuzen sich unsere Hände hinter dem Rücken.

„Nach Ihrem Belieben, meine Herren. Wollen Sie sich auf den Platz hinaus begeben, wo man Sie zu Abteilungen formiren wird.“

Und die letzten im Saal gebliebenen Offiziere können, ebenso wie ich, folgendes deutsch gepflogene Gespräch zwischen Bismarck und seinen Adjutanten vernehmen:

„Nun, meine Herren, was sagen Sie dazu?“

„Ich würde das niemals von ihnen geglaubt haben.“

„Sie haben einen wahrhaft diabolischen Starrsinn.“

„Es sind Unvernünftige (brutes)!“ schloß philosophisch Bismarck.

*

Bar-le-Duc, 26. August 1870.

Ueber den bereits in Band III. Seite 43 geschilderten Besuch Bismarcks im Lyceum von Bar-le-Duc schreibt Emil Gehhart im „Journal des Débats“:

Am 26. August 1870 gegen 10¹/₄ Uhr morgens waren einige Lehrer des Lyceums von Bar-le-Duc im Speisesaal versammelt und frühstückten; es war ein trauriges Frühstück. Das Haus war leer, die Klassen geschlossen. In der Stadt herrschte eine unheilverkündende Bewegung, das Kommen und Gehen der Invasionstruppen. Die deutschen Heeresmassen wälzten sich damals gen Sedan, und Bar-le-Duc war die Durchgangsstation. Plötzlich drangen zwei preußische Offiziere in das Lyceum ein. Der eine von ihnen, ein Riese, in weißer Kürassieruniform, mit einer weißen Mütze, die von einem breiten gelben Streifen umgeben war, war der Mann, den man damals ruhig inmitten der aufgeregten Menge spazieren gehen sah, der furchtbare Zimmerer dieses Krieges, der Graf v. Bismarck. In sehr höflichem Tone bat er um die Erlaubnis, das Lyceum besichtigen zu dürfen. Einer von den letzteren bot sich dem Minister des Königs Wilhelm als Führer an, und die Promenade begann durch die Gänge und die Höfe, in welche aus weiter Ferne der Lärm der vorüberrollenden Kanonen und der mit Mundvorrat beladenen Wagen drang, die dann mit Beute reich beladen nach Deutschland zurückkehren sollten. Als erster trat Herr v. Bismarck in die Säle ein; aber er wünschte, daß Herr H . . ., der Lehrer, als zweiter eintreten sollte, vor dem Adjutanten, der „Ehre wegen“, sagte er (oder aus Vorsicht?). Die Unterhaltung zwischen dem Minister und

dem Lehrer war sehr interessant. Bismarck informirte sich über die Zahl der Schüler in jeder Klasse, über die Zahl der Unterrichtsstunden, über den Grad der Studien. In den Sälen der oberen Stockwerke, großen Zellen, die den Zöglingen als Arbeitsräume dienten, gab der gepanzerte Diplomat sein Erstaunen kund über die blinden Fensterscheiben, die verhindern sollten, daß man von der Außenwelt etwas zu sehen bekomme, über die Fenster, die die Schüler nicht öffnen konnten, und über die starken Riegel an allen Thüren. Er erinnerte sich wohl nicht an den Ausspruch Montaignes, den er wahrscheinlich gar nicht kannte: „Das Gefängnis der eingekerkerten Jugend“; aber er ereiferte sich gegen das Internat: „Mein ganzer Haß,“ sagte er, „erwacht, wenn ich ein solches Institut sehe. Ich habe die ersten Jahre meiner Jugend in einem Internat verbracht; lange Zeit durfte ich meine Familie nicht sehen; ich wurde sehr streng gehalten.“ Er fügte hinzu, daß Frankreich früher oder später, gleich Deutschland, das Internat unterdrücken würde. Die Einrichtung der Schlafsäle billigte er und fragte nach der Zahl der Schüler, die in jedem Zimmer lägen. Er lobte auch die Turnhalle. Entblößten Hauptes trat er in die Kapelle, die ihm etwas dunkel zu sein schien, und tadelte die Anordnung der Bänke, die nicht dem Altar gegenüberstanden, sondern parallel an den Seitenwänden aufgestellt waren. Man sagte ihm, daß das Lyceum einen Klub für die Lehrer habe; er wollte ihn besuchen. Mehrere Lehrer saßen im Klubzimmer; er setzte sich zu ihnen an den Tisch und trank ein Glas Kirsch: „Auf den Frieden!“ sagte er. Er gab zu, daß der Krieg für Deutschland ein ebenso großes Unglück sei wie für Frankreich, und eine Erklärung, die er, glaube ich, 1887 vor dem deutschen Parlament wiederholte — daß die Gefahr neuer Entwicklungen zwischen den beiden Ländern noch 50 Jahre dauern werde. Dann kritisirte er unsere Heeresorganisation, unsere Mobilmachung, die Massenerhebung, die seiner Ansicht nach nur in Spanien gelingen könnte. Darauf sagte er: „Sie sind für uns sehr unruhige Nachbarn. Seit Louis XIV. greifen Sie uns, wie ich glaube, schon das zwölfte Mal an. Deshalb wollen wir, daß so etwas in der Zukunft nicht mehr vorkommen soll.“ Nach und nach wurde er mittheilsamer, familiärer und führte die Unterhaltung in harmloser, aufrechter Weise. Der Zeuge, dem ich die Schilderung des idyllischen Vormittags an den Ufern des Ornain entnehme, schreibt: Er sagte uns mehreremal, daß er den Krieg nicht erwartet habe; daß er im Augenblicke der Kriegserklärung in einem Badeorte war, und daß er ganz erstaunt gewesen sei, als er eine Depesche aus Berlin empfing, die ihn zur schleunigen Rückkehr aufforderte(?). „Ich konnte nicht glauben, daß es wahr sei, daß Frankreich uns den Krieg erklären würde.“ Nachdem er jedem besonders die Hand gereicht hatte, verließ er das Lyceum.

Zweiter Teil.

Von Sedan bis Ferrières.

1. bis 19. September 1870.

Vendresse, den 1. September 1870.

Bismarck verließ früh um 3 Uhr Vendresse zu Pferde mit dem Grafen Hatzfeldt im Gefolge des Königs, nachdem er dem zurückgebliebenen Abeken auf offenem Markte einen halbstündigen Vortrag gewährt hatte. Kaudell und Abeken hatte derselbe in Vendresse zur Erledigung dringlicher Arbeiten zurückgelassen; erst spät abends ging ihnen die Weisung zu, sie möchten gleich nach Donchery kommen; sie reisten sofort dorthin, fanden den Minister natürlich schlafend, Graf Hatzfeldt aber mit der französischen Uebersetzung der Kapitulationsbedingungen für die Armee, über welche die Generalstabsoffiziere inzwischen verhandelt hatten, beschäftigt.

*

Vor Sedan, 1. September 1870.

Der amerikanische General Sheridan, der sich den ganzen Tag in Bismarcks Nähe aufhielt, berichtet:

„Um 3 Uhr befanden sich die Franzosen bereits in einer so verzweifelten und hoffnungslosen Lage, daß der König Befehl gab, das Feuer einzustellen, und ein Mitglied seines Stabes, den Obersten von Bronsart, mit der Aufforderung, sich zu ergeben, an den Gegner abschickte. ¹⁾ Gerade als dieser Offizier aufbrach, bemerkte ich zum Grafen Bismarck, wahrscheinlich werde der Kaiser Napoleon selbst einen der Preise des Tages bilden, aber der Graf erwiderte ungläubig: „O nein, der alte Fuchs ist zu gerieben, um sich in einer solchen Falle fangen zu lassen; er ist zweifelsohne nach Paris entwischt!“ — eine Ansicht, die im Hauptquartier fast allgemein geteilt wurde.

In der Ruhepause, die jetzt eintrat, lud der König eine Anzahl aus seiner Umgebung zum Frühstück; ein Wirt aus der Nähe hatte nämlich einen tüchtigen Imbiß, bestehend aus gutem Brot, Koteletten und Erbsen, nebst einem reichlichen Vorrat von Rotwein und Sherry herbeigeschafft. Unter den Teilnehmern befanden sich Prinz Karl, Bismarck, v. Moltke, v. Roon, der Großherzog von

¹⁾ Der Sendung Bronsart v. Schellendorffs nach Sedan voraus ging eine Beratung des Königs mit dem von Donchery eingetroffenen Kronprinzen, mit Bismarck, Moltke und Roon. Vergl. Archibald Forbes, Kaiser Wilhelm S. 289.

Weimar, der Herzog von Coburg, der Großherzog von Mecklenburg, Graf Saxfeldt, Oberst Walter von der englischen Armee, General Forsyth und ich.“

Der „Times“-Correspondent William Ruffel erzählt in der Schilderung über den Sedantag, er sei, während er den Kronprinzen aufgesucht, plötzlich auf eine Gruppe von Offizieren gestoßen, die durch ihre Fernrohre schauten. Weiter rückwärts, durch eine Bodenvertiefung gedeckt, befand sich eine noch größere Anzahl derselben mit einer Manneeskorte. „Ich hielt sie für die des Kronprinzen und galoppierte freudig auf sie zu, als ein Offizier wütend gegen mich ansprengte und mir zurief: ‚Abgestiegen, Herr! Sehen Sie denn nicht, daß der König dort steht?‘ Kaum hatte er geendet, flog eine aus Sedan abgefeuerte Kugel daher und bohrte sich in den Boden, nahe an dem Punkte, woselbst der König mit Moltke, Bismarck und drei oder vier Herren seines Stabes Stellung genommen. Dadurch entstand einige Bewegung unter den Offizieren, und mehrere von ihnen warfen mir wütende Blicke zu, als ob ich verbrecherischerweise schuld an dem Schusse gewesen wäre. Die Eskorte erhielt Befehl, noch weiter zurückzuweichen, und die um den König stehenden Offiziere wurden angewiesen, minder dichte Gruppen zu formiren.“

Als Winterfeld mit der Nachricht Bronsarts, daß Napoleon in Sedan sich aufhalte und demnächst einen Bevollmächtigten in das deutsche Hauptquartier senden werde, zum König kam, reichte dieser Bismarck die Hand, der sie ehrfurchtsvoll küßte, und zog sich dann mit seinem großen Minister von der Umgebung (Kronprinz, Moltke) etwas zurück, um demnächst angelegentlich weiter mit demselben zu sprechen.¹⁾

*

Bei der Entgegennahme des Briefes Napoleons aus den Händen des Generals Reille schritt der König, von Bismarck, Moltke und Moos gefolgt, eine Strecke voran, während seine Begleiter stehen blieben, und eine etwa zwanzig Schritt im Hintergrunde befindliche Gruppe eine Linie bildete.²⁾

*

Nachdem General Reille dem König das Schreiben Napoleons übergeben, wonach er dem König seinen Degen überreicht, unterhielt sich Bismarck mit dem französischen Sendboten.³⁾ Auch der König trat an Bismarck heran und bemerkte: „Dies welthistorische Ereignis, fürchte ich, bringt uns den Frieden noch nicht!“⁴⁾

*

1) Archib. Forbes, Kaiser Wilhelm S. 292.

2) Sheridan, Erinnerungen, deutsch von Brachvogel.

3) Dr. L. Kayßler, Aus dem Hauptquartier und der Kriegsgefangenschaft S. 80.

4) L. Schneider, Aus dem Leben Kaiser Wilhelms I. Bd. II. S. 210.

Die Vorgänge bei der Uebergabe des Napoleonischen Briefes an den König durch den General Reille schildert der Berichterstatter der „Ball Mall Gazette“ wie folgt:

Sobald der französische General in Sicht war, formirte sich die kleine Eskorte von Kürassieren und Dragonern in doppelter Linie hinter dem König. Vor dieser Linie stand der Stab und zehn Schritte weiter vor Se. Majestät selbst, um den General Reille zu empfangen, der ein eigenhändiges Schreiben des Kaisers an den König überbrachte. Nach Empfang dieses höchst erstaunlichen Briefes wurde eine kurze Beratung gehalten zwischen dem König, dem Kronprinzen, der inzwischen nach der Ankunft des Parlamentärs herangekommen war, Graf Bismarck, v. Moltke und v. Roon. Nach einigen Minuten Besprechung setzte sich der König auf einen Strohsstuhl, zwei Adjutanten hielten einen zweiten Stuhl wie einen Tisch, und der König schrieb eine Antwort, worin er den Kaiser ersuchte, am nächsten Morgen ins Hauptquartier nach Vendresse zu kommen. Der König überreichte das Schreiben selbst an General Reille. Um 7 Uhr 40 Minuten kehrte der General wieder nach der belagerten Stadt zurück, eskortirt von den Alanen mit der weißen Parlamentärflagge.

Während dieser Brief geschrieben wurde, kam Bismarck auf die Generale Sheridan, Forsyth und mich zu und schüttelte unsere Hände recht herzlich.

„Meinen aufrichtigsten Glückwunsch, Graf,“ sagte General Sheridan; „ich kann die Uebergabe Napoleons nur mit der des Generals Lee im Gerichtshause zu Appomatox vergleichen.“

Als die Reihe an mich kam, dem Bundeskanzler die Hand zu drücken, konnte ich nicht umhin, nachdem ich ihn warm beglückwünscht hatte, zu bemerken: „Sie müssen sich stolz fühlen, Graf Bismarck, so reichlich zu dem heutigen Siege beigetragen zu haben.“

„O nein, mein lieber Herr,“ lautete die bescheidene Antwort, „ich bin kein Stratege und habe nichts mit Schlachtengewinnen zu thun. Aber ich bin stolz, daß die Bayern, die Sachsen und die Württemberger heute nicht nur auf unserer Seite standen, sondern auch einen so großen Anteil — den größten — an dem Ruhm des Tages hatten. Daß sie mit uns, nicht wider uns sind, das ist mein Werk. Die Franzosen werden nun nicht mehr sagen können, daß die Süddeutschen nicht für unser gemeinsames Vaterland kämpfen würden.“

Ich fragte Se. Excellenz, ob Lulu mit seinem Papa gefangen genommen worden; der Graf antwortete mir, niemand wisse es, und niemand schien sich um den kleinen Knaben zu bekümmern. Jetzt entstand ein allgemeiner Begehr nach Getränken. Graf Bismarcks Adjutant brachte zwei Flaschen belgisches Bier zum Vorschein; eine theilte Seine Excellenz mit den Generalen Sheridan, Forsyth und mir und sagte, er trinke auf die nähere Vereinigung der drei großen teutonischen Völker.

Abends 7 Uhr nach der Schlacht von Sedan begleitete der General Sheridan den Grafen Bismarck nach Donchery. Auf dem Wege dorthin begegnete denselben der Neffe des Bundeskanzlers, Graf Bismarck-Böhlen, der einen ausgezeichneten Cognac bei sich führte. Indem er die Flasche seinem Oheim reichte, sagte er: „Du hast einen harten Tag hinter dir; willst du dich nicht erfrischen?“ Der Kanzler setzte die Flasche an die Lippen und rief aus: „Auf die Einheit Deutschlands!“ — Worte, die er durch den gurgelnden Ton eines erstaunlich langen und tiefen Zuges bekräftigte. Nachdem sein Neffe die Flasche zurückerhalten hatte, schüttelte er sie und erklärte: „Wir können dir nicht Bescheid thun — es ist nichts übrig!“ worauf der Kanzler schelmisch erwiderte: „Bardon — es ist so dunkel; ich konnte nichts sehen.“ Etwas aber war doch noch in der Flasche geblieben, wie sich General Sheridan überzeugen konnte.¹⁾

*

Donchery, 2. September 1870.

Morgens etwa $1/2$ 7 Uhr kam von Sedan General Meille zu dem Hause in der Hauptstraße geritten, wo Bismarck einquartiert war, stieg ab und ging hinein. Bald darauf fand die Begegnung Bismarcks mit dem Kaiser Napoleon statt. Bei der ersten Begegnung trug Bismarck seine Feldmütze, die er aber, nachdem er sich kurze Zeit entfernt, mit dem Kürassierhelm vertauschte.²⁾

*

Die Zusammenkunft Bismarcks mit Napoleon bei Trénois schildert Sheridan wie folgt: Etwa eine Meile von Donchery entfernt liegt ein aus drei oder vier kleinen Häusern bestehendes Dörfchen. Vor dem ersten derselben hielt der Landauer des Kaisers Napoleon, um den Grafen Bismarck zu erwarten, mit dem die diplomatischen Abmachungen getroffen werden sollten. Einige Minuten vergingen, bevor der Graf erschien. Napoleon blieb im Wagen sitzen, rauchte ruhig weiter und ertrug mit vollkommener Gelassenheit das Anstarren einer Gruppe deutscher Soldaten, die den gefallenen Feind mit begreiflicher Neugierde und Aufregung betrachteten. Plötzlich wurden Hufschläge vernehmlich: Graf Bismarck trabte die Straße herauf. An der Kutsche stieg der Graf ab, trat an den Wagenschlag und grüßte den Kaiser schnell und kurz angebunden, so daß dieser betroffen zu sein schien. Nachdem einige Worte gewechselt waren, bewegte sich die Gesellschaft etwa 100 Meter weiter vor und machte gegenüber dem von jenen Tagen her so berühmten Weberhäuschen Halt. Das Häuschen steht auf der Offseite der Donchery-Straße nahe der Stelle, wo diese sich mit dem nach Trénois führenden Wege vereinigt, etwa 20 Schritt hinter der Straße entfernt. Vor demselben befindet sich eine mit Schlinggewächsen über-

¹⁾ Sheridan, Erinnerungen S. 58.

²⁾ Dr. Kayler a. a. O. S. 84, 85.

zogene Mauer, und von einer Thür in dieser Mauer führt ein um diese Jahreszeit ebenfalls von Schlingpflanzen eingefasster Weg zur Hausthür.

Nachdem der Kaiser vor der Mauerpforte ausgestiegen war, gingen er und Bismarck zusammen den schmalen Pfad zur Hausthür entlang und traten ein. Nach etwa einer Viertelstunde erschienen sie wieder im Freien und ließen sich, nachdem der Weber ihnen ein Paar Stühle herausgebracht hatte, unter freiem Himmel nieder. Hier entspann sich zwischen ihnen eine Unterhaltung, die, nach den Gebärden zu schließen, recht lebhaft war. Die Besprechung dauerte eine volle Stunde, und zwar schien Bismarck hauptsächlich ihre Kosten zu tragen. Aber schließlich erhob er sich, grüßte den Kaiser und ging nach der Landstraße hinunter zu seinem Pferde. Als er hier meiner in der Nähe der Pforte ansichtig wurde, trat er einen Augenblick zu mir und fragte mich, ob ich bemerkt hätte, wie betroffen der Kaiser gewesen sei, als er ihn zuerst angesprochen habe, und als ich erwiderte, daß mir das in der That angefallen sei, setzte er hinzu: „Nun, der Grund dafür muß in meiner Manier und nicht in meinen Worten gelegen haben, denn diese lauteten: „Ich grüße Ew. Majestät, wie ich meinen König grüßen würde!“ Nachdem wir noch einige Minuten geplaudert hatten, teilte der Kanzler mir mit, daß hier nichts weiter vor sich gehen würde; wir möchten uns nach Schloß Bellevue begeben, wo die förmliche Uebergabe erfolgen sollte.

Ueber die Begegnung Bismarcks mit Napoleon bei dem Weberhäuschen liegt eine weitere authentische Mitteilung aus der Feder des Herrn Salingré vor, welcher, der Verwaltung im Hauptquartier des Königs attachirt, eine der drei Zivilpersonen war, welche allein, wie er schreibt, das Glück hatten, Augenzeugen dieses wichtigen historischen Aktes zu sein; es waren dies außer ihm lediglich noch Herr Alippi, der Berichterstatter der „Leipziger Nachrichten“, und Dr. Kayßler aus Berlin, beide von einem glücklichen Zufall an diese Stelle geführt.

„Ich war eben,“ heißt es in dem Berichte Salingrés¹⁾, „von Vendresse auf dem Wege nach Sedan, Donchery vorbei, als mich die ungeheure Nachricht von der Anwesenheit Napoleons traf. Ich eilte zu dem mir bezeichneten Hause, und hier allerdings bot sich mir ein überraschender Anblick. An dem Wege, welcher zu dem isolirt dastehenden einstöckigen Hause des Webers August Journais führt, sah ich den Kaiser Napoleon, umgeben von französischen Offizieren, darunter seine beiden Generaladjutanten Reille und Fürst von der Moskwa. Er saß auf einem einfachen Bauernstuhl, sprach wenig oder gar nicht und blickte, fortwährend rauchend, auf die ihn angaffenden Soldatengruppen. Ich hatte über eine halbe Stunde Zeit, ihn zu beobachten, und nützte diese Zeit auch bestens aus. Der Kaiser sah nicht so schlimm aus, wie

¹⁾ Gartenlaube 1870 Nr. 43 S. 724.

ich nach all den lautgewordenen Krankheitsgerüchten geglaubt hatte. Vielleicht trug auch die bunte Uniform, bestehend aus roten Hosen mit goldenen Borten, dunkelblauem Rock und weitem blauem Mantel, der, zurückgeschlagen, das rote Futter sehen ließ, viel dazu bei; die Farbe des Gesichtes war allerdings fahl, die Haare melirt, der Bart blond, aber stark in Grau übergehend.

So saß der Kaiser vor dem bezeichneten Bauernhause, als sich — es mochte schon stark auf acht Uhr gehen — die Scene durch die Ankunft mehrerer höherer preussischer Offiziere und Beamten belebte. In nächster Nähe des Fournais'schen Hauses sah man die Generale v. Tresckow, v. Podbielski, den Chef der preussischen Feldtelegraphen Oberst Maidam und mehrere höhere Polizeibeamte, welche mit Hilfe einiger Kürassiere bemüht waren, die von allen Seiten umdrängte Chaussee frei zu halten.

In diesem Augenblick erschien der Bundeskanzler, zu Pferde und gefolgt von seinem Adjutanten, Rittmeister Graf Bismarck-Böhlken. Der Graf schwang sich rasch aus dem Sattel, vertauschte seine Mütze mit dem bereit gehaltenen Helm und eilte dann, nachdem er wenige Worte mit den Generalen gewechselt hatte, auf die Stelle zu, wo der Kaiser saß. Dieser, kaum des Ministerpräsidenten ansichtig geworden, erhob sich von dem Stuhle, ging dem Grafen einige Schritten entgegen und grüßte, indem er die Mütze sehr höflich abnahm und einen Augenblick in der Hand behielt, während Bismarck nur militärisch salutirte.

Die Unterredung dauerte etwa eine halbe Stunde, dann entfernte sich Bismarck, wie er gekommen, eine offene Postkutsche fuhr vor, in welcher Napoleon mit drei Generalen Platz nahm; Bismarck aber stieg wieder zu Pferde und stellte sich an die Spitze einer Kürassierabteilung, welche den Wagen des gefangenen Kaisers in ihre Mitte nahm und nach Schloß Bellevue eskortirte. Eine Stunde darauf wurde die Kapitulation von Sedan unterzeichnet, und an sie reihte sich als nächste Folge im Laufe des Tages die Begegnung des Königs Wilhelm mit Napoleon.“

*

Nach Louis Schneider ¹⁾ schilderte Bismarck die Unterredung, welche er mit Napoleon vor Donchery gehabt, als eine „langweilige, nichtsagende und geschraubte“.

Prinz Karl von Preußen hatte Louis Schneider kurz nach der Schlacht bei Sedan erzählt, was ihm Graf Bismarck von seiner Zusammenkunft mit dem Kaiser Napoleon bei Donchery am 2. September mitgeteilt hatte; nämlich unter anderem, daß, als die Unterhaltung nach und nach langweilig wurde und schließlich ganz stockte, er mit dem Kaiser Zigarren geraucht habe. Diese Anekdote benützte Schneider im Soldatenfreund für den Artikel: „Unser König

¹⁾ L. Schneider, Aus dem Leben Kaiser Wilhelms I. Bd. II. S. 214.

bei Sedan.“ Es hieß darin: „Unterdessen war Graf Bismarck herangekommen, und es begann nun eine Unterhaltung, von welcher der ‚Soldatenfreund‘ jedenfalls nichts verraten kann, da er sie nicht mit angehört hat. Andere wurden aber auch nicht zum Zuhören eingeladen; dagegen sah man, daß beide Herren eine Zigarre zusammen rauchten, was man in Nordamerika eine Friedenspfeife nennen würde.“ Das war — so schreibt L. Schneider in seinem Buche „Aus dem Leben Kaiser Wilhelms I.“ Bd. III. S. 3 — gewiß ein harmloser Scherz, gegen den auch der König, als ich ihn vom Korrekturbogen abgelesen, kein Bedenken gehabt hatte.

Dessenungeachtet rief er folgende Berichtigung in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ hervor:

„Der ‚Feld-Soldatenfreund‘ vom 19. September enthält auf Seite 10 verschiedene unrichtige Mitteilungen über die Zusammenkunft des Kaisers Napoleon mit dem Grafen Bismarck. Unter anderem heißt es da: ‚dagegen sah man, daß beide Herren (der Kaiser und der Bundeskanzler) eine Zigarre zusammen rauchten,‘ woran der Verfasser die geschmackvolle Bemerkung knüpft, ‚was man in Nordamerika eine Friedenspfeife nennen würde.‘ Wir erklären diese ganze Rauchgeschichte für eine Erfindung und zwar für eine recht ungeschickte. Nur der Kaiser rauchte, und auch er nur, als ihn der Bundeskanzler allein gelassen hatte.“

*

Nach der Schilderung des Grafen Wimpffen, ¹⁾ der sich um 10 Uhr früh in das preußische Hauptquartier begeben hatte, traf derselbe dort den Kaiser Napoleon.

„Sire,“ fragte ihn Wimpffen, „was haben Sie durchzusetzen vermocht?“

„Nichts, ich habe den König noch nicht gesehen.“

Wimpffen hielt es alsdann für geboten, die Kapitulation abzuschließen, und begab sich in ein Zimmer, wo alles für den Akt vorbereitet war.

Bismarck, so erzählt Graf Wimpffen, würdigte meinen tiefen Schmerz und wollte sich mit mir unterhalten, indem er mit schmeichelhaften Worten von unserer Armee und von mir sprach.

*

Der verstorbene englische Maler John D’Connor, der für Londoner illustrierte Zeitschriften den deutsch-französischen Krieg mitmachte, saß an dem Tage nach der Schlacht bei Sedan gemächlich auf seinem Dreifuß und skizzierte einen Teil des Schlachtfeldes. In seine Arbeit vertieft, bemerkte er nicht, daß sich ihm ein gigantischer preußischer General genähert hatte, der ihn deutsch ansprach. Als D’Connor, der kein Wort Deutsch verstand, den Kopf schüttelte, unterhielt sich der General in vorzüglichem Englisch mit ihm. Er sagte ihm,

¹⁾ Wimpffen, Sedan. S. 248.

ob er auch wisse, daß, wenn er jenem Posten da hinten keinen Befehl gegeben hätte, er, der Maler, längst totgeschossen sei. O'Connors kaltblütige Antwort lautete: „Ich — freue mich, daß Sie mit dem Posten gesprochen haben. Da Sie nun aber einmal so freundlich sind, können Sie mir vielleicht sagen, wo Bismarcks Quartier ist. Ich möchte für mein Leben gern eine Skizze davon machen.“

„Mit Vergnügen,“ entgegnete der General. Und nun spazierten die beiden durch den Schlamm, bis sie vor einem sehr bescheidenen Häuschen angelangt waren. „Hier ist Bismarcks Quartier. Sie dürfen es getrost zeichnen, und (indem er sich mit gekreuzten Armen vor die Thür stellte) vielleicht nehmen Sie Bismarck selbst gleich dazu.“

*

Dem englischen Maler Sir William Richmond, welcher im November 1887 eine Woche lang Gast des Fürsten Bismarck in Friedrichsruh gewesen war, um dessen Porträt zu malen, machte derselbe folgende Schilderung von seiner Begegnung mit Napoleon (nach Briefen Richmonds veröffentlicht in den „Daily News“ vom 2. August 1898):

„Der Kaiser sandte um fünf Uhr morgens nach mir. Ich war nur drei Stunden im Bett und 48 Stunden ohne Nahrung gewesen. Ich ritt in voller Eile etwa vier englische Meilen. Als ich dem Kaiser in Sicht kam — er befand sich in einem Wagen —, ritt ich, der Etikette gemäß, mit größter Geschwindigkeit auf ihn zu und hielt, an den Wagen herangekommen, mein Pferd plötzlich an, so daß es das Pflaster entlang glitt. Während meines Rittes hatte ich mich über die dem Kaiser gegenüber zu beobachtende Haltung schlüssig gemacht. Ich gedachte den Kaiser so zu behandeln, als ob er in Versailles wäre. Ich stieg vom Pferd und hielt es selbst, denn ich war ganz allein. Der Kaiser nahm seine Mütze ab, und ich salutirte ihn. Ich bemerkte daß, als ich meine Hand erhob und diese über meinen Revolver streifte, der Kaiser totenbleich wurde.

Ich sagte alsdann: ‚Welches sind die Befehle Eurer Majestät?‘

‚Ich wünsche den König zu sprechen.‘

Ich setzte ihm darauf auseinander, daß der König mehr als zwei Meilen entfernt sei.

Er sagte: ‚Ist hier kein Ort, wo wir in Ruhe miteinander sprechen können?‘

Wir waren nahe bei Donchery; nicht weit stand ein Weberhaus, in welches wir hineingingen. Die Frau arbeitete am Webstuhl, und ihr Mann, ein aufgeblasener Franzose mit einem sehr großen Schnurrbart, trat, bedeckten Hauptes, in die Stube. Ich sagte zu ihm: ‚Nehmen Sie Ihren Hut ab — dies ist Ihr Kaiser.‘

Er nahm seinen Hut ab, schien jedoch nicht sehr betroffen zu sein.

Ich sagte: „Ist hier kein Zimmer, in welchem wir ungestört sein können?“

Die Frau wies mit der Hand auf eine wackelige, morsche Treppe, welche wir hinaufgingen. In dem oberen Zimmer befanden sich ein Tisch und zwei Stühle aus Tannenholz. Der Kaiser setzte sich und begann über die Kapitulation der Armee zu sprechen. Ich entgegnete, daß ich darüber nicht verhandeln könnte, da der Gegenstand außerhalb meines Geschäftsbereichs läge.

Der Kaiser sagte: „Ich kann nicht nach Sedan zurückgehen. Ich habe mich gefangen gegeben.“

Ich fragte, ob er nicht Friedensvorschläge machen wollte.

Er erwiderte: „Wie vermag ich dies? Ich bin Gefangener. Der einzige Vorschlag kann aus Paris kommen.“

Ich wußte nicht,“ sagte Bismarck (zu Sir William Richmond), „daß am folgenden Tage die Republik in Paris proklamirt werden würde. Zu dieser Zeit hätten wir den Kaiser wieder einsetzen können und wollten es auch thun. Die Armee würde ihn zurückerkhalten haben.

Ich zögerte jedoch vierzehn Tage mit meiner Entschließung. Endlich mochte ich die Sache nicht länger hinauszuschieben und entschied mich für die Republik. Ich bedaure es jetzt nicht, aber damals war ich doch sehr zweifelhaft, ob es nicht das Beste wäre, den Kaiser wieder einzusetzen.

Ich blieb vielleicht eine Stunde in Unterhaltung mit dem Kaiser, vermied indessen, die Kapitulation der Armee zu berühren. Ich hatte 48 Stunden nichts gegessen, meine Kleidung war vom Tage der Schlacht her noch über und über mit Schmutz bedeckt, und ich führte dies, sowie den Wunsch, für den Kaiser ein geeignetes Logis ausfindig zu machen, als Entschuldigung an, um mich zu verabschieden.

Der König und der Kaiser hatten später eine Begegnung; viele Thränen wurden dabei auf beiden Seiten vergossen.

Das letzte Mal, als ich den Kaiser sah (3. September), befand er sich auf dem Wege nach Cassel. Der Zug, welcher ihn und sein Gefolge enthielt, sowie seine Wagen befanden sich in vollkommener Ordnung, als ob sie eben aus Versailles gekommen wären und nicht zwei Monate hindurch einen beschwerlichen Feldzug mitgemacht hätten. Er nahm seine Kopfbedeckung vor mir ab und ich die meinige vor ihm.

Napoleon war ein braver Mann, kein Feigling,“ schloß Bismarck seine Erzählung, „er war nur durch Krankheit zerrüttet und stand zu sehr unter dem Einfluß seiner Frau. Er täuschte mich vollständig über den Krieg, sonst hätte ich ihn wieder auf den Thron bringen können, ich hatte die beste Gelegenheit dazu.“

*

Nach erfolgter Uebergabe von Sedan ritten der König in Begleitung des Grafen Bismarck und eines Theiles seines Stabes das Schlachtfeld ab, eine

Gepflogenheit, die Seine Majestät sich zur Regel gemacht hatte, um sich persönlich davon zu überzeugen, daß die Verwundeten nicht vernachlässigt würden. ¹⁾

*

Eine Episode vom 2. September 1870 erzählte Bismarck am 1. September 1890 in Kissingen beim Frühstück einer Deputation des Veteranen- und Kriegervereins daselbst, die gekommen war, um den Altreichskanzler zur Sedanfeier einzuladen. „Ich ritt“ — so berichtete Bismarck — „schon sehr früh von Donchery weg, um mit dem Kaiser Napoleon zu unterhandeln, und daß diese Unterhandlungen lange dauerten und anstrengend waren, kann man sich denken; ich war froh, als ich gegen Abend mich auf den Rückweg machen konnte, ich war leer und meine Stute unter mir ebenso, so daß wir beide schlotterten. Plötzlich begegnete ich unserem hochseligen König, der eben begonnen hatte, einen Rundritt durch die Vivouacs der Truppen zu machen. Ich mußte mich anschließen, und so ging es weiter und weiter. Endlich bekam ich einen intensiven Zwiebelgeruch in die Nase, und sofort regte sich in mir der Appetit aufs neue, denn ich hatte fast 40 Stunden nichts genossen. Als wir weiter ritten, gesellte sich zu dem Zwiebelgeruch der Geruch von gebratenem Fleisch, und mir wässerte der Mund. Plötzlich entdeckten wir, woher der Geruch kam — es waren gebratene Leichen in den ersten Häusern von Bazilles. Der Appetit war sofort vergangen; später verschaffte mir Busch („Büschchen“) eine Flasche Wein und ein Stück Butterbrot von einem königlichen Lakaien, und als ich die Flasche ansetzte, sagte Busch, er wolle auch einen Schluck abhaben; als ich sie wieder absetzte und sie ihm reichte, war sie leer; wohin der Wein so rasch gekommen, weiß ich nicht.“ Der Fürst blieb eine kurze Zeit in Gedanken versunken, dann sagte er: „Es steht mir noch so gut im Gedächtnis, wie ich andern Tages die Fourgons, alle so nett und propre, die Pferde unter den schönen Decken an mir vorüberkommen sah, die dem Kaiser nach Wilhelmshöhe folgten. Es schien, als wenn sie eine Stunde vorher aus den Tuileries gefahren wären.“

*

Aus Kaiser Friedrichs Tagebuch.

Donchery, 3. September.

„Bismarck besucht mich, wir behalten Elsaß in deutscher Verwaltung für Bund oder Reich; der Kaiseridee wurde kaum gedacht, ich merkte, daß er ihr nur bedingt zugethan sei, und nahm mich in acht, nicht zu drängen, obwohl ich überzeugt bin, daß es dazu kommen muß, die Entwicklung drängt dahin und kann nicht günstiger kommen als durch diesen Sieg.“

¹⁾ Sheridan a. a. D. S. 66.

Augenscheinlich auf diese Begegnung Bismarcks mit dem Kronprinzen bezieht sich ein in Friedrichsruh geführtes Gespräch Bismarcks mit Moritz Busch vom 26. September 1888,¹⁾ worin es heißt: „Es war schon“ — so erzählte Bismarck — „vor oder gleich nach Sedan, bei Beaumont oder bei Donchery, und unsere Unterhaltung fand in einer langen Allee statt, wo wir nebeneinander herritten. Wir gerieten dabei mit unseren Ansichten über das, was möglich und moralisch zulässig war, hart aneinander, und als er von Gewalt und Zwangsmaßregeln gegen die Bayern sprach, erinnerte ich ihn an Markgraf Gero und die dreißig Wendenfürsten, auch an die Mordnacht von Sendling. Als er aber bei seiner Meinung blieb, sagte ich ihm (wohl nicht so schroff und unverblümt), das könne vielleicht ein Prinz, aber kein Edelmann versuchen. Es wäre Treulosigkeit, Mißhandlung und Verrat an Bundesgenossen gewesen, die ihre Schuldigkeit gethan hatten, ganz abgesehen von der Unflughheit des Attentats, wo wir sie noch nötig hatten.“

*

4. September 1870.

Einem Feldpostbriefe²⁾ entnehme ich folgende Stelle:

Heute morgen — 4. September also — rückten wir um 6 Uhr ab, auf Reims zu; der Kronprinz kam vorbei, von tausendstimmigem Hurra begrüßt; noch größer wurde der Jubel, als später auch der König vorbeifuhr. Gerade bei unserem Regiment mußte der königliche Zug einen kleinen Halt machen; unmittelbar neben uns stand eine Equipage aus der Suite des Königs, worin ein Offizier in Kürassieruniform ganz gleichgiltig zurücklehnte, als ob gar nichts passiert sei. Die Mütze saß ganz hinten; das war Bismarck! ‚Bismarck! Bismarck!‘ schrie es überall. Die Offiziere traten an den Wagen, ich mit ihnen, und ich hörte, wie Bismarck sagte: ‚Meine Herren, der vorgestrige Tag wird in der Weltgeschichte vermerkt werden; ich habe an diesem Tage in einer ärmlichen Arbeiterwohnung, in einem Zimmer so groß wie mein Wagen, mit Lehmwänden umschlossen, an einem Fichtentische, auf Binsensstühlen sitzend, zwei Stunden mit dem Kaiser konferirt. Das war unser erstes Wiedersehen nach 1867 in den Tuilerien. Den Kontrast vergesse ich nie. Er hat übrigens seinen ganzen Troß mit und namentlich seine Küche. Wir bringen ihn nach Cassel; er hat gute Pferde, aber er mußte doch Majestät heute um 10000 Thaler anpumpen (das ist die volle Wahrheit). Auf Wiedersehen, meine Herren!‘

Damit fuhr er fort.

*

¹⁾ Vergl. „Bismarck und sein Werk“, Beiträge zur inneren Geschichte der letzten Jahre bis 1896. Nach Tagebuchblättern von Moritz Busch. S. 41.

²⁾ Aus: Feldbriefe von Mitgliedern des Vereins pp. aus der Zeit von August 1870 bis Juni 1871. Für die Vereinsmitglieder als Manuscript gedruckt. — Berlin 1894.

Rhetel, 4. September 1870.

Bismarck bemerkt zu seinem Tischnachbar, dem Adjutanten des Großherzogs von Sachsen, Grafen Friedrich Hermann Veust:¹⁾ er habe am Tage nach Sedan, während Moltke die Uebergabe der Festung Sedan mit General Wimpffen abschloß, mit Napoleon gesprochen und, da es geschmacklos gewesen wäre, mit ihm von Politik zu sprechen, während dieser Zeit ungefähr eine Unterhaltung mit ihm geführt, wie man sie mit einem jungen Mädchen hat, mit dem man zum erstenmal den Cotillon tanzt und das man wenig kennt.

*

Reims, 5. September 1870.

Von den beiden Zeitungen, welche bis dahin in Reims erschienen waren, „Le Courrier de la Champagne“ und „L'Indépendant Rémois“, wurde Opposition durch ihr Nichterscheinen gemacht. Graf Bismarck ließ den Redakteuren sagen, daß die deutsche Occupation ihnen durchaus kein Hindernis in den Weg lege, wenn sie sich nur enthalten wollten, über Truppenbewegungen und -Stärken etwas mitzuteilen. Die Herren machten den Einwand, daß ihnen durch die Unterbrechung der Kommunikation mit Paris die Mittel abgeschnitten seien, ihre Blätter zu füllen, worauf der Bundeskanzler ihnen entgegnete, man würde ihnen von preußischer Seite Aktienstücke liefern und zugleich jemand mit der Zensur beauftragen, der sie vor Verantwortung schützen könne. Mit diesem Auftrage, als vom Bundeskanzler-Amt ausgehend, kam der Geheime Regierungsrat Dr. Stieber zu dem Vorleser des Königs, L. Schneider, da es von Wichtigkeit sei, daß auch außerhalb Paris eine Zeitungspressen existire und eine geschickte Benützung derselben von großem Vorteil sein könne. So wurde Schneider für einige Tage zum Zensor zweier französischer Zeitungen.²⁾

*

Reims, 6. September 1870.

Bismarck las nach der königlichen Tafel in der großen Halle, wo ehemals die französischen Könige vor der Krönung gesalbt wurden, die Depeschen aus Paris über den Umsturz der Regierung vor.³⁾

*

¹⁾ Die Bekanntschaft des Grafen Veust mit Bismarck datirte schon von längerer Zeit her. Als Graf Veust am 3. Juli 1866 nach Gitschin kam, um mit Bismarck über das Schicksal des Großherzogtums Sachsen zu verhandeln, empfing ihn letzterer mit den Worten: „Ich freue mich, daß der Großherzog Sie gerade geschickt hat, Graf Veust; Sie werden nicht allzu weiltläufig sein, und ich dünke, wir machten die ganze Unterredung bei einer Zigarre ab.“ In Kohls Bismarck-Regesten ist diese Begegnung unerwähnt.

²⁾ L. Schneider, Aus dem Leben Kaiser Wilhelms I. Band II. S. 230.

³⁾ Wilimowski, Feldbriefe von 1870/71. S. 46.

Reims, 7. September 1870.

Die Wohnung des Grafen Bismarck, nahe an der Kathedrale belegen, war von früh bis spät von Neugierigen umlagert, die den „grand Comte“ sehen wollten; die Gelegenheit dazu bot sich jedoch äußerst selten, da der Bundeskanzler außerordentlich stark beschäftigt war. „In seinen Mußestunden — so wurde der ‚Elberfelder Zeitung‘ berichtet — geht Graf Bismarck ohne jede Begleitung in der weitläufigen Stadt spazieren, so daß man oft um ihn in Sorge war; gestern abend war man in ernstlichen Nöten, da der Bundeskanzler noch um 11 Uhr nicht zu Hause sich blicken ließ; er hatte sich verlaufen und mußte endlich einen Einwohner von Reims als Führer nehmen.“

*

Reims, 8. September 1870.

Durch die Proklamirung der Republik verwirrte sich die politische Lage. Bismarck teilte zwar die Veränderungen der Umgebung des Königs (Wilmowski)¹⁾ mit und machte dabei hin und wieder einen Scherz; aber über die Folgen für die deutsche Sache schwieg er.

*

An demselben Tage richtete Geheimrat Stieber an den Maire von Reims, Herrn Dauphinot, welchen die dortigen Republikaner aus seiner Stellung verdrängt hatten, in der Absicht, denselben durch einen Konvent von zehn Bürgern zu ersetzen, das nachstehende Schreiben:

„Ich habe Ihnen am 6. d. M. mitgeteilt, daß mir von Seiner Excellenz dem Grafen v. Bismarck die Funktionen des Präfekten für dieses Departement übertragen sind, und hat mich der Militärkommandant dieses Platzes Ihnen in dieser Eigenschaft vorgestellt. Ich habe Sie hier in Ihrer Stellung als Maire belassen, und mein Gouvernement hat diese meine Maßregel gebilligt. Zu meinem Erstaunen lese ich heute in einer hiesigen Zeitung das Protokoll einer Sitzung des hiesigen Magistrats, nach dessen Inhalt Sie in Anbetracht der inzwischen in Paris eingetretenen Verhältnisse ihr Amt als Maire niedergelegt haben. Ein Konvent von zehn Bürgern ist an Ihre Stelle getreten. Ich bin vom Grafen v. Bismarck beauftragt, Ihnen zu eröffnen, daß man ein solches Verfahren nicht dulden wird. Sie sind vom preussischen Gouvernement als Maire anerkannt, und während Sie unter dem Schutz der preussischen Waffen stehen, können die Ereignisse in Paris auf Sie keinen Eindruck machen. Veränderungen in der Verwaltung der Stadt dürfen nicht ohne meine Genehmigung und noch weniger, ohne daß hiervon Anzeige gemacht wird, eintreten. Mein Gouvernement erteilt Ihnen hiermit den gemessensten Befehl, Maire zu bleiben, das sogenannte administrative Komitee sofort aufzulösen und auf dem

¹⁾ Wilmowski, Feldbriefe von 1870/71, S. 47.

ehrenvollen Platz des Maire so lange auszuhalten, bis mein Gouvernement es für angemessen finden wird, Sie zu entlassen. Falls Sie hiermit nicht einverstanden sind, wird man der Stadt Reims eine starke Kriegskontribution auferlegen, um eine ordnungsmäßige Verwaltung der Stadt herbeizuführen und die Interessen derselben zu wahren, die uns allen am Herzen liegen.“

Infolge dieser Eröffnung übernahm Dauphinot wiederum die Leitung der Stadt, nachdem der Konvent sich schleunig aufgelöst hatte.

*

Reims, 9. September 1870.

Bismarck teilte dem General Sheridan¹⁾ mit, daß die Regentschaft der Kaiserin Eugenie am 4. gestürzt worden und daß die Kaiserin nach Belgien entkommen sei. Der König von Preußen habe ihr eine Zuflucht bei dem Kaiser auf Wilhelmshöhe angeboten, „wohin sie“, wie der Kanzler wörtlich hinzusetzte, „gehen sollte, denn ihr richtiger Platz ist bei ihrem Manne“, aber er fürchte, daß sie das Anerbieten nicht annehmen werde. Gleichzeitig teilte der Kanzler Sheridan mit, Jules Favre, das Haupt der provisorischen Regierung, habe ihm den Vorschlag gemacht, daß jetzt nach dem Sturz des Kaiserreichs Frieden geschlossen werden und Deutschland seine Truppen zurückziehen solle, daß jedoch er, Bismarck, nachgerade ebenfalls die Unmöglichkeit anerkennen müsse, dies vor erfolgter Einnahme von Paris zu thun, denn obgleich er selbst sofort nach der Uebergabe der französischen Armee bei Sedan den Frieden gewünscht habe, so hätten es ihm doch die letzten Tage klar gemacht, daß die Truppen sich ohne den Besitz von Paris nicht zufrieden geben würden, welche Regierungsform die Franzosen schließlich auch annehmen möchten.

Abends besuchte Graf Bismarck den Kriegsminister v. Roon und war sehr aufgeräumt. Es war die Rede davon, daß der König jetzt die Königsgemächer der alten französischen Könige bewohne, worauf Bismarck scherzhaft meinte: „Der König kann sich ja hier zum Kaiser von Deutschland und König von Frankreich krönen lassen; das würde keine besonderen Schwierigkeiten haben — wer wollte es uns verwehren?“

*

Ueber Differenzen zwischen dem Bundeskanzler-Amt und dem Generalstab berichtet Louis Schneider wie folgt:²⁾

Der Maire von Reims, Herr Dauphinot, ein ruhiger, klarer, aber energischer Mann, hatte nach dem Eintreffen der Revolutionsnachrichten aus Paris den Conseil Municipal der Stadt zusammenberufen, sein Amt „vu les événements

¹⁾ Sheridan, S. 72.

²⁾ Aus dem Leben Kaiser Wilhelms I. Bd. II. S. 233.

de Paris“ niedergelegt, aber, da er sehr wohl fühlte, daß Reims gerade in einem so schwierigen Augenblicke nicht ohne eine geordnete städtische Verwaltung sein könne, eine Kommission von zehn Mitgliedern unter seinem Vorsitze installiert, welche nichts anderes als der bisherige Conseil Municipal war. Am 8. erschien die Verkündigung dieser Maßregel in den Blättern und konnte allerdings so gedeutet werden, als erkenne die Municipalität von Reims die in Paris proklamirte Republik an. Am 9. kam daher Dr. Stieber zu mir, bat mich, ihm bei einer Verhandlung auf dem Rathhause gegen den Maire und die Municipalräte als Dolmetscher und Protokollführer beizustehen, und erklärte sich durch den Grafen Bismarck ermächtigt, eine solche Prozedur einzuleiten, da man doch nicht gestatten könne, daß dergleichen während der Occupation der Stadt und während der Anwesenheit des Königs hier vorgehe, weil auch andere Städte sich danach richten würden. Ich überjah die mögliche Tragweite des Vorganges nicht gleich und hielt mich außerdem verpflichtet, jeden Dienst zu leisten, den man im allgemeinen Interesse von mir verlangte. So fand das Verhör und die Verwarnung des Maire ganz in der Weise statt, wie Nr. 815 des „Indépendant Rémois“ beides darstellte. Die Ausdrucksweise des Protokolls hatte ich so viel wie möglich gemildert, denn Dr. Stieber verlangte die härteste Form, um dem von der Stadt Reims gegebenen bösen Beispiel für die anderen occupirten Provinzen die gefährliche Spitze abzubrechen. Der Ausdruck: „Les événements de Paris ne vous regardent pas, M. le Maire!“ machte mir aber selbst Vergnügen, und ich allein trage die Verantwortung dafür.

Im Bundeskanzler-Amt war man mit dem von Dr. Stieber gethanen Schritt zufrieden, im Generalstabe des Hauptquartiers aber nicht. Man scheint dort von der Ansicht ausgegangen zu sein, daß dergleichen Maßregeln während der Dauer des Krieges nur von dem militärischen Oberkommando und dessen Generalstabe verfügt werden dürften, und daß keine außerhalb der militärischen Aktion stehende Behörde oder Person selbständig in den Gang der Dinge eingreifen dürfe, sondern wenigstens im Einverständnis — also erst nach geschehener Mitteilung — handeln müsse. Dazu kam, daß die Stellung des Geheimen Regierungsrats Stieber als Feldpolizei-Direktor des Hauptquartiers eine mannigfach unklare war. Er gehörte zu den Beamten des Bundeskanzler-Amtes, stand aber in seiner Campagnefunktion unter dem Generalstabe, und sein Personal war militärisch organisiert. Soviel ich erfahren konnte, hat dieses selbständige Verfügen des Grafen Bismarck große Mißstimmung in den verschiedenen Bureaus des Generalstabs hervorgerufen, und es sind sogar Briefe gewechselt worden, welche nur zur Schärfung des Konflikts dienten.

Wie ich stets zu thun pflegte, hatte ich auch diesen Vorgang am nächsten Morgen sofort dem König erzählt und ihm das aufgenommene Protokoll vorgelesen. Ich merkte gleich aus der Aufnahme, daß der König schon darum wußte, denn er fragte mich, wer mich zu diesem Dolmetscherdienst und zu der

Protokollführung aufgefordert habe, der Bundeskanzler oder der Feldpolizei-Direktor. Ich antwortete: Dr. Stieber; da derselbe aber fortdauernd in unmittelbarem Auftrage des Grafen Bismarck handle, so hätte ich voraussetzen müssen, daß er nur den Befehl Sr. Excellenz ausführe. Der König äußerte nur ein: „Hm!“ Genug für mein Verständnis, daß etwas vorgefallen sein mußte. Kaum war ich in mein Quartier gekommen, so klagte mir Dr. Stieber seine Not, zwischen zwei scharf mahlende Mühlsteine geraten zu sein; erzählte mir von der gereizten Stimmung, welche zwischen dem Bundeskanzler-Amt und dem Generalstabe herrschte, und sagte, daß diese Dinge ihm die wirksame Ausführung seiner Aufgabe als Direktor der Feldpolizei unmöglich machten. Selbstverständlich habe er überall, wo das Hauptquartier sich etablire, die Funktionen eines Polizeipräfekten loci auszuüben und für die Sicherheit des Königs wie seiner Umgebung zu sorgen. Er könne in gewissen Fällen nur seiner eigenen Erkenntnis und Erfahrung folgen und nicht von zwei verschiedenen Behörden abhängen, deren Ansichten sich prinzipiell gegenüberständen. Es hatte fast den Anschein, als sollte auch ich für meine Hilfeleistung verantwortlich gemacht werden. Ich ließ die Dinge aber sehr ruhig an mich kommen, würde im gleichen Falle auch sofort wieder ebenso gehandelt haben.

In hohem Grade interessirte es mich aber, den bei dieser Gelegenheit ganz ungenirt laut werdenden Diskussionen der Offiziere des Generalstabs und der Beamten des Bundeskanzler-Amtes zu folgen. Im Generalstabe schien man die Anwesenheit des Bundeskanzlers im Hauptquartier, in täglicher Berührung mit dem königlichen Oberfeldherrn und gar beim Generalsvortrage nicht allein für überflüssig, sondern sogar für hinderlich zu halten. Es spräche sich dies schon in der offiziellen Liste des großen Hauptquartiers aus, wo das gesamte Bundeskanzler-Amt unter der Rubrik „Außerdem“ verzeichnet sei. In der That könne ein fortdauernder politischer Beirat die Kraft und Schnelligkeit der militärischen Aktion nur hemmen und dem raschen Entschlusse durch langsames Erwägen die Spitze abbrechen. Habe Politik und Diplomatie einmal erklärt, nicht weiter zu können und dem Kriege die Entscheidung überlassen, so müsse ihre jeden Schritt begleitende Einwirkung auch aufhören. Der Soldat habe nur die Aufgabe, den Feind zu überwinden und ihn so gebunden der nun wieder eintretenden politischen Aktion zu Füßen zu legen, daß diese nach ihren Interessen mit ihm schalten könne. Alles Raten, Eingreifen, Fördern oder Aufhaltenwollen auf Grund politischer Rücksichten sei in einem Hauptquartier vom Uebel. So die militärische Argumentation und so weit Schneider.

Bei Leuten, die aus einer Mücke einen Elefanten zu machen lieben, verdichteten sich solche Vorkommnisse bis zu „einem Hasse zwischen Bismarck, Moltke, Roon“. Diesen und anderen abgeschmackten Mittheilungen brachen die „Hamburger Nachrichten“ in der Nr. 298 vom 15. Dezember 1892 die Spitze ab.

Unter demselben Datum (9. September) schrieb Geheimrat Stieber an seine Frau: „Bismarck ist überaus gnädig gegen mich. Er läßt mich manchen Tag fünf- bis sechsmal rufen. Alle Morgen, wenn er Kaffee trinkt, muß ich zu ihm kommen und mit ihm plaudern, wie es in Reims aussieht. Er verhandelt immer persönlich mit mir und ist sehr offen über alle Dinge gegen mich.“

*

Reims, Anfangs September 1870.

Von einem ehemaligen Angehörigen der württembergischen Felddivision wird berichtet: Es war in den ersten Septembertagen 1870, als mit dem Hauptquartier des Königs von Preußen auch ein Teil der württembergischen Felddivision in der alten Krönungsstadt Reims einrückte. Für uns Schwaben bot sich damit die in dem Kreuz und Quer unserer Märsche bis dahin seltene Gelegenheit, den obersten Kriegsherrn von Angesicht zu Angesicht zu sehen, und als einer der ersten stand Schreiber dieser Zeilen vor dem erzbischöflichen Palais, dem Absteigequartier des Königs, um eine Gelegenheit zu erhaschen, des Königs ansichtig zu werden. Es bot sich aber nichts, und enttäuscht wandte ich mich zu dem nahen Hotel Maison Rouge, in welchem Moltke mit seinem Stab abgestiegen war, um nun wenigstens den großen Schlachtendenker zu sehen. Heiterer Lärm drang aus dem mit Offizieren überfüllten Gasthose, aber Moltke zeigte sich nicht. Da auf einmal tritt ein großer, breitschultriger Offizier heraus in dunkelblauem Waffenrock mit gelbem Kragen und weißer, gelbgeränderter Mütze. Gestalt, Haltung und Gesichtszüge fesselten mich sofort, und mit einer Art freudigem Schreck sagte ich mir: Das ist Bismarck und kein anderer! Raschen Schrittes, meinen militärischen Gruß kaum beachtend, ging er an mir vorüber, die Straße an der Vorderfront der Kathedrale entlang einer engen Gasse zuschreitend. Instinktiv folgte ich ihm, stand doch in mir fest, daß es Bismarck sei; denn oft gesehene Bilder hatten ihn zu gut gezeichnet, und genau so hatte ich ihn mir auch gedacht. Durch eine, zwei, drei enge Gassen ging es, der große Breitschultrige immer voraus, ich in bescheidener Zurückhaltung und Entfernung hinterher. In immer einsamere Gassen verlor er sich, nie um sich blickend und die scheu vor ihm ausweichende Straßenjugend ebensowenig eines Blickes würdigend wie die ihm begegnenden und an ihm emporschauenden Blusengestalten. Ebensowenig schien er sich um den Weg zu kümmern, denn er schritt immer geradezu, scheinbar stets die nächste beste Straße nehmend. Ich sagte mir: wanderst du denn gar so unbesorgt auf dem Boden dieser feindlichen Stadt und schüßt dich auf der ganzen Welt hier keiner, so will wenigstens ich dich schützen, wenn dir etwas passiren sollte! Mit der Hand am Säbel zog ich wenigstens noch eine halbe Stunde als freiwillige Leibwache hinter dem Großen her, der mir schon seiner Unerforschlichkeit wegen immer mehr als der richtige Bismarck erschien. Endlich

schlug er eine Richtung ein, die zurückzuführen schien; auch zog er wiederholt die Uhr und sah aufwärts, als suche er die Thürme der Kathedrale, um sich zu orientiren. Diese zeigten sich denn auch in etwa halbstündiger Entfernung, und nun ging die Wanderung in beschleunigtem Tempo durch eine Reihe neuer Straßen in der Richtung der Kathedrale zurück. Als wir wieder in die lebhafteren Teile der Stadt kamen, wandte er sich nach dem Platze, auf dem das Gebäude der Mairie steht, in dem das Stappentkommando und andere militärische Behörden und Spitzen ihren Sitz aufgeschlagen hatten. Hier machte er einen Augenblick Halt, zog nochmals die Uhr und schritt dann elastisch und aufrecht wie ein Grenadier die große, prächtige Freitreppe hinan, um, von dem Doppelposten mit präsentirtem Gewehr empfangen, in der Mairie zu verschwinden. Jetzt faßte ich mir ein Herz, schritt durch den Doppelposten und ging ohne weiteres auf einen in der Vorhalle stehenden Offizier zu und fragte ihn, mich militärisch meldend, wer der eingetretene Offizier gewesen sei. „Das war Bismarck,“ antwortete, mich mit dem strengen, aber doch gütigen Blick des Vorgesetzten messend, der Offizier, sichtlich erfreut über die Neugier seines schwäbischen Kampfgenossen im schlichten Soldatenrock. Ich war stolz und glücklich, daß ich also mich nicht getäuscht hatte, aber noch stolzer und glücklicher, daß ich fast eine Stunde lang in dieser feindlichen Stadt der Beschützer Bismarcks hatte sein können. Man bedenke: in dem großen, von Truppen eben nicht allzusehr besetzten Reims mit seinem ungeheuren müßiggehenden Proletariat und Franctireurgefindel wanderte Bismarck, dieser verhaßteste Deutsche, fast eine Stunde mutterseelenallein durch die entlegensten Straßen, furchtlos, nicht um sich blickend und mit dem augenscheinlichen Gefühl der Sicherheit, als wandle er auf dem trauten Boden der Heimat.

*

Reims, 11. September 1870.

Am 11. September suchte William Russell die Wohnung Bismarcks auf, dem er seine Aufwartung machen wollte und Briefe zu übergeben hatte. An seiner Stelle traf er Reudell nebst anderen Herren aus den Bureau der Wilhelmstraße, die er früher nur in Zivil gesehen und in ihrer kriegerischen Verpuppung kaum erkannte.

Um nicht im Hause zu warten, schlenderte Russell auf die Straße, und eben als er um die Ecke beim Dome bog, sah er, wie der Graf die Straße einhergeschritten kam, ohne Begleitung, in seiner gewöhnlichen Kürassieruniform, die Zigarre im Mund und um eine Kopfeslänge über alle anderen hervorragend. Er hatte offenbar Eile, und als Russell ihn ansprach, um ihn von seiner raschen Reise nach London zu benachrichtigen, bedeutete der Graf ihm, daß er mit ihm nach Hause gehen solle. Die Aufforderung war gewiß recht freundlich gemeint, aber die Anstrengung, die der untersekte, ziemlich schwer-

leibige Russell machen mußte, um mit dem rasch dahinschreitenden Riesen Schritt zu halten, war darum nicht minder Mitleid erregend.

Er nahm mich — so erzählt Russell¹⁾ — in seine Schlafstube, gab mir eine Zigarre, entschuldigte sich, daß er vor mir seine Toilette mache, da er zur königlichen Tafel befohlen sei, und war überhaupt so liebenswürdig, offen und lebhaft, wie es kein anderer so leicht sein kann als er, vorausgesetzt, daß er in huldreicher Stimmung sei.

Während er sich anzog, erzählte er in lebhafter Weise seine Zusammenkunft mit dem Kaiser nach Sedan: „Ich lag im tiefen Schlafe nach der großen Ermüdung des Tages, als ein Adjutant mich mit der Meldung weckte, daß der Kaiser nach Donchery komme. Dies überraschte mich, denn unter allen Umständen dachte ich der letzte Mensch in der Welt zu sein, den er auffuchen würde. Ich hatte die Nacht zuvor bis halb zwei Uhr gewacht, und es schlug gerade fünf, als ich geweckt wurde. Zog meinen Rock an, rief nach meinem Pferde und war rasch davon, um ihm zu begegnen. Ich hatte keine Ordonnaiz bei mir oder war zu schnell vorausgeritten, und kaum war ich eine kleine Strecke außerhalb der Stadt, sah ich schon den Kaiser in einem Wagen mit einigen Offizieren zu Pferde auf mich zukommen. Sofort stieg ich ab, ließ mein Pferd fahren und blieb auf der Straße stehen. Als er mich so dastehen sah (vielleicht mißverstand er meine Bewegung, als ich die Hand erhob, um militärisch zu salutiren) und er gewahr wurde, daß ich meinem Pferd die Zügel überlassen hatte, wurde sein Gesicht für einen Augenblick von einem Ausdruck der Besorgnis überflogen. Im nächsten Moment war er aber schon beruhigt. Ich begrüßte ihn mit derselben Achtung, die ich meinem eigenen König gezollt haben würde. Er stieg aus und ich schlug vor, daß wir in ein nahestehendes Häuschen eintreten möchten, welches von einem Weber bewohnt war. Da es da drinnen aber nicht sauber war, wurden Stühle vor das Haus gestellt, und sitzend pflogen wir die Unterredung.“

Graf Bismarck erzählte nun, wie dringlich der Kaiser den Wunsch äußerte, den König zu sehen. „Ich sagte ihm, daß dies vor Unterzeichnung der Kapitulationsbedingungen nicht geschehen könne. Aber- und abermals drang er darauf, worauf ich ihm immer dieselbe Antwort gab. Außerdem hob ich hervor, daß seine Voraussetzung, mit dem König zu unterhandeln, ganz nutzlos sei, nachdem er erklärt hatte, daß er nicht die geringste Macht besitze, und daß die gesamte Autorität über Heer und Land in den Händen der Regentin und der Regierung ruhe. Da die Unterhaltung dadurch eine unangenehme Wendung bekam, schlug ich zuletzt vor, über einen anderen Gegenstand zu sprechen. Was weiter geschah, ist Ihnen bekannt.“

In Bezug auf die Gegenwart bemerkte der Graf noch: „Unsere Truppen

¹⁾ Tagebuch, S. 129 f.

müssen vorwärts dahin, wo ihnen noch ein Feind im Wege steht. Wer sind die Leute, mit denen wir in Paris zu thun haben? Wir können mit ihnen nicht unterhandeln. Welche Bürgschaften vermöchten sie uns zu geben? Unmöglich können wir die Früchte dessen, was wir gethan, aufs Spiel stellen. Es wird Ihnen nichts anderes übrig bleiben, als mit uns nach Paris zu marschiren.“

In der Eile hatte Graf Bismarck seinen Orden *pour le mérite* in das Innere seines Militärrocks hineingeknüpft. „Das thut's nimmer,“ sagte er, indem er ihn herausnahm. „Der Wert dieser Dinge besteht darin, daß sie gesehen werden.“ Damit ging er, und meine Wenigkeit empfahl sich.

*

Reims, zwischen dem 5. und 14. September 1870.

Bei einem Essen bemerkte der Kanzler dem amerikanischen General Sheridan gegenüber noch einmal, er sei von Hause aus nicht dafür gewesen, daß die deutschen Armeen nach der Schlacht von Sedan gleich auf Paris marschiren sollten. Er sah die Errichtung einer Republik voraus und erwartete von derselben nichts Gutes, während er für den Fall, daß gleich nach Sedan Frieden geschlossen worden wäre, die Hoffnung hegte, daß das Kaisertum in der Person des kaiserlichen Prinzen fortgesetzt werden könne, der dann in der Erinnerung, daß er den Thron dem Einfluß der Deutschen verdanke, in seinen Händen fügsam sein würde. Aber selbst ein Bismarck vermochte den Marsch nach Paris nicht zu verhindern; es war unmöglich, den von ihrem Erfolge berauschten Deutschen ein Halt zuzurufen. „Nach Paris!“ ward von den Soldaten auf jede Thür, auf jedes Zaunbrett längs des Weges nach der Hauptstadt geschrieben, und der Gedanke an einen Siegeseinzug durch die Champs Elysées beherrschte das Fühlen und Denken jedes deutschen Soldaten vom höchsten bis zum niedrigsten.

*

Reims, 13. September 1870.

Nach dem „Figaro“ hatte der Bundeskanzler an diesem Tage mit dem Bürgermeister Werlé folgende Unterredung:

Bismarck sagte, „wir reisen morgen; ich verlasse Reims mit schwerem Herzen. Wir hoffen den Frieden in Reims zu unterzeichnen; das war der Wille des Königs und mein heißester Wunsch. In dieser Hoffnung sind wir zehn Tage hier geblieben. Man zwingt uns, den Krieg fortzusetzen — man wird es bedauern.“

Herr Werlé meinte, die deutschen Friedensbedingungen würden wohl sehr hoch sein. Der Kanzler antwortete: „Wir verlangen 2 Milliarden und Straßburg mit einem Streifen Gebiet von 4—5 Meilen Breite bis Weißenburg,

damit beide Rheinufer deutsch seien. Wir verlangen ferner den Zusammentritt der Kammern, denn mit ihnen allein können wir unterhandeln, — und diese letztere Bedingung stößt auf den meisten Widerstand.“

Auf die Bemerkung Werlés, die Abtretung französischen Gebiets würde bittere Erinnerungen zurücklassen und Veranlassung zu beständiger späterer Zurückforderung sein, also die Dauer des Friedens in Frage stellen, erwiderte Graf Bismarck: „Nicht im Interesse Preußens fordern wir Straßburg, sondern in demjenigen der süddeutschen Staaten. Dieselben fühlen sich nicht genügend sicher, solange die Straßburger Garnison, wenn sie über die Kehler Brücke geht, auf deutschem Boden ist. Also Baden, Württemberg und Bayern verlangen diese Bürgschaft, und ihre Hilfe seit Beginn des Krieges war zu ehrlich, als daß wir diese ihre gerechte Forderung nicht berücksichtigen sollten. Frankreich würde verletzt sein, ob wir Straßburg nähmen oder nicht; es wird uns Sedan doch nicht vergeben; das Bedürfnis nach Rache wird sich so wie so geltend machen, und da wir den Krieg eines Tages nicht vermeiden können, so ist es besser, wir haben den Schlüssel zu Frankreich in der Tasche, als Sie denjenigen von Deutschland. Wenn wir die Geschichte zu Rate ziehen, so ergibt sich, daß Deutschland in zwei Jahrhunderten fünfzehn Invasionen erfahren hat. Um Frankreich zu verhindern, offensiv vorzugehen, müßte man es beinahe ohnmächtig machen. Uebrigens haben die lateinischen Rassen ihre Zeit hinter sich; jetzt ist volle Decadence. Ein einziges Element der Stärke ist ihnen geblieben: die Religion, und wenn wir dereinst den Katholizismus überwunden haben, so werden jene Rassen verschwinden. Ich weiß sehr wohl, daß die Elsäßer in dreißig Jahren noch keine Preußen sein werden, wofern nicht die Begebenheiten in Frankreich sie es weniger bedauern lassen, nicht mehr dieser Nation anzugehören.“

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ hielt es für angezeigt, den Reichskanzler gegen den etwaigen Vorwurf in Schutz zu nehmen, er habe den Streit mit der katholischen Kirche begonnen. Anknüpfend an das Werlésche Gespräch bemerkte das Leiborgan des Kanzlers: Zwischen der norddeutschen und preußischen Regierung und insbesondere zwischen dem Grafen Bismarck und der katholischen Kirche und ihren Würdenträgern bestand damals keine Spur von Feindseligkeit oder von Befürchtung einer solchen. Noch vor Paris zur Zeit des Waffenstillstands, ja noch in Berlin zur Zeit des ersten Reichstags bestanden zwischen dem Reichskanzler einerseits und dem Grafen Ledochowski sowie dem Bischof Ketteler andererseits Beziehungen ungetrübten Wohlwollens und Vertrauens, wenigstens auf Seite der weltlichen Gewalt, und wurden durch wiederholte Verhandlungen mit beiden Prälaten in Versailles sowohl wie in Berlin bethätigt. Der Kirchenstreit entstand erst, nachdem die Verhandlungen zwischen Herrn v. Ketteler und dem Grafen Bismarck über

weltliches Einschreiten gegen die Italiener und über die Aufnahme der preußischen Verfassungsbestimmungen bezüglich der katholischen Kirche in die Reichsverfassung erfolglos geblieben waren. Der Streit wurde auch dann nicht sofort ein akuter; dies war erst der Fall infolge der Konsolidirung der Zentrumsparthei mit anderen regierungsfeindlichen politischen Elementen in einer vorzugsweise durch letztere bestimmten Richtung; und seine volle Schärfe gewann der Streit erst nach Aufhebung der polonisirenden katholischen Abteilung des Kultusministeriums.

Wir sehen in der angeblich von Herrn Werlé herrührenden Insinuation über eine bereits im September 1870 vom Grafen Bismarck gezeigte feindliche Gesinnung gegen den Katholizismus eine tendenziöse Erfindung, und es sollte uns nicht wundern, wenn der ganze Artikel keinen andern Zweck hätte, als das „Glissiren“ dieser Geschichtsfälschung zu gelegentlicher späterer Benützung.

*

Ich lasse hier zum Schlusse noch folgen, was Abeken in Reims über Bismarck nach Hause geschrieben hat:

Den 12. September, morgens.

Mit dem Minister ist manchmal schwer auszukommen. Das Schlimmste ist immer, wenn er nicht hören will, während man ihm nur einfache Thatfachen vorlegen will, die er kennen müßte; manchmal freilich will er sie nicht kennen, und manchmal hat er sogar recht daran. Ich muß oft, wenn der erste Aerger vorbei ist, über ihn und über mich lachen. Ich will immer sehr genau auf das antworten, was die Leute gefragt haben. Er antwortet sehr oft gar nicht darauf, antwortet oft auf etwas ganz anderes, hört nicht, was sie sagen, er denkt nur an das, was er sagen will, und das alles geschieht oft ganz unabsichtlich, oft, sehr oft absichtlich. Da haut er denn manchmal sehr daneben, und, was mir leid thut, es kriegt mancher einen Klaps weg, den er gar nicht verdient hatte. Aber oftmals ist es auch gerade das rechte; und es kommt meistens wirklich mehr darauf an, was Bismarck sagen, als was der andere hören wollte. Es ist gerade dies Nichtachten des andern auch in dieser Beziehung ein notwendiges Element seiner Größe, welches ihn befähigt, mit eiserner Energie auf sein Ziel, wenn auch oft auf sehr schiefem, ja krummem Wege loszugehen. Alles persönlich Unbequeme vergißt und verzeiht man leicht über seinen großen Eigenschaften, die ihn zum Werkzeug in Gottes Hand befähigen.

*

(Später.)

Ich kam vom König um 10¹/₂ Uhr etwa wieder und fand Bismarck, Reudell und Hagfeldt noch beim Thee sitzen; da wurde denn noch ein halbes Stündchen über dies und jenes geschwätzt und auch die Zeitungen noch durchgesehen, mit denen ich eben die Theegesellschaft des Königs unterhalten hatte.

14. September 1870.

Aus Château-Thierry schrieb Dr. Kayßler:

„Der Marsch, welchen das Hauptquartier von Reims hierher gemacht hat, ist der stärkste, welcher bisher gemacht worden ist. Die Einwohner von Reims standen neugierig an den Fenstern und den Thüren, um zu sehen, wie die Wagen einer nach dem andern dahinrollten, und zwar auf der Straße nach Paris. Denn für sie, wie für die Bewohner jedes Ortes, giebt es einen politischen Wetterzeiger, dem sie, obgleich sonst in den größten Illusionen lebend, doch nicht die Beachtung versagen können, das ist die Richtung jeder Truppenbewegung. Jede seitliche Bewegung, wie sie ja oft genug vorkommen, erhöht ihre Hoffnungen, aber wenn es gerade auf Paris losgeht, dann müssen die Aktien der Feinde nicht schlecht stehen — gegen dieses Raisonnement ist, man kann sagen merkwürdigerweise, ein französisches Gehirn noch nicht unempfindlich. — Die Gegend hinter Reims ist stundenlang so monoton, wie man daran seit Wochen gewöhnt ist, Hügel folgt auf Hügel, die Straße geht immer bergauf und bergab. In den Dörfern stehen die Leute truppweise an der Straße, gewöhnlich ist der Herr Pfarrer unter ihnen. Sie warten auf le roi Guillaume und Monsieur de Bismarck. Der letztere war übrigens während der letzten Tage seiner Anwesenheit in Reims schon in einer Weise populär geworden, daß es ihm lästig geworden sein muß, denn nachdem die Leute erst wußten, wer eigentlich Bismarck sei, brauchte er sich manchmal nur sehen zu lassen, um sogleich einen Auslauf zu verursachen. Die ihn kannten, waren stolz darauf, ihn zeigen zu können, und die übrigen wünschten ihn kennen zu lernen.“

*

Meaux, zwischen 15. und 19. September 1870.

In dieser Zeit erfah Geheimrat Stieber aus den Pariser Blättern, daß eine öffentliche Subskription von 3 000 000 Franken Prämie, und zwar 2 Millionen für den Mörder des Königs Wilhelm und 1 Million für den Mörder des Grafen Bismarck, veranstaltet wurde. Stieber sorgte demzufolge Tag und Nacht für den König und Bismarck, und auch das Personal der Feldpolizei wurde deshalb in Meaux wesentlich vermehrt.¹⁾ Polizeilieutenant v. Zernicki schloß mit zwei Schuzmännern in der Nacht im Quartier des Königs, die betreffenden Militärpatrouillen wurden von Polizeibeamten geführt, und bei Bismarck schliefen auch zwei Beamte.

*

¹⁾ Ueber das Personal der Feldpolizei bei der Mobilmachung, seine Verstärkung nach Ueberschreitung der französischen Grenze und seine fernere Vermehrung bei der Annäherung von Paris vergl. „Stieber, Denkwürdigkeiten“ S. 251 und 274.

Zwischen Meaux und Ferrières, 19. September 1870.

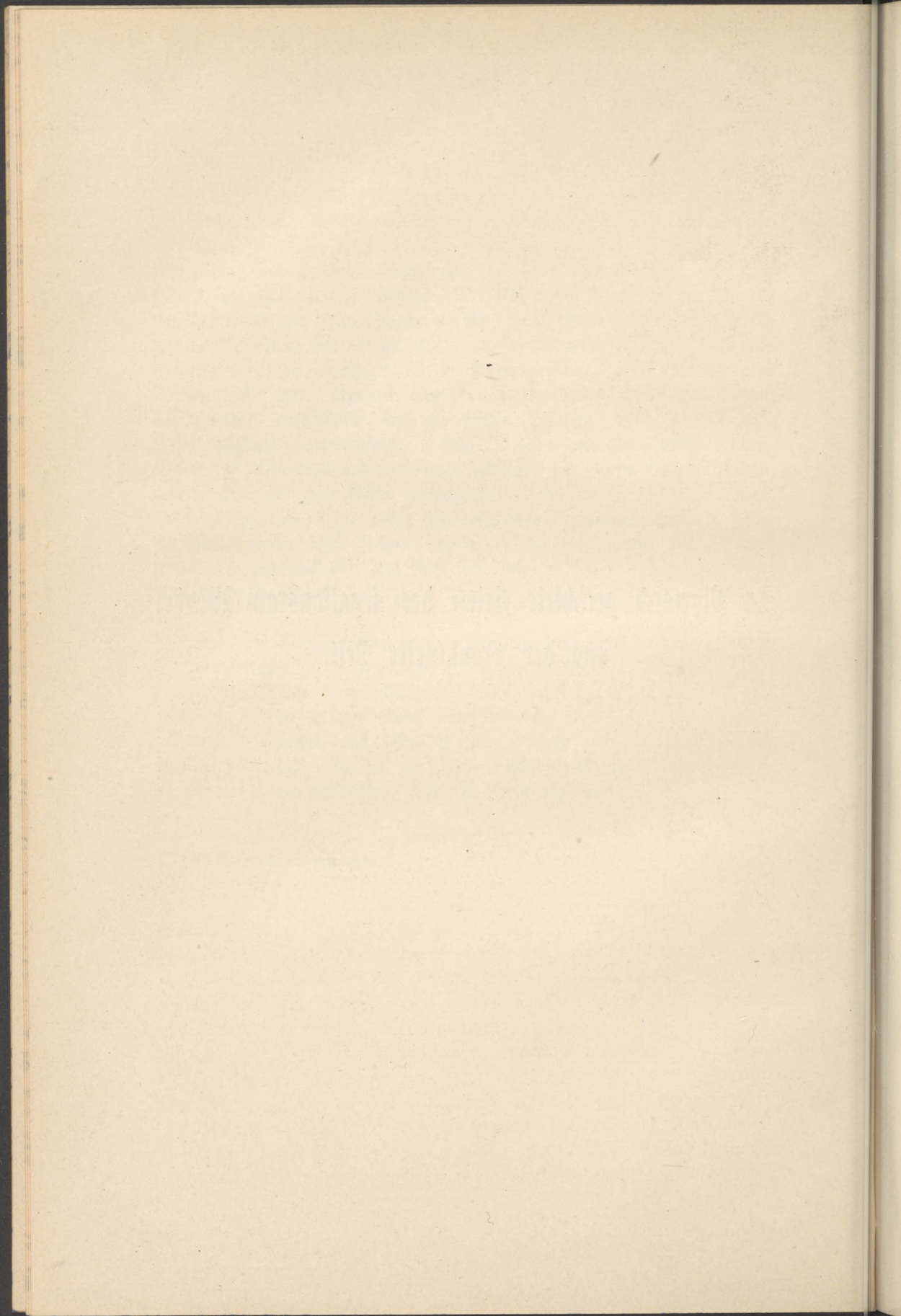
Während der König im Begriffe war, sein Hauptquartier von Lagny mit Bismarck und Moltke nach Rothschilds Schlosse Ferrières (eine Stunde von Lagny) zu verlegen, hatte Jules Favre durch englische Vermittlung eine Unterredung mit Bismarck nachgesucht; auf seine Ankunft wurde dann in Meaux bis gegen 12 Uhr gewartet. Der König war dann mit den Prinzen und Adjutanten nach Clair gefahren, um sich dort zu Pferde zu setzen. Die Herren von der Umgebung des Königs fuhren mit sämtlichen Wagen unter Bismarcks Führung (er selbst zu Pferde) in der Richtung nach Lagny. Als der Zug Fouilly passirt hatte, begegnete demselben ein zweispänniger Stadtwagen mit vier Personen einschließlich eines preussischen Offiziers. Bald nachher sagte Hofrat Taglioni zu Wilmowski, er habe J. Favre und Prinz Viron erkannt. Sofort ließ Wilmowski das durch einen Feldjäger dem Grafen Bismarck melden, welcher dann ein paar Reiter nachjagen ließ, um die Herren zurückzuholen. Bismarck sagte, es sei ihm lieber, das unterwegs abzumachen; wenn J. Favre ins Hauptquartier selbst komme, würde er ihn nicht wieder los. Darauf trennte sich Bismarck von dem Zuge und besprach sich mit Jules Favre im Schlosse Haute Maison. ¹⁾

Auf dem Wege zwischen Meaux-Ferrières hatte auch General Sheridan Bismarck getroffen, in übler Stimmung, die, wie es schien, sich daher schrieb, daß er den französischen Bevollmächtigten, Jules Favre, nicht an dem Ort angetroffen, wo die Zusammenkunft verabredet war. Er hielt einen Augenblick bei General Sheridan und dessen Begleiter Forsyth und bemerkte, „die Luft schwirre von Lügen und bei der Armee befänden sich eine Menge Personen, die sich um Dinge kümmern, welche sie nichts angingen“. ²⁾

¹⁾ Wilmowski, Feldbriefe von 1870/71 S. 57.

²⁾ Sheridan, Erinnerungen S. 175.

An Bismarck gerichtete Briefe des Legationsrats Wenkel
aus der Frankfurter Zeit.



An Bismarck gerichtete Briefe des Legationsrats Wenkel aus der Frankfurter Zeit.

Im 5. Bande des von H. Kohn herausgegebenen Bismarck-Jahrbuchs finden sich 33 Privatschreiben aufgenommen, welche der preußische Legationsrat v. Wenkel an den preußischen Bundestagsgesandten v. Bismarck richtete, wenn derselbe zeitweise von Frankfurt a. M. abwesend war, um denselben über den Stand der Dinge an der Bundeszentrale auf dem Laufenden zu erhalten. Nachstehend lasse ich noch drei Schreiben dieser Art folgen.

Eigenhändiges Privatschreiben des Legationsrats v. Wenkel an den Gesandten v. Bismarck, d. d. Frankfurt a. M. 15. Januar 1855.

Eurer Excellenz kann ich nur melden, daß es hier durchaus nichts Neues giebt. Ich war soeben bei Herrn v. Prokesch und fragte, ob er schon wisse, was in der Donnerstagsitzung vorkomme, um es Ihnen mitteilen zu können. Er sah alles nach und meinte dann, er habe bis jetzt durchaus nichts, und wenn morgen noch etwas im Militärausschuß vorbereitet würde, so könne es auch nicht von Erheblichkeit sein. In der Haberschen Sache soll der Inhalt der portugiesischen Antwort mitgeteilt werden. Ich ging demnächst zu Herrn v. Reinhard, er bestätigte mir, daß durchaus nichts vorliege. Sie sehen also, daß Sie hiernach über Ihre Rückkehr nach Belieben disponiren können. Man denkt, Sie werden die Entscheidung mitbringen, und ist sehr gespannt darauf. Sonst ergeht man sich nur in Vermutungen, zu denen es an jeder festen Basis fehlt. Herr v. Prokesch sagte mir heute, man hätte in Paris und London die in Wien mit Fürst Gortschakoff getroffenen Verabredungen genehmigt. Herr v. Tallenay hat offizielle Nachrichten aus Paris, wonach man dort großes Mißtrauen in das Entgegenkommen Rußlands setzt.

An die Zuziehung eines Bevollmächtigten des Bundes zu den Wiener Verhandlungen scheint hier niemand zu denken, und man hält dieselbe auch für kaum möglich. Wer sollte einem solchen auch Instruktionen geben, der Ausschuß oder die Bundesversammlung? und soll per majora über die voraus-

sichtlich sehr verschiedenen Auffassungen entschieden werden? Es bliebe wohl nichts übrig, als Preußen und Oesterreich Vollmacht für den Bund zu erteilen, wie auf der Londoner Konferenz bei den Verhandlungen über Belgien. Allein auch das werden die Westmächte nicht wollen.

Ihre Frau Gemahlin hat mir viele Grüße aufgetragen, es gehe ihr wie den Kindern sehr gut.

Eigenhändiges Privatschreiben des Legationsrats v. Wenkel an den Gesandten v. Bismarck, d. d. Frankfurt a. M. 17. Januar 1855.

Eurer Excellenz will ich, auf die Gefahr hin, Bekanntes zu wiederholen, nachstehendes mitteilen.

Herr v. Tallenay hat vorgestern von dem Minister Drouyn de Lhuys eine Depesche, welche eine Unterhaltung desselben mit dem Grafen Hayfeldt betrifft, mit dem Auftrage erhalten, sie Herrn v. Prokesch vorzulesen. Er hat dies gestern gethan. Die Depesche beginnt damit, daß Graf v. Hayfeldt Herrn Drouyn de Lhuys eine Depesche des Herrn Ministerpräsidenten (Datum und Gegenstand wußte mein Gewährsmann nicht) vorgelesen, und daß er (Drouyn de Lhuys) darauf Veranlassung genommen habe, dem Grafen Hayfeldt seine Auffassungsweise darzulegen. Seine Auslassung beginnt mit einer gewissen Empfindlichkeit darüber, daß man in Paris keine Nachricht über den Zweck der Mission des Herrn v. Uedom nach London erhalten habe. Dann fährt er fort: Je mehr man diesen Zweck geheim gehalten, desto mehr habe sich die französische Regierung bemüht, denselben zu erforschen; sie habe dann erfahren, daß die Mission hauptsächlich zwei Gegenstände betroffen haben solle. Herr v. Uedom habe sich einerseits über das Verhalten Oesterreichs gegen Preußen beklagt, andererseits unsere Teilnahme an den in Wien zu eröffnenden Verhandlungen zur Sprache gebracht. Der erstere Punkt sei eine innere deutsche Angelegenheit und gehe nur Preußen und Oesterreich an, Frankreich wolle sich nicht in die deutschen Bundes-Angelegenheiten einmischen. Was den zweiten Punkt betrifft, so ist Herr Drouyn de Lhuys nach seiner Depesche auf eine Vergleichung des Verhaltens Preußens gegen dasjenige Oesterreichs sowie auf die Stellung näher eingegangen, welche Preußen auf den Wiener Konferenzen eingenommen, wo es sich im vollen Einverständnisse mit den Westmächten und Oesterreich befunden habe. Dann sollten die Vorwürfe folgen, die wir aus den Pariser Zeitungen zur Genüge kennen.

Zum Schluß will Herr Drouyn de Lhuys dem Grafen Hayfeldt gesagt haben: Preußen habe erklärt, es wolle nicht neutral bleiben. Dazu habe Frankreich ihm Glück gewünscht, denn eine Großmacht könne in einer europäischen Krisis nicht neutral bleiben. Sei Preußen aber nicht neutral, so müsse es sich erklären, für wen es sei, ob für oder gegen Frankreich. Davon sei dann auch die Teilnahme Preußens an den weiteren Verhandlungen abhängig.

Dies ist ungefähr der Inhalt der Depesche, wie ihn mir mein Gewährsmann angab. Derselbe hat mich, davon keinen Gebrauch zu machen, da Herr v. Tallenay außer Herrn v. Prokesch nur ihm die Depesche mitgeteilt habe. Vielleicht spricht sich Herr v. Tallenay noch gegen mich darüber aus.

Das Hinweggehen über das Verhalten Oesterreichs läßt annehmen, daß Frankreich das Verfahren desselben gleichfalls nicht billigt, daß der französische Minister dies aber dem Grafen Hayfeldt nicht sagen wolle. Dies soll auch die Ansicht des Herrn v. Tallenay sein. Sonst macht, wie mir gesagt wird, die Depesche den Eindruck, als wolle Herr Drouyn de Lhuys erklären, Preußen nur dann zu den Wiener Verhandlungen zuzulassen, wenn es sich mit den Westmächten über seine Stellung verständigt und in dieser Beziehung Verpflichtungen übernommen habe.

Was Graf Hayfeldt gesagt und wie er die Auslassung des französischen Ministers aufgenommen habe, davon sagt die Depesche kein Wort.

Daß morgen keine Sitzung stattfindet, habe ich bereits telegraphisch gemeldet. So arm an Stoff ist der Bundestag, daß nun schon vierzehn Tage die Sitzungen ausfallen müssen.

Eigenhändiges Privatschreiben des Legationsrats v. Wenzel an den Gesandten v. Bismarck, d. d. Frankfurt a. M. 19. Januar 1855.

Eure Excellenz kennen bereits die österreichische Depesche vom 14. v. M., wonach Herr v. Prokesch beauftragt ist, mit Mobilmachungsanträgen im Ausschusse vorzugehen. Ich habe über eine diesfällige Depesche des Herrn v. Dumreicher an die Stadt Frankfurt dem Herrn Minister einen kurzen Bericht erstattet. Herr v. Prokesch, der vorgestern abend jedenfalls schon Nachricht hatte, hat mir nichts davon gesagt, obgleich ich ihn ausdrücklich fragte: es gebe also nichts, was für Sie von Interesse wäre?

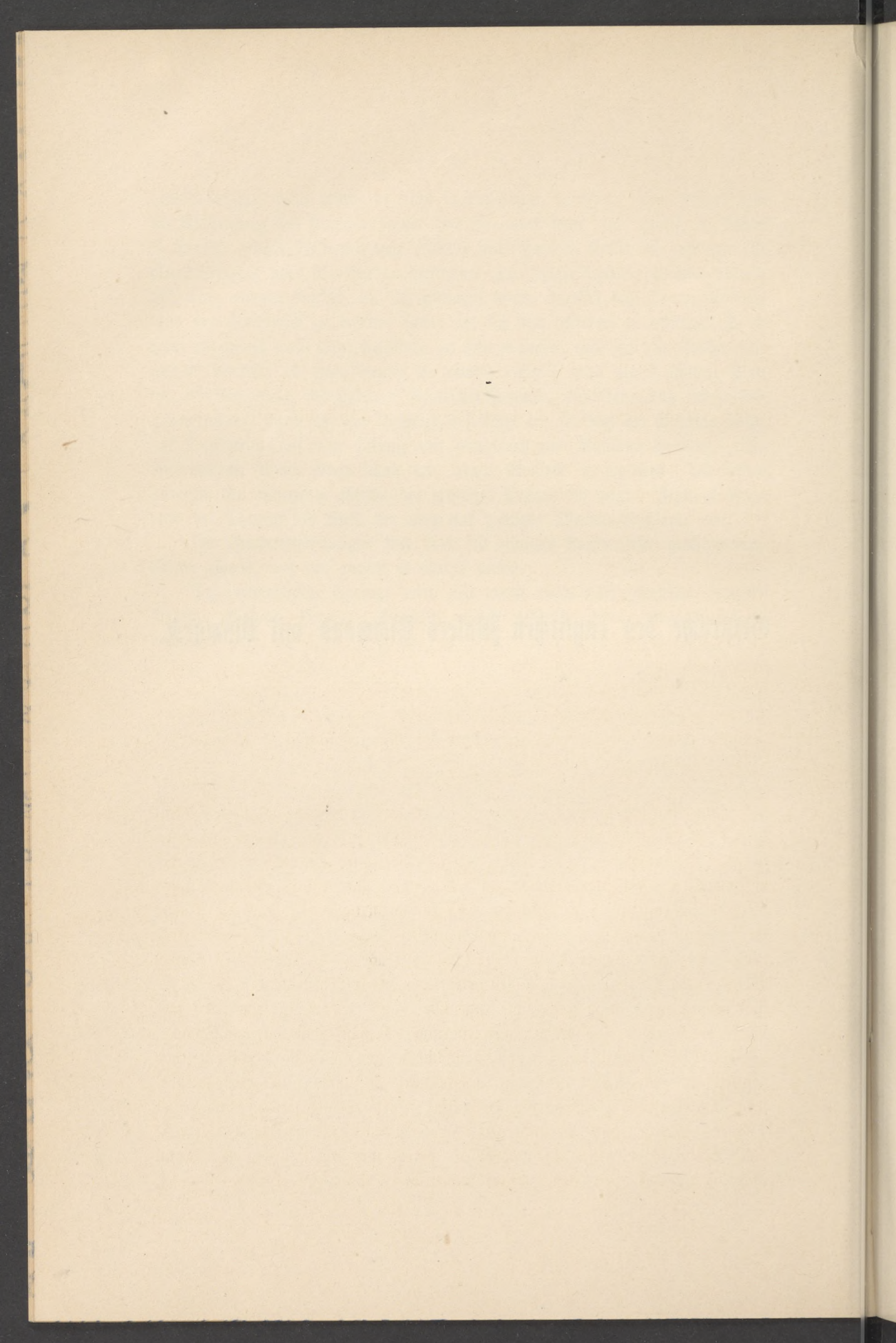
Auch Herrn v. Schrenk und Herrn v. Reinhard gegenüber hat er geschwiegen. Beide scheinen noch ganz korrekt. Auffallend ist mir dagegen das Verhalten von Graf Kielmannsegge. Obschon er gestern auf einem Grunelius'schen Ball lange mit Herrn v. Dumreicher in einer Fensterische sprach, und ich bei der Taubheit des Grafen im Vorbeigehen deutlich hören konnte, daß von der Mobilmachung die Rede war, so leugnete er doch jede Kenntnis von der Depesche und erging sich dann in eine lange Verteidigung der österreichischen Politik sowie des Antrages auf Mobilmachung. Komisch war sein Vorwurf, den er uns machte: „Wir fragten Oesterreich zu viel, wir wollten zu viel wissen.“ Allen meinen Widerlegungen setzte er nur immer entgegen: „Es käme doch zum Kriege, Rußland meine es nicht ehrlich, und Napoleon wolle den Krieg.“ Ueber Oesterreichs Friedensliebe will er die allersichersten Nachrichten haben. Kurz, er ist ganz in österreichischen Händen, und seine Regierung muß

ebenso denken, sonst würde er nicht so entschieden sprechen. Den Grund von der Abberufung des Herrn v. Koller aus Hannover kennt man gewiß am besten in Berlin. Graf Kielmannssegge erzählte mir, Herr v. Koller sei entweder für Konstantinopel oder für London bestimmt. Die letztere Version stimmte überein mit einer andern Ansicht, die ich andeuten hörte, nämlich daß Oesterreich England und Frankreich zu trennen suche, um sich mit letzterem zu alliren. Dann wäre allerdings wohl Graf Colloredo zu sehr engagirt, und für eine solche neue Politik bedürfte es eines neuen Vertreters. Stellt man einen solchen Plan mit der Aeußerung des Herrn v. Prokesch zusammen, daß Oesterreich sich zurückziehen würde, wenn es von Rußland befriedigt sei, so liegt der Gedanke nahe, daß Oesterreich auf eine Allianz mit Frankreich und Rußland spekulirt. Die österreichische Presse fängt schon an, gegen England zu agitiren, wie unter anderem der anliegende Artikel der gestrigen Postzeitung zeigt. Jetzt ist England der Tyrann der Welt, der noch vor wenigen Wochen Rußland war.

Die Friedenshoffnungen sind hier seit einigen Tagen sehr geschwunden. Keiner glaubt, daß der andere es ehrlich meint.

Die österreichische Vorlage wird Sie wohl bald nach Frankfurt zurückführen. Sobald Herr v. Prokesch etwas deshalb thut, telegraphire ich sogleich.

Gespräche des englischen Malers Richmond mit Bismarck.



Gespräche des englischen Malers Richmond mit Bismarck.

Im November 1887 befand sich der englische Maler Sir William Richmond eine Woche lang als Gast des Fürsten Bismarck in Friedrichsruh, um dessen Porträt zu malen.

In Briefen an seine Familie hat Richmond über die Eindrücke berichtet, welche dieser denkwürdige Besuch auf ihn gemacht hat, und interessante Mitteilungen über seine Gespräche mit dem Fürsten aufgezeichnet.

Einem Vertreter der „Daily News“ sind Auszüge aus diesen Briefen zur Verfügung gestellt worden, welche die gedachte Zeitung in ihrer Nummer vom 2. August 1898 veröffentlicht hat und die ich hier in Uebersetzung folgen lasse. Ich schicke jedoch voraus, daß ich begründete Zweifel darüber hege, ob Richmond den Fürsten überall richtig verstanden hat. Falls die Gespräche in deutscher Sprache geführt wurden, wären die Mißverständnisse ja erklärlich.

Erste Eindrücke.

Ich bin angekommen. Das Haus ist ein ganz gewöhnliches — kein Luxus, komfortabel, aber ohne jeden Prunk. Bismarck kam, als ich auspackte, in mein Schlafzimmer, um mich in ruhiger, Vertrauen erweckender Art zu bewillkommen. Er führte mich durch das ganze Haus, sagte, Gladstone hätte die Redewut, und beklagte England, daß es mutwillig in die Anarchie steuere. Er ist ganz anders, als ich ihn mir vorgestellt habe, — sehr liebenswürdig, gerade wie ein Sachse — denn er ist ein Sachse —, vornehm in seinem Wesen, sehr verbindlich, von angenehmer Stimme und bestrickend. Ich fühlte mich sofort nicht mehr fremd ihm gegenüber. Er erinnert in seiner Art und Weise an Darwin, und die einfache Führung des Hauses ist wie in „Down“; das Frühstück war gerade wie ein Frühstück bei uns zu Hause. Hunde wurden gefüttert 2c. Der Fürst liebt, die Unterhaltung zu führen. Der Haushalt besteht aus Bismarck, der Fürstin Bismarck, seinem Schwiegersohn und seiner Tochter. Morgen will ich anfangen und versuchen, eine schnelle und lebensvolle Skizze zu machen. Photographien sowohl wie Bilder stellen den Mann nicht richtig dar. Er sieht darauf immer aus, als wenn er aus Eisen sei.

Sein Gesicht ist dagegen freundlich. Ein wirklicher Freund und ein wirklicher Feind! Sehr viel ruhiger Humor. So ist denn der Reigen angenehm eröffnet, und ich fühle mich durchaus nicht mehr nervös. Wenn er mir die Chance giebt, hoffe ich, was Gutes von ihm zu machen . . . Zwei liebe kleine Enkelkinder sind da, die meine großen Freunde geworden sind und mich Deutsch lehren, wofür ich ihnen etwas zeichne. Hier ist nichts Künstliches, sondern solide Größe, Einfachheit; würdige tägliche Arbeit und höhere Interessen machen mir die Atmosphäre zur angenehmsten.

Plaudereien über Politik.

Nach einer dreistündigen Unterhaltung mit dem Fürsten Bismarck bin ich eben in mein Zimmer zurückgekehrt. Nach dem Diner forderte er mich auf, mit ihm zu kommen und mit ihm zu rauchen. Hierbei versuchte ich, ihn auf die Politik zu lenken, und erkannte in ihm einen Mann, der durchaus am Frieden hängt, dabei die klarsten Ideen in politischen Kombinationen hat.

„Rußland und Frankreich,“ sagte er, „werden früher oder später Deutschland angreifen, und obwohl ich den Wunsch habe, mich zurückzuziehen, muß ich meinem alten Kaiser doch bis zu Ende dienen. Das wenigste, was England thun könnte,“ fügte er hinzu, „wäre, seine Flotte nach dem Mittelmeer zu senden und Italien zu unterstützen, dessen wir als Bundesgenossen sicher sind. Innerhalb zehn Tagen können wir drei Millionen Menschen ins Feld stellen, eine Million an die russische Grenze, eine Million an die französische und eine Million Reserven. Außerdem aber haben wir für vier und eine halbe Million Soldaten, die wir ausheben können, Waffen und Kleider.“

Sein Urgroßvater wurde in den Kriegen unter Friedrich dem Großen getötet. Sein Vater focht im Jahre 1792 und 1815,¹⁾ „und jetzt habe ich gegen die Franzosen seit 1870 gekämpft,“ fügte er hinzu.

¹⁾ Ueber die Teilnahme der Vorfahren des Fürsten an vaterländischen Kriegen entnehme ich der Schrift „Schönhausen und die Familie v. Bismarck. Von Dr. Georg Schmidt, B., Berlin 1897“ folgendes:

Der Urgroßvater des Fürsten: August Friedrich v. Bismarck (geb. 1695, gest. 1742) wurde als Oberst des Regiments Ansbach-Bayreuth in der Schlacht bei Gzaskau verwundet. Er ließ sich aus der Schlacht nach Rattenborn (Ruttenberg) fahren, wurde aber unterwegs von österreichischen Husaren überfallen und, nachdem ihm alles, was er besaß, abgenommen war, erschossen (a. a. O. S. 116).

Der Großvater des Fürsten: Karl Alexander v. Bismarck (geb. 1727, gest. 1797) focht in den Schlachten bei Prag, Collin, Leuthen, Hochkirch und in dem Gefecht bei Darmstädtel, mußte aber 1758 als Rittmeister beim Schmettau'schen Regiment Kürassiere wegen seiner Blessuren seinen Abschied erbitten (a. a. O. S. 124).

Der Vater des Fürsten: Ferdinand v. Bismarck (geb. 1771, gest. 1845) focht im Jahre 1792 in Französisch-Flandern und in der Champagne. In der Schlacht bei Kaiserslautern, in welcher er sich durch Mut und Entschlossenheit auszeichnete, wurde er verwundet.

Seine Mißachtung gegen die Franzosen überschreitet das Maß. „Sie sind glücklich daran,“ sagte er, „daß zwischen Ihnen und Frankreich das Meer liegt. Wenn die Franzosen könnten, würde ihre Eitelkeit sie verleiten, die ganze Welt zu bekämpfen. Frankreich wird niemals zur Ruhe kommen. Sie lieben die Abwechslung und Aufregung, neue Regierungen zu bilden. Ich wünsche Frieden für Deutschland; um diesen zu haben, müssen wir auf den Krieg gerüstet sein.“

Sein Haß gegen Frankreich ist ein eingewurzelter. „Unsere Taktik,“ nahm er dann das Gespräch wieder auf, „wird jedoch diesmal eine andere sein. Wir werden den Angriff abwarten, denn die von den Franzosen errichteten Fortifikationen schließen die Möglichkeit eines unmittelbaren Angriffes aus, der im Jahre 1870 unseren Erfolg ausmachte. Wir werden sie erwarten, sie auf offenem Felde angreifen, und wenn uns Gott Glück verleiht, werden wir dasselbe thun, was wir 1870 thaten. Wahrhaftig,“ schloß er, „ich bin überzeugt, daß, wenn nicht Gott selbst die französische Armee kommandirt, wir siegreich sein müssen.“

Eine natürliche Allianz: England und Deutschland.

Hinsichtlich Englands ist er sehr verzagt. „Ein Krieg,“ sagte er, „würde für England manche Schwierigkeiten lösen, die Klassen einander nähern und England zeigen, daß es für den Frieden Europas eine der starken Mächte ist und sein muß. Die natürliche Allianz ist die zwischen unseren beiden Ländern und Italien. Diese drei Mächte können, wenn auf festem Kriegsfuß, den Frieden Europas gegen Rußland und Frankreich aufrecht erhalten. Ein Friede kann viel unehrenvoller werden als ein Krieg. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß wir Englands für den Fall eines Krieges sicher wären. Wenn Europa zweifellos wüßte, daß England, Deutschland und Italien eng verbündet sind, so wäre der Friede gesichert. Vor 45 Jahren traf ich verschiedene Engländer an Bord eines Dampfschiffes. Wir tranken und toasteten. Mein Toast war: Eine Armee für Preußen und eine Flotte für England, und wir werden der Welt trotzen. Das sind noch heute meine Ansichten im Interesse des Weltfriedens.“

Der Mann aus Nerven, nicht aus Eisen.

Er ist durchaus bestrickend, liebenswürdig, nervös, ein durchaus feiner Mann. Ich fragte ihn, ob er wirklich der eiserne Bismarck sei. „Nein,“ sagte

Am 28. Januar 1815 erhielt er, „weil er während seiner Dienstzeit und bei den vorgefallenen Kriegsbegebenheiten, bei denen er sich befunden, sich jederzeit getreu, tapfer und unverweislich erhalten und überhaupt sich zur allerhöchsten Zufriedenheit betragen hat,“ den Charakter als Rittmeister (a. a. O. S. 151). In der Schrift wird indessen nicht erwähnt, daß Ferdinand v. Bismarck als aktiver Offizier an den Freiheitskriegen teilgenommen habe. Wohl aber ist dies der Fall bezüglich seines älteren Bruders Leopold, welcher den Helldentof fand, und seines Veters Wilhelm.

er, „meine Härte ist angelernt. Ich bin ganz Nerven, und zwar derartig, daß Selbstbeherrschung die einzige Aufgabe meines Lebens gewesen ist und noch ist.“

Ich erzählte ihm, daß ich gestern abend gehört hätte, er sei nur einmal in seinem Leben ins Museum gegangen, und auch das nur, um sich vor dem Regen zu schützen, weil er keinen Regenschirm bei sich hatte. Er erwiderte: „Das ist ganz richtig, und ich bedaure es, aber 25 Jahre lang habe ich nicht einen Augenblick für mich gehabt und kann keine Ruhe finden, ehe mein alter König stirbt.“

Dann machte ich ihn darauf aufmerksam, wie das jährliche Budget für das Museum zu klein sei. „Das weiß ich auch,“ erwiderte er, „aber wir können bei zwei Mächten, von denen die eine rechts, die andere links unsere Existenz bedroht, nicht mehr ausgeben. Der nächste Krieg bedeutet: entweder die Vertilgung Deutschlands von der Oberfläche Europas oder die Vertilgung Frankreichs.“

„Warum,“ fragte er darauf, „haben Sie nicht einen Kriegsminister, der nicht mit den Regierungen wechselt? Warum werden alle Dinge, sogar die militärischen, von Nichtfachleuten geleitet?“

England und die englischen Parteien.

Der Fürst hat eine hohe Meinung von Lord Salisbury. „Wenn er nur fest und schnell zugreifen und nicht immer auf die öffentliche Meinung warten wollte,“ meinte er. „Ihre Parteien in England sind viel zu sehr gespalten,“ fuhr er darauf fort, „zwei Parteien sind nicht schwierig zu behandeln, aber fünf oder sechs — das ist unmöglich.“

Bei der Besprechung der irischen Frage äußerte er: „Je mehr ich zu dem Schluß komme, wie wenig klug es gewesen wäre, jetzt Homerule zu geben, so kann ich mich doch der Ansicht nicht verschließen, daß man Irland Homerule hätte geben können, als dies zum erstenmal vorgeschlagen wurde. Nach allen Hin- und Herreden und Diskussionen darüber aber muß es jede Regierung schwächen, die heute Homerule gewährt. Sie würde dadurch klar zeigen, daß jede Agitation, wenn sie nur lange genug durchgeführt wird, auf Erfolg rechnen kann. Indien mit seiner thörichterweise gewährten Pressfreiheit würde sich sofort zu rühren anfangen.“

Dann wandte er sich plötzlich zu mir und sagte: „Sie sind ein Politiker, Sie begreifen die Schwierigkeiten ja sofort.“ Dann sprachen wir von Sozialismus und Toryismus und der Landfrage. „Unsere Landrevolution,“ sagte er, „trat während des französischen Krieges vor 70 Jahren ein. Für Sie kommt das noch. Der Krieg wird Sie überraschen und Ihnen zeigen, wie Sie sich damit abzufinden haben.“

Bismarck als junger Mann.

Ich hatte zwei Sitzungen heute von zusammen einer Stunde und habe eine gute Skizze gemacht. Der Fürst erzählte mir mancherlei von seinen jungen Jahren — wie sechs Flaschen starken Weines ihm nichts anhaben konnten. „Ah,“ sagte er, „die englische Politik hat gelitten, seit die englischen Staatsmänner nicht mehr den starken Kopf haben, um Wein vertragen zu können. Sie sind zu vorsichtig und führen niemals einen kühnen Streich. Mein Vater ließ mich nicht zum Militär gehen, was ich bedaure. Wenn die Disziplin mich von einem Bummelleben abgehalten hätte, würde ich ein stärkerer Mann geworden sein.“

„Vielleicht,“ antwortete ich, „aber Sie hätten dann kein Reich geschaffen.“

„Vielleicht nicht, aber meine Zeit würde mir mehr angehört haben. Eine große Aufgabe ist es für mich gewesen, es dahin zu bringen, in allen Situationen zu arbeiten. Als junger Mann habe ich oft, wenn das Trinken und alle Art Bummelleien unumgänglich waren, mich auf diese Arbeitsfähigkeit dadurch zu prüfen gesucht, daß ich in einer lärmenden Umgebung die Kubikwurzel aus 6 und 5 auszog. Vielleicht war es doch besser, daß ich ein so bewegtes Leben führte. Es verbrannte damit ein gutes Teil nutzlosen Feuers. Wenn ich dies Feuer gehabt hätte zu all dem, was ich hatte, als mein Leben anfing verantwortlich zu werden, so würde ich vermutlich die Selbstbeherrschung noch schwieriger gefunden haben.“

Bismarck sagte, in jungen Jahren — zwischen dem 20. und 30. Lebensjahr — wäre es seine Absicht gewesen, Reisen zu unternehmen; aber er mochte seinen Vater nicht gern verlassen. „Und dann war ich in den Maschen der Politik gefangen. Und wer in dieses Netz gerät, kann sich niemals daraus freimachen.“

Napoleon III.

Bismarck sagte, als das Gespräch auf Napoleon kam: „Ich hatte den Mann gern. Er hatte ein gutes Herz, aber er war ungeschickt. Die Kaiserin brachte ihn in ihren strengen katholischen Ansichten und Tendenzen in das Unglück dieses Krieges.“

Ich fragte, ob es nicht ein furchtbarer Augenblick für Napoleon gewesen wäre, als er kapitulierte. „Nein,“ sagte Bismarck, „ich glaube nicht. Es hatten bereits Meutereien in der Armee in der Nacht vor Sedan stattgefunden, und Napoleon fühlte sich bei den Deutschen sicherer als bei den Franzosen . . .“

Darauf gab mir der Fürst eine höchst anschauliche Schilderung der Kapitulation des Kaisers von Frankreich am Morgen nach Sedan.¹⁾

¹⁾ Dieser Abschnitt der Richmondschen Aufzeichnungen findet sich oben S. 66 abgedruckt in dem Aufsatz: „Bismarck im deutsch-französischen Kriege.“ II. Teil. Von Sedan bis Versailles.

Der alte König und die Kugeln.

Der Fürst erzählte mir, wie er bei Königgrätz große Schwierigkeit hatte, den König aus dem Bereich der feindlichen Kugeln zu bekommen. Sie erfüllten die Luft mit ihrem Sausen. Bismarck machte den König darauf aufmerksam. Dieser sah auf und meinte, dies sei nur Sperlingsgezwitzsch. Endlich vermochte man den König zu überreden, hinwegzureiten; es geschah dies jedoch nur in kurzem Galopp. Bismarck, welcher erkannte, daß man nur dreihundert Fuß von den österreichischen Vorposten entfernt war, zog seinen Fuß aus dem Steigbügel und stieß das Pferd des Königs von hinten, so daß es einen Sprung vorwärts machte. Der König sah sich vorwurfsvoll um. Bismarck sagte: „Ihr Pferd hat geschreckt, Majestät.“

Der König verstand diese Andeutung und ritt geschwind aus der Gefahr. Er telegraphirte denselben Abend an die Königin: „Bismarck trieb mich etwas ungestüm aus der Schlacht.“

Bei einer anderen Gelegenheit bohrte sich eine Granate zehn Schritte vom Stabe abseits in die Erde; der König und seine Begleitung fühlten den Boden erzittern wie bei einem Erdbeben. Glücklicherweise krepirte die Granate nicht, sonst würden sie wahrscheinlich alle getötet worden sein.

Rußland und Indien.

Von Rußland sagte er: „Warum sind sie dort nur solche Narren gewesen, Bulgarien in ein zweites Polen für sie zu verwandeln? Der politische Irrtum ist enorm.“

Der Fürst ist der Ansicht, daß Rußland beabsichtige, nach dem persischen Golf vorzudringen, aber er glaubt nicht, daß Indier, Mohammedaner oder Buddhisten die russische Regierung der englischen vorziehen würden. Wenn sie es dennoch thäten, so sei dies der Fehler der Engländer. „Wenn jemand wie ich weiß,“ sagte der Fürst, „wie die Freiheit der Presse von prinzipienlosen gebildeten Männern, die den Wert der Wahrheit kennen oder doch kennen sollten, benützt werden kann, wie unendlich gefährlicher muß es dann sein, einen solchen Spielraum einem unerzogenen und nicht unterrichteten Volke zu gewähren.“

Auch über die russische Sprache unterhielt er sich und bemerkte, daß sie wie das Griechische bei einer unendlichen Feinheit die Schärfe der Form besäße; wie dies aber entstanden, davon könne man sich keine Rechenschaft ablegen. Der Bauer in Rußland spreche dieselbe Sprache wie der Kaiser, was beweise, daß die Zivilisation der Nationen nicht immer mit dem Fortschritt ihrer Sprache Hand in Hand gehe.

Er war von einer Bemerkung betroffen, die ich hinsichtlich der slavischen Bevölkerung machte. Ich behauptete, daß, wenn man das barbarische Element beibehielte, dies eine große Macht wäre.

Dies führte uns zu einem Gespräch über den Luxus Roms und den Sieg der Nordländer über die Römer. „Vielleicht,“ sagte der Fürst, „liegt das Geschick der Welt dereinst in der Hand dieses barbarischen Elements.“ Den Papst mag der Fürst gern und findet ihn sehr intelligent; er erzählte mir, daß er die höchste Auszeichnung erhalten, die der Papst einem Keger geben könne.

Der Fürst erzählt eine Geschichte von Friedrich dem Großen.

Bismarcks Großvater diente drei Jahre unter dem großen König und erzählte eine Geschichte von einem Fähnrich, der während der Manöver einen Fehler machte, der den König in solchen Zorn versetzte, daß er den Fähnrich mit dem Stock in der Hand verfolgte, um ihn zu schlagen. Der Fähnrich kniff aus, sprang über einen Graben und ließ den König, der noch immer seinen Krückstock schwang, auf der anderen Seite. Der Kommandeur des Regiments kam darauf zu dem König und sagte: „Majestät, der junge Fähnrich hat zweifellos einen Fehler gemacht, ich habe diesen Augenblick sein Gesuch um Entlassung aus Eurer Majestät Dienst erhalten. Es thut mir das sehr leid, denn er war wirklich ein guter Soldat, aber es bleibt ihm nichts anderes zu thun übrig.“ Der König erwiderte kurz: „Schicken Sie ihn mir her.“ Der Fähnrich kam nicht ohne Besorgnis, daß er vielleicht aufs neue bedroht, geschlagen oder gar ins Gefängnis geschickt werden würde. Als er eintrat, sagte ihm der König: „Hier ist Ihr Kapitänspatent, das ich Ihnen heute morgen überreichen wollte, aber Sie liefen so schnell davon, daß ich Sie nicht einholen konnte.“

Religiöse Ansichten.

Wir sprachen über Religion und Gebet. „Ich erinnere mich,“ sagte der Fürst, „daß ich, als ich vierzehn Jahre alt war, das Gebet für unnütz hielt, da ja Gott doch alles besser weiß als ich. Ich denke heute noch so wie damals. Die Nützlichkeit des Gebets aber liegt in der Unterwerfung unter eine stärkere Macht. Ich bin mir jener stärkeren Macht bewußt, die weder willkürlich noch launenhaft ist, und habe keinerlei Zweifel über ein zukünftiges Leben, denn das gegenwärtige ist zu traurig und unvollkommen, als daß es unserem höchsten Selbst entsprechen könnte. Es ist offenbar nur ein Kampf, der vergeblich sein würde, wenn er hier endete; ich glaube an eine letzte Vervollkommnung.“

Bismarck über Erziehung und Sprache.

Hinsichtlich der Erziehung äußerte der Fürst: „Wie sehr man es auch rühmt, daß die Erziehung eine allgemeinere ist, so ist sie doch nicht so gut

und so gesund wie in meinen jungen Tagen. Meine Söhne hatten mehr Gelegenheit, etwas zu lernen, als ich, aber sie kamen vom Gymnasium sehr unwissend zurück.“ Sein Griechisch hat der Fürst vergessen, aber sein Lateinisch sich erhalten, namentlich den Horaz, welchen er sehr liebt. Er sprach tief empfundene Worte über die Notwendigkeit, zart und freundlich mit Kindern zu verkehren, und fügte hinzu: „Ich bin sehr heißblütig und habe immer dagegen zu kämpfen, daß mich mein Temperament im Hause fortreibt. Das Familienleben ist das Band. Kinder sind unsere besten Richter!“ Die Art und Weise, wie er mit seiner Frau und diese mit ihm verkehrt, ist geradezu entzückend . . .

Wir redeten dann über Sprachen, und er hielt mir einen kleinen Vortrag über die deutschen Dialekte, wobei er mir auseinandersetzte, daß die holländische Form der deutschen Rüste folge, und daß es viel leichter für einen Engländer sei, hier als in Süddeutschland Deutsch zu lernen. Er hat eine hohe Meinung von dem Schotten und bewundert seine Arbeitskraft und seinen Stammesfinn.

Gesellschaft, Bücher und ein Wort über Moltke.

Ich machte heute morgen einen langen Spaziergang im Walde, doch ist das Wetter unerträglich naß und trübe. Wir diniren um sechs. Keine Toilette. Bismarck besitzt keinen Frack und verabscheut Gesellschaft. Er ist ein großer Bewunderer George Elliots, namentlich seines „Adam Bede“. Hinsichtlich Victor Hugos urteilt er mit seinem antifranzösischen Vorurteil: „Er ist zu unmöglich für mich.“ Oft citirt er Shakespeare, noch öfter Horaz. Moltke, erzählte er mir, sei ein sehr, sehr ruhiger Mann. Sehr gut, aber sehr geizig und am Gelde hängend. „Er lebt,“ sagte er, „wie ein Sergeant, das aber ist auch sein einziger Fehler.“

Musik, Vögel und Hunde.

Von Musik und Wagner sprechend sagte der Fürst: „Ja, ich habe Wagner gekannt, aber es war mir unmöglich, mir etwas aus ihm zu machen. Beim ersten und zweiten Frühstück,¹⁾ beim Diner, in jedem Augenblick erhob Wagner Ansprüche auf Bewunderung. Er wollte immer der Erste sein. Dazu war ich aber zu beschäftigt. Auch Musik zu hören habe ich aufgegeben, ich kann die Melodien nachher nicht aus dem Kopfe kriegen, und dann lockt mir die Musik Thränen aus den Augen, und es ermüdet mich sehr, wenn ich mich habe rühren lassen.“

¹⁾ Richard Wagner war nur einmal und zwar zum Diner bei Bismarck.

Der Fürst liebt Singvögel¹⁾ und Hunde. Seine großen Doggen folgen ihm überall und liegen sogar neben ihm, wenn ich ihn male.

Eine Geschichte von Disraeli.

Der Fürst äußerte sich sympathisch über Disraeli und erzählte mir eine artige Geschichte. Auf der Berliner Konferenz war Französisch die diplomatische Sprache. Disraeli weigerte sich, anders als englisch zu sprechen. Fürst Gortschakoff, welcher das Englische vollkommen beherrschte, machte dagegen Einwendungen. „Ich,“ sagte Bismarck, „wollte als Leiter der Versammlung Disraeli nicht allein lassen und bediente mich bei meiner Erwiderung der englischen Sprache. Fürst Gortschakoff antwortete im reinsten Englisch, und wir gewannen.“

1) Nicht weniger war Bismarck auch anderem Gefieder sehr zugethan. Einen eigenen Hühnerhof hat der Fürst nicht gehalten. Das machten sich die Hühner des Posthauses, das an das Besitztum des Fürsten grenzt, zu Nutzen und drangen sehr häufig über den Gartenzaun in das Fürstliche Gebiet ein. Statt sie, die das fremde Eigentum durchaus nicht respektirten, zu verjagen, fütterte der Fürst sie eigenhändig oder ließ sie füttern. Als einst Postmeisters Hühner dem Beilchenbeet der Frau Fürstin übel mitgespielt hatten und sich die Fürstin darüber beklagte, da stellte Bismarck einen Knaben als Wache an dem Beet auf, aber den Missethättern selbst ließ er das Gastrecht in seinem Hof und Garten. Er kannte jedes einzelne Tier aus dem Geflügelvolf genau und fand sofort ein fremdes Huhn heraus, das sich zu dieser Schar verirrt hatte. Der große stolze Hahn war des Fürsten besonderer Liebling; einen Fehler an dem Prachtthier sah das Auge des Fürsten ebenfalls wieder zuerst; eines Tages ließ er der Frau Postmeisterin sagen, der Hahn sei ja auf einem Auge blind. Niemand von den Angehörigen und dem Gesinde des Postmeisters hatte das bemerkt, aber es hatte doch seine Richtigkeit. Am letzten Lebenstage des Fürsten, so erzählten die „M. N.“, als er aus dem wohlthätigen und schmerzstillenden Schlummer, in den er seit 1 Uhr nachmittags versunken war, gegen 4 Uhr für wenige Minuten erwachte und sein Kammerdiener Pinnow sich über ihn beugte und ihn, um dem Kranken vielleicht einige zerstreute Worte zu sagen, auf das Gegaßer der Hühner in der Nähe des Schlafzimmers aufmerksam machte, antwortete der Fürst mit der besorgten Frage: „Die Hühner sind doch jeden Tag gefüttert worden?“

Der Fürst sowohl als auch die Fürstin waren für die Winterfütterung der Vögel sehr besorgt. An den Bäumen in der Nähe des Friedrichsruher Herrenhauses konnte man im Winter stets die Gerippe von Gänse- und anderen Braten hängen sehen, die für die überwinterten Vögel bestimmt waren. Welche Arten der letzteren anwesend waren, bildete oft den Gesprächsstoff. Aber auch die Pferde hatten es gut. In Barzin befindet sich eine Fohlenkoppel. Eines Tages sagte der Fürst: „Wenn ich nach Barzin komme, besuche ich gleich am nächsten Morgen die Fohlen. Wenn dann die Tiere zu mir herangesprungen kommen und ihre Köpfe mir auf die Brust oder den Arm legen, dann bekommt der Wärter ein Zwanzigmarkstück, weil ich daraus ersehe, daß die Tiere gut behandelt werden.“ Bei anderer Gelegenheit sagte er, daß er auf der Fohlenkoppel Hindernisse aller Art habe anbringen lassen. „Die Fohlen sollen den Kampf mit dem Leben so früh als möglich lernen; lernen sie ihn spielend, dann um so besser für sie.“

Sein Vater und seine Mutter.

Bismarck machte heute einen langen Spaziergang mit mir im Walde, um einige seiner Pächter aufzusuchen. Sein Verkehr mit ihnen ist außerordentlich höflich. Während wir neben einander hergingen, erzählte er mir, daß er eine sehr unglückliche Kindheit verlebt habe. Seine Mutter war streng, ehrgeizig und hart. „Sie verdarb meinen Charakter.“ Von seinem Vater sprach er mit Enthusiasmus, als von einem großen und guten Manne.

Absolute Wahrhaftigkeit und ein gewaltiger Patriotismus sind, so möchte ich sagen, die hervorspringendsten Charakterzüge des Fürsten.

Aus Bismarcks Leben.

Nach Mittheilungen von Lothar Bucher u. A.

Das Kienochin-Feld.

Abg. 1851. 1. Aufl. 1851. 1. Aufl. 1851.

Aus Bismarcks Leben.

Nach Mitteilungen von Lothar Bucher¹⁾ u. A.

I.

Ueber die erste Periode seiner Schulzeit sprach Bismarck selten und nie ohne eine gewisse Bitterkeit. Er verbrachte sie in der Plamannschen Erziehungsanstalt in Berlin. Die Wahl derselben war keine glückliche. Es ging dort, wie der Kanzler öfters sagte, „zucht hausmäßig“ zu. Die Aufsicht war ebenso streng als die Kost ungenügend. Als der sechsjährige Knabe dorthin kam, empfand er den Gegensatz zwischen dem freien, ungebundenen Leben auf dem väterlichen Rittergut Kniephof in Pommern und „der Häuser bedrückender Enge“ in Berlin auf das schmerzlichste. Er sehnte sich nach den Seinen, nach seinem Freund, dem alten Kuhhirten Brand, dessen Namen ihm, wie er sagte, auch in späteren Jahren noch immer eine Empfindung „wie Heidekraut und Wiesenblumen“ erweckte.

Sechs Jahre dauerte diese Leidenszeit, bis 1827 seine Eltern nach Berlin zogen. Als sie es nach vier Jahren wieder verließen, gaben sie ihren Sohn Otto zum Dr. Bonnell am Friedrich Wilhelms-Gymnasium, später am Gymnasium „Zum grauen Kloster“, in Pension. Dieser, später Direktor der letztgenannten Lehranstalt, kam dem sich verlassen fühlenden Knaben mit warmem Gemüt entgegen, und letzterer schloß sich innig an ihn und seine Familie an. „Dem alten, guten Bonnell habe ich viel zu danken,“ äußerte er einmal zu Lothar Bucher, „bei ihm bin ich in Berlin zuerst richtig warm geworden.“

1832, siebzehn Jahre alt, kam Bismarck nach Göttingen auf die Universität. „Ich wäre eigentlich lieber Soldat geworden,“ sagte er zu Bucher. „Unsere Familie ist einmal eine Soldatenfamilie, und es paßte mir damals

¹⁾ Die obenstehenden Mitteilungen kommen aus der Verlagshandlung von M. v. Hartung in Konstanz. Der Verdacht, daß mit Lothar Buchers Namen Mißbrauch getrieben wurde, muß zurückgewiesen werden. Die betreffenden Notizen stammen allerdings nicht aus dem Nachlaß Buchers, sie wurden vielmehr von demselben in seinen letzten Lebensjahren einem Herrn, der Gelegenheit hatte, Bucher einen schwerwiegenden Dienst zu erweisen, mitgeteilt. Die Aufzeichnung erfolgte vor dem Erscheinen von Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“.

gar nicht, daß ich so der einzige Zivillist darin sein sollte. Aber meine Mutter wollte durchaus einen Diplomaten aus mir machen. Na, so ziemlich ist es ihr ja auch gelungen!“

In der ersten Zeit war er im Hörsaal selten zu sehen, desto mehr im Pausaal und bei den Kneipen, besonders nachdem er in das Corps „Hannovera“ getreten war. Es mag letzteres einigermaßen überraschen, denn in dem damaligen Bismarck steckte, wie er selbst sagte, ein demokratischer Zug, der bei den Burschenschaften, die damals in einem viel stärkeren Gegensatz zu den aristokratischen Corps standen als heutzutage, viel eher seine Befriedigung gefunden hätte. „Ohne daß irgend eine Absichtlichkeit,“ drückte Bismarck sich später aus, „im Unterrichtsplan dahin zugespitzt war; aber in uns jungen Leuten wirkte der ganze Strom, den wir aufnahmen, dahin, daß wir für Harmodius und Aristogiton eine gewisse Sympathie übrig behielten und es schwer verständlich fanden, warum so viele Leute Einem gehorchten, wo er ihren Wünschen und ihrer Geschmacksrichtung als Herrscher nicht entsprach.“ Aber die damals in Göttingen studirenden Burschenschaftler gefielen ihm persönlich nicht. „Es waren zu viele darunter,“ sagte er, „die nur mit der Zunge fechten mochten und vor dem Papier eine heidenmäßige Angst hatten.“ Auch hätte seine Mutter, deren Einfluß in allen wichtigen Familienfragen der maßgebende war, sich entsetzt bei dem Gedanken, daß er den „teutonischen Krakeelern“, wie sie die Burschenschaftler zu bezeichnen pflegte, beitreten könne. Ohnedem schon erfüllten manche etwas kraftgenial klingende Aeußerungen des jungen Studenten seine Mutter, die feingebildete Tochter des königlichen Rabinetsrats Mendken, mit mißbilligendem Schauder und trugen wohl auch die Schuld daran, daß ihm der gewünschte Besuch der durchaus von liberalem Geist erfüllten Heidelberger Universität nicht gestattet wurde.

Ich verzichte auf die Wiederholung der allgemein bekannten Anekdoten aus Bismarcks Studentezeit und begnüge mich, zu erwähnen, daß Bismarck selbst die Erzählung, er habe sogleich nach seinem Eintreffen in Göttingen einen Engländer, der Deutschland wegen seiner politischen Zerissenheit verhöhnte, zum Duell gefordert und trotz mangelnder Fechtübung den Sieg davongetragen, als aus der Luft gegriffen bezeichnete. Thatsache ist allerdings, daß er verhältnismäßig viele Mensuren hatte, wie dies auch bei seiner ausgesprochenen Selbstständigkeit im Denken, Reden und Handeln, die sich schon damals scharf markirte, kaum anders möglich war.

Diese Selbstständigkeit ließ ihn auch in seiner Beamtenlaufbahn zunächst scheitern. Er vermochte sich mit dem Bureaokratismus nicht zu vertragen. Er gab seiner Ansicht Ausdruck, unbekümmert um die unausbleiblichen Folgen — nebenbei bemerkt dasjenige, was er später von seinen Untergebenen am wenigsten vertragen konnte. Im Anfang ging ihm dies hin, so die Scene mit dem Berliner Stadtgerichtsrat, bei dem er, damals Auskultator am Berliner

Stadtgericht, als Protokollführer thätig war. Der Delinquent trat so unverschämt auf, daß Bismarck ihm zurief: „Wenn Sie sich nicht anständig benehmen können, werfe ich Sie hinaus!“

„Pf! Herr v. Bismarck,“ sagte der Stadtgerichtsrat, „das Hinauswerfen ist meine Sache!“

Bismarck schwieg. Der Delinquent wurde nun natürlich noch unverschämter, bis Bismarck zum zweitenmal aufsprang und rief: „Wenn Sie sich aber jetzt nicht sofort menagiren, lasse ich Sie durch den Herrn Stadtgerichtsrat hinauswerfen!“

Verhängnisvoll wurden ihm seine Konflikte mit dem Ministerialdirektor v. Meding, den er nicht nur selbst als „einen der widerwärtigsten Menschen auf Gottes Erdboden“ schilderte, sondern den auch andere Beurteiler übereinstimmend in gleicher Weise charakterisiren, in voller Zustimmung zu Bismarcks Schilderung: „Rücksichtslos, herrisch nach unten, aalglatt nach oben. Ihm fehlte nicht der Kopf, aber ihm fehlte das Herz.“ Meding, nicht dem Minister v. Kochow persönlich, wie oft irrtümlich behauptet wird, entstammt das geflügelte Wort vom „beschränkten Unterthanenverstand“. Meding haßte und chicanirte Bismarck ganz besonders. Wenn Bismarck bei ihm erschien, traf er den hohen Vorgesetzten öfters im Schlafrock an einem Fenster stehend und auf demselben trommelnd. Das hörte erst auf, als Bismarck eines Tages rasch entschlossen an das andere Fenster trat und auf diesem den Dessauer Marsch mit aller Fingerkraft zu trommeln begann. Als bald darauf Bismarck wieder einmal kam, um einen Urlaub nachzusuchen, ließ ihn der, wie Bismarck wußte, gänzlich unbeschäftigte Meding im Vorzimmer warten, bis nach einer halben Stunde Bismarck dem Diener befahl: „Sagen Sie dem Herrn Oberpräsidenten, ich wäre fortgegangen, aber ich käme auch nicht wieder!“ Er reichte seinen Abschied ein und erhielt ihn.

Bismarck schilderte Bucher gegenüber das bureaukratische Treiben der damaligen Zeit in ebenso scharfer, als zweifellos treffender Weise. „In einer anderen Umgebung aufgewachsen,“ sagte er, „können Sie keine Ahnung davon haben, wie groß damals die Kleinlichkeit, wie klein die Größe war. Die Mehrzahl der Herren glaubte, der Staat gehe unter, wenn einmal nicht ein Federhalter an der richtigen Stelle lag. Man hätte die Kerls hassen können, wenn man nicht andererseits ihrem Pflichter und ihrer Treue gegen Seine Majestät Anerkennung hätte zollen müssen. Schufte — na, die giebt es ja überall, auch bei uns, das haben wir 1848 gesehen“ — Bucher machte eine unwillkürliche Bewegung, der Fürst bemerkte es und fuhr rasch fort — „ich meine natürlich nicht die Leute auf den Barrikaden, die meinten es ehrlich, wenn sie auch auf dem falschen Wege waren, ich meine die Beamten, die damals die altpreußische Beamtenehre befudelten, und die ich hätte aufhängen lassen, wenn ich die Macht dazu gehabt hätte. Na, Gott sei Dank, es waren

ihrer nur wenige! — Einen hätte ich besonders gern hängen gesehen!“ fügte er nach einer Weile sinnend hinzu.

Wen er damit meinte, weiß ich nicht bestimmt, glaube indessen, daß sich diese Worte auf den Minister v. Bodelschwingh bezogen, dem der Kanzler nicht vergessen konnte, daß er 1848 den General v. Prittwitz veranlaßt hatte, den Schloßplatz zu räumen. Diese Thatsache wurde, nachdem sie am 22. Februar 1879 bei einer parlamentarischen Soiree besprochen worden war und ein Zeitungsbericht hierüber einem Sohne des Ministers v. Bodelschwingh Anlaß zu einem Dementi gegeben hatte, welches die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ auf Veranlassung des Kanzlers als „vollständig unwahr“ zurückwies, von Bismarck noch öfters in sehr scharfer Weise charakterisirt.

Die Zeit nach seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienst benützte Bismarck dazu, die väterlichen Güter Kniephof und Zarchelin in Pommern, die unter der Bewirtschaftung seines Vaters ziemlich heruntergekommen waren, wieder in die Höhe zu bringen. Im Jahre 1842 rettete er bei einer Landwehrübung mit Lebensgefahr seinen Reitknecht vom Ertrinken und erhielt dafür die Rettungsmedaille, seinen ersten Orden. Die Abende waren anfänglich nicht selten tollern Bechgelagen mit Gutsnachbarn gewidmet, deren er indessen bald überdrüssig wurde. An ihre Stelle traten ernste Studien der Geschichte, insbesondere derjenigen Englands. Aber er wurde kein Anglomane. „Englands Geschichte und Einrichtungen haben,“ so äußerte er sich später, und so dachte er jedenfalls damals schon, „zwar von jeher höchst interessanten Stoff zum Forschen und Denken abgegeben, aber die Erhebung Deutschlands mußte entsprechend dem eigentümlichen Charakter der gesellschaftlichen Zustände und politischen Institutionen Deutschlands gestaltet werden.“ Nichts verdroß ihn mehr, als wenn er, was in seiner politischen Laufbahn häufig der Fall war, auf Leute stieß, die in gedankenloser Weise englische Einrichtungen auf Deutschland übertragen wollten.

Bald nach dem Tode seines Vaters, am 22. November 1845, siedelte Bismarck nach Schönhausen über, wurde dort Deichhauptmann und vermählte sich mit Johanna v. Puttkamer, Tochter eines pommerschen Gutsnachbarn in Reinfeld. Seiner innig geliebten Schwester Malwine, die mit einem Herrn v. Arnim-Gröchlendorf verheiratet war, schrieb er kurz nach seiner Verlobung: „Es ist doch sehr angenehm, verlobt zu sein. Ich sehe seitdem mit ganz anderen Augen in die Welt, langweile mich nicht mehr und habe wieder Lust und Mut, zu leben.“ Seine Ehe war eine der denkbar glücklichsten, wie er selbst, oft mit überströmendem Dankgefühl, gern kundgab. Mit seiner Gattin und durch sie gewann er den ernstesten, festen Gottesglauben zurück, der ihn nun nie wieder verließ und den er stets ohne Scheu kundgab, wenn die Aufforderung hierzu an ihn herantrat.

II.

Anfang 1847 fand die Berufung des Vereinigten Landtags der Monarchie statt. Als Stellvertreter des erkrankten Abgeordneten für Jerichow, des Herrn v. Brauchitsch, wurde Bismarck zu demselben entsandt. Hier trat er mit seiner Jungfernrede vom 17. Mai 1847 dem herrschenden Liberalismus auf das schärfste entgegen. Er verblüffte — am meisten durch den scharfen Gegensatz zu den damals allgemein als gültig anerkannten Prinzipien. „Der selbe Gegensatz,“ äußerte Bismarck später einmal zu Bucher, „steckte in manchen anderen auch noch, aber sie getrauten sich nicht heraus damit. Und ich konnte nicht anders! Wenn man dieses Phrasengebuddel mit anhören mußte, und immer wieder Phrasen und nichts weiter wie Phrasen, dann konnte einen ja ein heiliger Zorn überkommen über diese Zungendrescher, die die kostbarste Zeit vergeudeten. Freilich, bei manchem ist es heutzutage auch nicht besser. Vincke aber und Schwerin, Beckerath und überhaupt der größte Teil von denen, die damals die Opposition machten, die saßen heute ganz wo anders, das ist ganz sicher! Mich nannten sie damals einen Erzreaktionär und hatten vielleicht nicht so unrecht damit! Aber wodurch bin ich's denn geworden? Schließlich nur aus Opposition gegen die Opposition! Das heißt, Monarchist war ich immer durch und durch, das steckt mir schon im Blute. Sonst — na, Sie wissen ja, wie nahe es mir oft gelegen hat, den ganzen Krempel einmal liegen und alle meine Feinde bei Hofe und sonstwo wirtschaften zu lassen nach ihrem Belieben! Da hätte der eine den anderen aufgefressen! Aber wir wären dabei auf eine Bahn gekommen, von der das Umkehren nicht leicht gewesen wäre!“

Ein andermal sagte er zu Bucher: „Diese Krakeeler von heute sind doch noch genau dieselben wie die von damals: sie wissen nicht, was sie wollen, und sie wollen nicht, was sie wissen! Jetzt freilich fehlt ihnen eine Waffe, die sie, als ich anfing, mich bemerkbar zu machen, mit Vorliebe gegen mich anwandten: sie versuchten immer wieder, mich so von oben herab abzuthun, wie eine Dogge einen Teckel. Aber der Teckel hatte scharfe Zähne, das haben sie gemerkt! Jetzt geht das freilich nicht mehr, oder höchstens, wenn sie so ganz unter sich sind. Ich bin ihnen zu populär geworden. Und dabei wird mir manchmal bange, und ich denke, wenn man mich so recht lobhudelt: Habe ich auch nicht eine große Dummheit gemacht?“

Ein ferneres, sehr charakteristisches Wort von ihm zu Bucher lautet: „Ich war damals genau so deutsch denkend und genau so liberal wie die anderen auch, aber ich war auch preußisch dabei, und das waren die anderen im preußischen Landtag nicht. Darum fehlte ihnen die Grundlage zur Arbeit. Darum konnte es vorkommen, daß sie aus lauter Nationalismusedel vom Großdeutschum zur Schwärmerei für das Großpolentum kamen. Es ist kaum

glaublich, aber es ist so, Sie wissen es ja aus der Geschichte. Und liberal war ich auch, aber das Verschwommene, das“ — hier suchte er augenscheinlich nach einem recht charakteristischen Ausdruck — „das Herumgondeln ohne Kompaß, das gegenseitige Bedufeln mit Schönrednerei, das konnte ich nicht ausstehen. Glauben Sie, daß mir die Stahl und Genossen sympathisch gewesen wären? Ganz gewiß nicht! Aber die hatten doch wenigstens ein greifbares Ziel und dann — ein Stück konnte ich schon mit ihnen zusammengehen: ich wußte ja doch ganz genau, wo unsere Wege sich trennten . . . Was damals am meisten böses Blut gegen mich gemacht hat, das weiß ich ganz genau, das war, daß ich nicht auf ihre Nationalitätswünsche einging, daß ich grausam genug war, ihnen immer wieder den Schleier von den Augen zu reißen, ihnen zu zeigen, daß sie Seifenblasen nachjagten . . . ich wollte ja dasselbe wie sie, aber auf ihrem Wege ging es absolut nicht, da wären wir in eine Konfusion sondergleichen gekommen . . . Sie fingen das Gebäude beim Dach an, und das waren noch die Klügsten unter ihnen, die wenigstens Stützen unter das Dach stellen wollten, bis sie die Mauern aufgebaut hätten . . . Es waren übrigens recht tüchtige Männer dabei, aber sie wurden mit fortgerissen von den anderen, vom Schwall der Phrase, gerade so, wie es heute noch manchmal in Frankreich geht . . .“

Die Stelle, an welcher seine Wege von denen der Mehrzahl seiner Genossen sich trennten, kam bald. Sie markirt sich durch die am 3. April 1849 erfolgte Ablehnung der Kaiserwürde seitens Friedrich Wilhelm IV. und das Unionprojekt. Bezüglich der Kaiserwürde geriet er zuerst in lebhaften Gegensatz zum Prinzen Wilhelm, späteren König und Kaiser Wilhelm I. Dieser war dafür, daß sein Bruder sie annehmen solle. „Das bißchen Einfluß, das ich damals hatte,“ sagte Bismarck später zu Bucher, „habe ich dazu verwandt, gegen das Projekt Stimmung zu machen. Der Hochselige“ — Friedrich Wilhelm IV. — „war nahe daran, anzunehmen. Ich mußte die Rücksicht auf Oesterreich in das Feld führen, die für mich durchaus nicht bestimmend war. Ich wollte die Sache deshalb nicht, weil so eine Krone nur fest sitzt, wenn man selbst sie sich auf den Kopf gesetzt hat. In welche Stellung wäre dann der Kaiser von Deutschland gekommen, wenn bei dem ersten besten Konflikt mit dem Parlament irgend ein Vertreter von Krähwinkel und Umgegend ihm gesagt hätte: ‚Du, wir haben dir die Krone gegeben, nun sei auch hübsch dankbar und artig!‘ Nein, nein, lieber Bucher, Sie müssen jetzt doch einsehen, daß das nicht ging!“ (Bucher hatte kurz vorher eine Bemerkung gemacht, nach welcher er hiervon nicht so ganz überzeugt schien.) „Hätte man aber auch das noch ertragen wollen,“ fuhr Bismarck nach einer Pause fort, „so wäre es schon deshalb nicht gegangen, weil uns über dem neuen Deutschland — Moorboden, Bucher, Moorboden! — Preußen ganz aus den Fingern gerutscht wäre!“

Gegen die Nationalitätsschwärmerei ohne praktische Grundlage einerseits

und gegen die Unionsprojekte der durch Radowiz geleiteten Regierung andererseits ankämpfend, war Bismarck damals fast völlig isolirt, auch in dem am 20. März 1850 zusammengetretenen Erfurter Parlament; und er konnte erst wieder freier aufatmen, als er durch den neuen Ministerpräsidenten Otto v. Manteuffel nach Frankfurt a. M. gesandt wurde, zunächst als „politischer Adjutant“ des Generals v. Kochow. Diese Stellung war wenig nach seinem Geschmack; Kochow besorgte alles Geschäftliche selbst, und Bismarcks Thätigkeitsdrang fand keine Befriedigung. Er benützte die unfreiwillige Muße dazu, köstliche Briefe, in denen er sich über den Frankfurter Pöpel lustig machte, an seine Frau, seine Schwester, an Manteuffel und an Gerlach zu schreiben.

Am 15. Juli 1851 erfolgte seine Ernennung an Kochows Stelle. Auch in Frankfurt rief er den Eindruck der Verblüffung hervor. Während die zumstimmige Diplomatie der alten Zeit im gegenseitigen Anlügen und Täuschen gewundene Wege ging, „log Bismarck, indem er die Wahrheit sagte“, denn man hielt diese selbstverständlich für Lüge. „Diesen Leuten,“ sagte Bismarck später einmal zu Bucher, „deren Magen kaum noch Biscuit vertragen konnte, wollte mein ehrliches pommersches Schwarzbrot gar nicht schmecken,“ und er schrieb über sie: „Es sind lauter Vappalien, mit denen die Leute sich quälen, und diese Diplomaten sind mir schon jetzt mit ihrer wichtigthuenden Kleinigkeitskrämerei viel lächerlicher als der Abgeordnete der zweiten Kammer im Gefühl seiner Würde . . . Die von den kleinen Staaten sind meist karikirte Pöpel-diplomaten, die sofort die Berichtphysiognomie aufstecken, wenn ich sie nur um Feuer zur Zigarre bitte.“

Köstlich ist in Bismarcks Briefen die Schilderung des Entsetzens über die „unerhörte Anmaßung“, welche Preußen oder richtiger Bismarck dadurch bewies, daß er sich bei einer Bundesratsitzung auch eine Zigarre anbrannte, während es bis dahin das — freilich leider nicht durch Bundesratsbeschluß festgestellte — Vorrecht des österreichischen Bundesratspräsidenten gewesen war zu rauchen. Die Vertreter der Mittelstaaten telegraphirten sofort nach Hause, was zu thun sei, und erhielten die Weisung, unter solchen Umständen ebenfalls zu rauchen, um das Ansehen der von ihnen vertretenen Staaten gebührend zu wahren. Einer von ihnen, der Nichtraucher war, geriet hiedurch in schwere Verlegenheit, nahm aber, um die Würde seines Staates zu retten, wenigstens eine nicht brennende Zigarre in den Mund.

Mit dem Bundesratspräsidenten, dem Grafen Thun, kam Bismarck bald in ein leidliches Verhältnis, nachdem er, als dieser ihn, um ihn von vornherein zu demütigen, in Hemdärmeln empfing, mit raschem: „Excellenz haben recht, es ist furchtbar heiß,“ den Rock gleichfalls ausgezogen und sich neben jenen gesetzt hatte. Schwerer war mit Thuns Nachfolger, Herrn v. Prokesch, auszukommen. „Dieser Mensch log selbst dann,“ sagte er über ihn zu Bucher, „wenn es in seinem, ich meine in Oesterreichs Interesse gelegen hätte, die

Wahrheit zu sagen, so sehr war ihm das Lügen zur zweiten Natur geworden. Seine einzige gute Eigenschaft war seine Dickhäutigkeit; wenn ich mich so recht über ihn geärgert hatte, habe ich ihm manchmal Dinge gesagt, die sich kein Berliner Eckensteher hätte gefallen lassen; er steckte aber alles ruhig ein.“

Protesch folgte Graf Rechberg, der von 1855—1859, in welchem Jahre er zum Minister des Aeußern ernannt wurde, Bundestagspräsident war. Mit ihm stand sich Bismarck ganz bedeutend besser. „Rechberg war, abgesehen von wenigen Velleitäten, die ihm von seiner Erziehung anhafteten, ein Mann, mit dem sich leben ließ,“ sagte Bismarck zu Bucher. „Vor allen Dingen war er persönlich wahrheitsliebend. Er hat es mir auch nicht übel genommen, daß ich 1853 Oesterreichs Pläne, nach welchen wir wieder einmal für die Habsburger die Kastanien aus dem Feuer holen sollten, durchkreuzte. Er war ehrlich genug, zuzugestehen, daß ich damals durchaus im Interesse Preußens und Deutschlands überhaupt — natürlich von Oesterreich abgesehen — gehandelt hatte.“

Dieses Auftreten Bismarcks war seine erste größere That auf politischem Gebiet. Mit der ihm schon damals eigenen, zwingenden Logik mußte er selbst die zu Oesterreich neigenden Vertreter der deutschen Mittelstaaten davon zu überzeugen, daß, wenn Deutschland dem Wunsche Oesterreichs gemäß mobil mache, um sich an der Lösung der orientalischen Frage zu beteiligen, die unmittelbare Folge sein werde, daß Rußland es von Osten und Napoleon von Westen angreife. Er setzte es durch, daß nur eine Kriegsbereitschaft gegen französische Uebergriffe stattfand, unter mindestens ebenso großen Schwierigkeiten wie kurz zuvor die Wiederaufrichtung des Zollvereins.

Während damals die sämtlichen Politiker Deutschlands über die Frage debattirten, ob es für Deutschland vorteilhafter sei, sich den Westmächten anzuschließen — der Hauptvertreter dieser Meinung war Prinz Wilhelm von Preußen — oder den Russen — dies war die Politik Friedrich Wilhelms IV. und der Kreuzzeitungspartei —, pflanzte Bismarck damals schon das Banner einer neuen, preußisch-deutschen Politik auf und begründete die Notwendigkeit derselben durch einen Bericht vom 26. April 1856 an Manteuffel, dessen Wiedergabe an dieser Stelle seinem hauptsächlichsten Inhalt nach, obwohl er den Politikern von Fach bekannt ist, hauptsächlich deshalb wünschenswert erscheint, weil er wie kein zweites Dokument beweist, wie weit und wie richtig Bismarck in die Zukunft zu schauen verstand.

In diesem Bericht legt Bismarck zunächst dar, daß von der Zukunft mit Sicherheit ein Bündnis zwischen Rußland und Frankreich zu erwarten sei, den beiden seit dem Erlöschen des Gedankens der heiligen Allianz durch nichts mehr grundsätzlich getrennten, dagegen durch vieles auf einander angewiesenen Nationen. Deutschland habe also um so mehr Anlaß, auf die Lösung der deutschen Frage bedacht zu sein. Je eher diese geschehe, desto eher könnten die beiden

deutschen Großmächte ehrlich gegen Ost und West zusammenstehen. „Nach der Wiener Politik,“ heißt es in dem Bericht, „ist einmal Deutschland zu eng für uns beide . . . der deutsche Dualismus hat seit 600 Jahren gelegentlich, seit Karl V. in jedem Jahrhundert regelmäßig durch einen gründlichen inneren Krieg seine inneren Beziehungen geordnet, und auch in diesem Jahrhundert wird kein anderes als dieses Mittel die Uhr der Entwicklung auf die richtige Stunde stellen können . . .“

Man hat später Bismarck oft vorgeworfen, daß er politisch „von der Hand in den Mund gelebt“, immer nur das Zunächstliegende erstrebt und ergriffen habe. Gewiß ergriff er das Zunächstliegende, wie es jeder praktische Politiker thut und thun muß, aber nur dann, wenn es zu seinem weitgesteckten Ziel führte, das er nie aus dem Auge verlor. Dieses Ziel und den zu ihm führenden Weg, wenn auch nicht in allen Einzelheiten, denn das ist unmöglich, aber doch im wesentlichen Ganzen stets richtig erkannt und konsequent verfolgt zu haben, das ist das Hauptverdienst in Bismarcks Leitung der äußeren Politik. „Ich nehme es den Leuten gar nicht einmal übel,“ sagte er, vielleicht mit Bezug auf die Aeußerung Albert Trägers, daß ihm die Einheit Deutschlands als reife Frucht in den Schoß gefallen sei, zu Lothar Bucher, „wenn sie, da beim Rückwärtschauen alles so schön geordnet vor ihnen liegt, jetzt meinen, es sei so gekommen, weil es so habe kommen müssen. Wenn ein Schiff glatt und schön in den Hafen kommt, dann wissen nur die zu erzählen, was es für Stürme durchgemacht hat, die darauf gewesen sind. Die, welche mitgeblasen haben, um den Sturm anzufachen, die könnten freilich auch etwas davon wissen. Aber so etwas vergißt sich rasch!“

III.

Lange dauerte es, ehe Prinz Wilhelm von Preußen sich mit Bismarck befreunden konnte. Die Differenzen zwischen beiden beruhten nicht auf Mangel an persönlicher Sympathie, sondern auf sachlicher Meinungsverschiedenheit. Prinz Wilhelm war damals englischem Einfluß sehr zugänglich, später russischem; Bismarck widerstrebte beiden. Auch als Prinz Wilhelm am 7. Oktober 1858 zum Regenten eingesetzt wurde, näherte er sich wohl Roon und Moltke, deren hohen Wert sein überwiegend auf das Militärische gerichteter Geist rasch erkannte, nicht aber Bismarck, sondern schickte denselben als Gesandten nach Petersburg. Die Idee indessen, Bismarck mit dem Posten eines leitenden Ministers zu betrauen, tauchte schon im Jahre 1860 auf. Bismarck schrieb damals an seinen älteren Bruder Bernhard: „Wollte ich bereitwillig in die Galeere hineingehen, so müßte ich ein ehrgeiziger Narr sein; jeder große Gesandtschaftsposten, auch der Petersburger, der abgesehen vom Klima der angenehmste von allen ist, ist ein Paradies im Vergleich mit der Schinderei eines heutigen Ministergeschäfts, besonders des auswärtigen. Wenn mir aber die

Pistole auf die Brust gesetzt wird mit ja und nein, so habe ich das Gefühl, eine Feigheit zu begehen, wenn ich in der heutigen, wirklich schwierigen und verantwortungsvollen Situation ‚nein‘ sagte . . . Kurz, ich thue ehrlich, was ich kann, um unbehelligt nach Petersburg zu gelangen und von dort der Entwicklung in Ergebenheit zuzusehen; wird mir aber der ministerielle Gaul dennoch vorgeführt, so kann mich die Sorge über den Zustand meiner Beine nicht abhalten aufzustehen.“

Im Mai 1862 wurde Bismarck von Petersburg, wo er sich sehr wohl gefühlt und bei Hofe warme Anerkennung gefunden hatte, nach Paris versetzt. Ganz eigenartig gestaltete sich sein Verhältnis zu Napoleon. Vor diesem krochen die Vertreter der Großmächte fast im Staube — Bismarck hielt den Nacken aufrecht. Als Napoleon ihm ein enges Einvernehmen mit Preußen, Annexion Hannovers und Schleswig-Holsteins durch dieses und als Kompensation „Ab-rundung“ Frankreichs auf Kosten Belgiens und Luxemburgs vorschlug, antwortete ihm Bismarck, er freue sich, daß gerade er diese Eröffnungen Seiner Majestät erhalten habe, denn er sei vielleicht der einzige Diplomat, der es persönlich auf sich zu nehmen wage, sie seinem Herrscher lieber zu verschweigen!

Zu Lothar Bucher äußerte sich Bismarck wiederholt sehr anerkennend über Napoleons persönliche Liebenswürdigkeit ihm gegenüber. „Einmal wurde er ganz orientalistisch; er legte mir sehr nahe, daß er mir eine Maitresse aussuchen wolle, und schien mir nicht zu glauben, als ich ihm sagte, daß ich nach einer solchen weder Bedürfnis noch Verlangen hätte . . . Vom deutschen Familienleben konnte er sich gar keine rechte Vorstellung machen. Bei der Kaiserin konnte er freilich keine rechte Idee von Familie bekommen . . . Sie konnte äußerst liebenswert sein, wenn sie indessen mir gegenüber von dieser Fähigkeit Gebrauch machte, hatte ich immer das Gefühl, als müsse ich doppelt auf dem ‚qui-vive‘ sein.“

Unterdessen nahmen die Dinge in Deutschland eine Entwicklung an, welche eine Katastrophe nahezu unvermeidlich erscheinen ließ. König Wilhelm trug sich Ende 1862 mit Rücktrittsgedanken. Sein Lieblingswerk, die Armereform, deren Vollbringen sein höchstes Verdienst vor dem Forum der Geschichte sein wird, weil er mit ihr die Grundlage für Preußens und damit für Deutschlands spätere Größe schuf, stand auf dem Punkte, am Widerstand der Volksvertretung zu scheitern. Des Königs Absichten wurden teils nicht erkannt, teils absichtlich mißverstanden. Das Schlagwort vom „Militarismus“ beherrschte die Situation im Landtage. Bei Uebernahme der Regentschaft hatte er als Ziel aufgestellt, daß Preußen moralische Eroberungen in Deutschland machen müsse, aber dabei nie den Gedanken beiseite gesetzt, daß ein starkes Heer dem Lande vor allem anderen noththue, in Verfolg dessen, was er 1849 an General v. Raskner geschrieben hatte: „Wer Deutschland regieren will, muß es sich

erobern; à la Gagern geht es nun einmal nicht.“ Einen andern Weg als diesen fand er nicht, konnte ihn deshalb nicht finden, weil es keinen gab. Und auf diesem Wege ragte ihm eine anscheinend unübersteigliche Barrikade auf!

Bismarck schilderte zu Bucher die Situation folgendermaßen: „Der König wußte damals keinen Ausweg mehr. Vor dem Konflikt sträubte sich sein Gewissen. Edelmütig, wie er durch und durch war, wollte er lieber sich selbst zum Opfer bringen. Als ich nach Babelsberg zu ihm kam, lag die Abdankungsurkunde auf dem Tisch. Er war müde. Ich hatte die größte Mühe, ihn zu überzeugen, daß seine Abdankung die Situation eher verschlimmern als verbessern würde. So wäre es auch gekommen. Der Karren war gründlich verfahren; nicht durch ihn, aber durch die Minister in den letzten Jahren vorher. Alles stürmte auf ihn ein, am meisten die politische Quacksalberei, die mit Kamillenthee heilen wollte, wo nur eine Operation noch helfen konnte.“

Bismarck war damals auf einem Ausfluge in den Pyrenäen, die er sehr schätzen gelernt hatte. Von dort eilte er, durch Koon telegraphisch herbeigerufen, nach Berlin. „Ich mag mich nicht drücken,“ hatte er Koon geantwortet, „denn ich mag mir keiner Feigheit bewußt sein.“ Aber gleichzeitig schrieb er seiner Gattin: „Gewißheit ist jetzt nötig, oder ich nehme Knall und Fall meinen Abschied.“

Die Unterredung zwischen König Wilhelm und Bismarck am 20. September 1862 wurde zum Markstein für Preußens, für Deutschlands Geschichte, für die Geschichte der Welt. „Bis dahin,“ sagte Bismarck zu Lothar Bucher, „hatten wir uns gegenseitig nicht richtig erkannt. Ich hatte den König für unentschlossener gehalten, als er es in Wirklichkeit war, und er mich für — na, so ungefähr für einen politischen Kaufbold. Aber es dauerte keine Viertelstunde, da waren wir beide von unserem Irrtum überzeugt. Ich weiß nicht, wie es kam; ich hatte mit einem Male volles Vertrauen zu ihm und er zu mir. Ich hatte mir erst sehr schön die Bedingungen formulirt, unter denen ich nur die Zügel in die Hand nehmen wollte; ich habe sie nicht aus der Tasche gezogen, und als ich nach Hause kam, war das erste, daß ich jenes Blatt vernichtete . . . Aber, Bucher, hätten Sie die Umwandlung im ganzen Wesen des Königs gesehen! Als ich hineinkam, sah er so alt und so gebrochen aus, daß es mir heiß ums Herz und vielleicht auch in den Augen wurde, das weiß ich nicht mehr so genau. Der Mann, der so das Allerbeste gewollt hatte! Was ich ihm eigentlich gesagt habe, das weiß ich auch nicht mehr genau, aber aus tiefstem Herzen kam es, und er richtete sich förmlich auf und wurde so ganz der stattliche, straffe Herr, an dem man seine Freude haben mußte, so ganz wieder König! Bucher, von dem Moment an war ich sein mit Leib und Seele!“

Die bereits am 23. September 1862 vollzogene Ernennung Bismarcks

zum Ministerpräsidenten wirkte wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Der „Erzreaktionär“ an der Spitze der preußischen Politik — ja, nun mußte alles zu Grunde gehen! Ich verzichte auf die lockende Versuchung, hier eine Auslese derjenigen Bezeichnungen zu geben, mit welchen der „Bestgehaßte“ damals bedacht wurde, und unter denen „Erzschelm, Krautjunker, eingefleischter Aristokrat, Jagdbummel“ noch zu den milderen gehören.

Genug davon! Hören wir, wie Bismarck selbst sich darüber äußert. Er schrieb damals an Motley: „Dumm in seiner Allgemeinheit ist nicht der richtige Ausdruck . . . In auswärtiger Politik sind sie (scil. die Abgeordneten) auch einzeln genommen Kinder, in allen übrigen Fragen aber werden sie kindisch, sobald sie in corpore zusammentreten; massenweise dumm, einzeln verständig.“

Dieses harte Urteil milderte er später im Gespräch mit Bucher wesentlich. „Sie hatten eine Scheuklappe vor,“ sagte er, „und konnten nicht links und nicht rechts sehen. Freilich hatten sie sich diese selbst vorgebunden . . . Daß sie auf mich schimpften, nehme ich ihnen nicht übel; an derlei gewöhnt man sich. Sie waren ebenso überzeugt davon, daß ich nichts von Politik verstehe, wie ich das von ihnen glaubte . . . Sie sind ja auch meist vom Saulus zum Paulus umgefaltet. — . . . Schließlich sprachen sie ja auch nur die Ansicht ihrer Wähler aus, die gerade solche politische Böhhasen waren wie sie selber . . . Aber müde machten einen die ewigen Versuche, sie von ihrem Irrtum zu überzeugen, wenn man sah, daß sie auf dem Monde suchten, was vor ihrer Nase auf der Erde lag!“

Trotz zeitweiser Müdigkeit steuerte Bismarck auf das rüstigste vorwärts, auch dann, als mit dem Brennendwerden der schleswig-holsteinischen Frage der Ansturm seiner Gegner sich verdoppelte. Diese Frage gehörte zu den allerschwierigsten. Ebenso wie 1849 und 1850 durch England einerseits und durch Rußland andererseits das Resultat des Feldzuges weggestamotirt worden war, wäre es zweifellos auch 1864 geschehen, sobald Preußen durch irgend eine Verletzung der bestehenden internationalen Verträge, insbesondere des Londoner Protokolls vom 8. Mai 1852, dem Auslande einen Rechtsgrund zur Einmischung gab. Daß Bismarck sich zu einer Vertragsverletzung nicht drängen ließ, erweckte die heftigste Entrüstung gegen ihn, und im Abgeordnetenhaus wurde ihm sogar die Absicht untergeschoben, Schleswig-Holstein an Rußland als Dank für dessen Unterstützung der Reaktion auszuliefern. Auch das wurde geglaubt. — „Nichts ist so dumm, daß es nicht Anhänger fände, wenn es nur mit dem gehörigen Aplomb vorgetragen wird,“ äußerte sich Bismarck einmal; und über die schleswig-holsteinische Angelegenheit sagte er zu Bucher: „Vom diplomatischen Standpunkt aus betrachtet, war das eine Nuß, an der man sich leicht die Zähne ausbeißten konnte. Wegen Dänemark hatte ich keine Bange; daß man da eine Dummheit machen würde, war sicher vorzusehen, und es handelte sich nur darum, bis dahin eine günstige Situation zu schaffen.“

Oesterreich mußte zur Einsicht gebracht werden, daß es alle Sympathien verschärzte, wenn es nicht mit uns ging; in Rußland mußte die Dankbarkeit für die Dienste, die wir ihm geleistet, als Oesterreich Deutschland mobilisiren wollte, aufgefrischt werden; England mußte isolirt werden, damit es sich auf Drohen beschränkte, wie es das stets thut, wenn niemand ihm die Kastanien aus dem Feuer holen will. Jede einzelne Aktion war an sich eine Kleinigkeit; darin, daß sie alle zusammen klappten, lag die Schwierigkeit. Die Herren im Abgeordnetenhause verlangten nun von mir, ich sollte ihnen die Gründe meiner Politik offenbaren. . . . wenn ich damals auch nur einen Teil von dem gesagt hätte, was ich jetzt hier sagte, so hätte ich die ganze Sache von vornherein unmöglich gemacht.“

Auf Buchers Bemerkung, man habe ihn damals noch zu wenig gekannt, um ihm Vertrauen schenken zu können, erwiderte der Chef: „Da mögen Sie recht haben, aber daran allein lag es nicht! Hat man mir denn Vertrauen geschenkt, als wir zehn Jahre weiter waren und man doch wahrhaftig wissen mußte, woran man mit mir war? Einen allerdings ausgenommen, unsern Königlichen Herrn; wo der einmal Anker geworfen hatte, da hielt er fest, mochte kommen, was wollte.“

In der That war auch nach den Erfolgen von 1864 das Mißtrauen des Abgeordnetenhauses oder wenigstens der Majorität desselben gegen Bismarck nicht geringer geworden. Die öffentliche Meinung im liberalen Deutschland war für die Einsetzung des Augustenburger. Auch die Kreuzzeitungspartei war diesem geneigt, um das Legimitätsprinzip nicht zu durchbrechen. In den Herzogtümern selbst bildete sich dagegen eine Partei, welche die preußische Oberhoheit erstrebte. „Die wußten am besten, was ihnen gut war,“ sagte Bismarck später zu Bucher, „ein Kleinstaat mehr wäre nur eine neue Gefahr gewesen, hätte uns im Bundesrat mit niederstimmen helfen.“ Interessant ist auch das wenig bekannte Faktum, daß unter den Garantien, welche Bismarck von dem Erbprinzen Friedrich — der Herzog selbst war durch Verzicht gebunden — verlangte, und welchen dieser sich zu entziehen suchte, bis es zu spät war, sich auch die Verfügung Preußens über den von Bismarck damals schon geplanten Nord-Ostsee-Kanal befand.

Daß die Annexion den Bruch mit Oesterreich nach sich ziehen müsse, darüber war Bismarck keinen Augenblick im Zweifel. Unmittelbar nach der Gasteiner Zusammenkunft und dem Vertrage vom 20. Juli 1865 ging er nach Biarritz. Er lehnte den Beistand Napoleons, für welchen dieser Landau und Saarbrücken nebst Umgebung forderte, zwar entschieden ab, wußte aber ihn in der Hoffnung zu erhalten, nach dem auch von diesem vorausgesehenen Kriege Europas Schiedsrichter zu werden.

Nachdem dann noch am 8. April 1866 das Bündnis mit Italien geschlossen worden war, konnte kommen, was kommen mußte. „Meine Haupt-

arbeit war nun," sagte Bismarck zu Bucher, „uns den Rechtsboden zu wahren und gleichzeitig zu zeigen, daß der Bund, so wie er war, nicht weiterbestehen konnte. Er mußte verschwinden bis auf die letzte schwarz-rot-goldene Schlafmütze.“

IV.

Wer sich dem Rad der Weltgeschichte entgegenstemmt, den zermalmt es! Nirgends zeigt sich dies deutlicher als bei der preußischen Fortschrittspartei im Jahre 1866. Sie war von einem seltsamen Zwiespalt erfüllt. So in ihren Doktrinarismus verbissen, so befangen im Glauben an die alleinseligmachende Theorie des Heils durch den starren, schärfsten Liberalismus waren denn doch nur wenige, daß sie, um in ihrem Hass gegen Bismarck recht zu behalten, Oesterreich den Sieg, Preußen die Niederlage gewünscht hätten, wenn auch das „Diesem Ministerium keinen Mann und keinen Groschen!“ in der fortschrittlichen Presse widerhallte, bis die Donner von Königgrätz den murrenden Laut gewaltig übertönten. Da freilich wurde es anders.

„Da hat man,“ sagt Bismarck später zu Bucher, „wieder einmal den schönsten Beweis, daß bei der großen Menge der Durchschnittsdenker der Erfolg das einzig Maßgebende ist. Da die Sache gut für uns ausgefallen war, jubelte mir alles zu; wäre das Gegenteil der Fall gewesen, hätte man mich gesteinigt, das heißt mein Andenken, denn ich selbst wäre nicht lebendig wiedergekommen. Ich wäre in ein preußisches Regiment getreten und hätte mich totschießen lassen. Und doch hätte man mir eigentlich keine Schuld beimessen können, denn in der Beziehung mußte ich mich auf Roon und Moltke verlassen. Aber freilich, ich hätte der Sündenbock sein müssen!“

Wenn man, auch in ernsteren Geschichtsbüchern und Zeitungsartikeln, bisweilen liest, Bismarck habe bereits auf dem Schlachtfeld von Königgrätz den Plan gefaßt, dem geschlagenen Feinde goldene Brücken zu bauen, so ist das nicht richtig. Dieser Gedanke bildete einen Teil des Planes, den er längst vorher, schon in den Frankfurter Tagen entworfen und auch schon mit seinem königlichen Herrn in allen Einzelheiten durchgesprochen hatte. Daß Bismarck am Abend der Schlacht, nachdem Moltke dem König seine Ueberzeugung ausgesprochen, daß jetzt die Widerstandsfähigkeit des österreichischen Heeres für diesen Feldzug gebrochen sei, noch hinzusetzte: „So handelt es sich von jetzt an darum, die alte Freundschaft mit Oesterreich zurückzugewinnen,“ geschah auch nicht etwa deshalb, weil er eine solche Mahnung für nötig erachtet hätte aus Besorgnis, daß Seine Majestät im Triumph des Sieges anderer Ansicht geworden sein könne, sondern aus einem Grunde entgegengesetzter Art.

„Der König war,“ so äußerte er sich Bucher gegenüber, „so erschüttert, so tief in seiner durchaus edlen und vornehmen Natur gepackt, daß er da, wo andere ihren Siegesjubel nicht zu unterdrücken vermochten, wozu ja auch bei

ihnen kein Anlaß vorlag, wehmütig gestimmt war bei dem Gedanken, wie schwer Oesterreich, wie schwer Kaiser Franz Joseph die Niederlage empfinden müsse, weniger noch die Schlacht als solche als den Verlust der Führerschaft in Deutschland. Dieses Gefühl wollte ich mindern; deshalb rief ich ihm in das Gedächtnis zurück, daß Oesterreich an unserer Hand sich wieder aufrichten werde.“

Waren die diplomatischen Schwierigkeiten, welche Bismarck zu bekämpfen hatte, um Königgrätz herbeizuführen, wahrlich keine geringen gewesen, so wurden sie durch diejenigen, welche die neugeschaffene Situation hervorrief, beinahe noch übertroffen. Denn nun entwickelte Napoleon eine wahrhaft fieberhafte Thätigkeit, um seinerseits von Preußens Siegen Vorteil zu ziehen. Er intrigirte nach beiden Seiten hin. Oesterreich wiederholte er sein bereits gemachtes Anerbieten, für das linke Rheinufer ihm die verlorenen Besitzungen in Italien wiederzugeben. Gleichzeitig verlangte er das linke Rheinufer von Preußen als „Entschädigung für Frankreich“, wogegen er versprach, der Annexion des gesamten nichtpreußischen Norddeutschland durch Preußen und der Gründung eines neuen Deutschen Bundes keine Hindernisse entgegenzusetzen zu wollen. Benedetti, der diese Forderung überbrachte, sollte von ihr unter keinen Umständen abgehen. Aber Bismarck antwortete mit der Drohung, sofort mit Oesterreich Frieden zu schließen und mit den Heeren beider Reiche das Elsaß zurückzuerobern. „Unsere beiden Heere sind mobil, die Ihren sind es nicht, die Folgen denken Sie sich selbst! . . . Machen Sie Seine Majestät den Kaiser darauf aufmerksam, daß ein solcher Krieg unter gewissen Eventualitäten ein Krieg mit revolutionären Donnereschlägen werden könnte!“

„Das war ein kalter Wasserstrahl,“ sagte Bismarck später zu Bucher, „der seine Wirkung nicht verfehlte. Aber bei Napoleon, der schon damals seinen Thron wanken fühlte und ihm gern das linke Rheinufer, Belgien und Luxemburg als ein Paar schöne neue Beine eingeleimt hätte, mußte man auf alles gefaßt sein. Darum das flotte Tempo bei den Friedensverhandlungen mit Oesterreich. Kein Mensch konnte wissen, wie lange es mir glücken würde, die Sache mit Frankreich dilatorisch zu behandeln. Das freilich war ein ungeahnter Gewinn, daß Napoleon so unklug war, seine Forderungen uns schriftlich in die Hände zu geben!“

Einen Erfolg hatte Napoleons Intervention indessen doch gehabt, wenn auch nicht für ihn selbst. Bismarck hätte lieber schon damals ein festes Band um Norden und Süden Deutschlands geschlungen. Aber zu so langwierigen Verhandlungen, wie sie hierzu nötig gewesen wären, mangelte die Zeit.

„Mit einzelnen der Südstaaten hätte sich die Sache machen lassen,“ sagte Bismarck später zu Bucher, „besonders bei Bayern war ich sicher. Allein da hieß es alles oder nichts, nur kein Stückwerk. Schwer aber wurde es mir, Seine Majestät den König von denen loszureißen, die ihn durchaus zu An-

nerionen in Süddeutschland bestimmen wollten. Ich bin ja sonst gerade kein Feind vom Annektiren, wo es sein muß" — der Kanzler lachte herzlich —, „aber in diesem Falle habe ich mit allen Fäusten dagegen gearbeitet. Na, und wenn jemals, so habe ich da recht behalten! Wir hätten nie die Brücke über den Main bauen können, wenn wir 1866 mit schwarz-weißen Farbtöpfen über ihn gegangen wären.“

Bereits vor dem Kriege von 1866 hatte Bismarck den Versuch gemacht, durch Besprechungen mit hervorragenden Abgeordneten eine Beseitigung des Verfassungskonflikts herbeizuführen. Er war in seinem Bemühen, sie von der Notwendigkeit des Geschehenen zu überzeugen, mit der Enthüllung seiner Gründe bis an die Grenze des Möglichen gegangen, aber trotzdem war dieses Bemühen gescheitert. Nach dem Kriege aber vergab diese glänzend gerechtfertigte Regierung sich nichts, wenn sie die Indemnitätsvorlage einreichte und so die Brücke zur Verständigung schlug. Daß dies geschah trotz des hartnäckigen Widerstandes, den König Wilhelm I. zuerst dem Plan Bismarcks entgegensetzte, beweist am besten, wie heiliger Ernst es Bismarck mit seinem Streben nach Frieden zwischen Volk und Regierung war.

„So ganz habe ich,“ äußerte er später zu Bucher, „den König, der bei aller ehrlichen Liebe zu Preußen und später zu Deutschland doch immer sich durchaus als Herrscher fühlte, nie davon überzeugen können, daß wir uns mit der Indemnitätsvorlage nichts vergeben. Wir waren Sieger, und der Sieger darf großmütig sein . . . Es wäre mir damals nicht so schwer geworden, wenn nicht die Deutschen, die da glaubten, daß ich mit meiner Politik den Gaul nur zu dem Zweck zugeritten hätte, damit sie sich nun in den Sattel setzen könnten, damals mit ihren Nachtmanövern begonnen hätten. Der Mohr hat seine Arbeit gethan, dachten sie, und wenn das wahr gewesen wäre, so wäre er damals gern gegangen. Aber es war nicht wahr, noch nicht zur Hälfte war die Arbeit gethan.“

Konnte Bismarck, nachdem im Abgeordnetenhaus die Indemnitätsvorlage mit 230 Stimmen gegen die 75 der von Birchow und Genossen durchgegangen war, die Bismarck einmal zu Bucher als diejenigen bezeichnete, die dem lieben Gott noch einmal schwere Sorge machen würden, wenn er „die Auferstehung nicht genau nach ihrem Programm“ stattfinden lasse, sich auf breitere Schichten des Volkes stützen, so erwuchs ihm, wie er in seinen oben citirten Worten darlegte, ein Feind im Rücken, der ihm manche schwere Stunde bereiten sollte. Einem Teil der früheren Genossen war er zu groß geworden und, was in ihren Augen ein todeswürdiges Verbrechen war, zu liberal.

„Die Leute mit dem Rumpelkammergedanken,“ sagte Bismarck später zu Bucher, „singen damals an, sich zusammenzuschließen, und suchten und fanden auch bald ihre hohe Protektorin . . . Da ging die Maulwurfsarbeit los . . . Der General, der Diplomat sein wollte und hier so wenig etwas leistete wie

der, die von ihren Tressen geblendeten höheren Lakaien (die Hofmarschälle,), dazu noch ein paar hysterische Frauenzimmer, die da wädhnten, ein Hohenzoller ließe sich zum Ludwig dem Bierzehnten degradiren — es war eine nette Sippchaft zusammen!“

So wurde Bismarck die Freude über die Aussicht eines Zusammengehens mit der Landtagsmehrheit durch den manchmal bis zum Ekel gehenden Zorn über die Notwendigkeit, immer und immer wieder gegen ihn gesponnene Intriguenneze zu zerreißen, schon damals getrübt, und es ist das der Militärorganisation würdig an die Seite zu stellende weitere Verdienst König Wilhelms des Ersten, daß er, nachdem er Bismarck richtig erkannt, allen Versuchen, den in seiner zunehmenden Größe immer unbequemer werdenden „wegzudrängeln“, sein entschiedenstes Nein entgegensezte, mochten diese Versuche selbst von sehr nahestehender Seite kommen. „Ich hatte bei Hofe nur einen einzigen Freund,“ sagte Bismarck später zu Bucher, „den König — aber der war tausend andere wert!“

„Und Moltke und Roon?“

„Ihnen werde ich doch nicht die Beleidigung anthun, sie zu den Hofleuten zu zählen!“

In der äußeren Politik herrschte Gewitterschwüle. Napoleons diplomatische Niederlage ließ sich nicht verhehlen. Die Weltausstellung von 1867 nahm die Aufmerksamkeit der Franzosen einige Zeit in Anspruch, dann wandte sich diese wieder der Politik zu. In der Luxemburger Frage schien sich ein Napoleon willkommener Kriegsanzlaß zu bieten. Auch Moltke war, des Sieges sicher und ebenso überzeugt, daß der Krieg unvermeidlich sei, für Loßschlagen. Bismarck jedoch hielt zurück und ging mit Aufgeben des Preußen zustehenden Besetzungsrechts der Festung Luxemburg bis an die äußerste Grenze der Nachgiebigkeit.

„Noch sträubte ich mich dagegen,“ sagte er bald darauf zu Bucher, „die unbedingte Notwendigkeit dieses Krieges anzuerkennen, der viele Tausende von Witwen und Waisen schaffen, unsäglichen Jammer hervorrufen mußte. Wir hatten es ja 1866 eben erst gesehen, und gegen das, was da der Welt bevorstand, mußte ja 1866 zum bleichen Schatten werden. Napoleons Thron krachte in allen Fugen; da konnten unberechenbare Ereignisse eintreten . . . Es kam auch noch eins hinzu: 1866 war den Südstaaten noch zu frisch im Gedächtnis; der Enthusiasmus, den wir 1870 gehabt haben, wäre damals nicht zu haben gewesen . . . Die Entscheidung war nicht leicht, denn noch etwas kam hinzu: die Rechtsfrage! Ich wollte nicht einen Krieg, von dem man uns später einmal vorwerfen konnte, wir hätten ihn freventlich vom Zaun gebrochen, sondern das Recht mußte so unzweifelhaft auf unserer Seite liegen, daß keine fabrikmäßige Geschichtsfälscherei es uns nehmen konnte . . .“

Damals zog das Ungewitter vorüber, ohne sich zu entladen. Aber die

elektrische Spannung blieb in der Luft, und nur drei Jahre später wurde die Kriegsfurie doch entfesselt!

V.

„Die Frage, ob Napoleon den Krieg wollte,“ sagte Bismarck kurz nach der Schlacht bei Sedan, „würde ich mit ‚nein‘ beantworten. Sein Ziel war Selbsterhaltung, Erhaltung seiner Dynastie durch einen glänzenden Erfolg, wie er ihn schon darin gefunden hätte, daß der König, durch ihn bedroht, die Kandidatur des Hohenzollern für den spanischen Thron für immer unmöglich machte. Um das zu erreichen, mußte er aber mehr in die Wagschale werfen können als seinen eigenen Willen: mit der Kriegslust der ganzen französischen Nation mußte er drohen können; und es entsprach ganz seinem Charakter, daß er diese gleichzeitig als Schild für sich benützen konnte, wenn die Sache schief ging, wie er es ja auch später gethan hat. Da wurde nun in allen offiziellen Blättern und Blättchen so lange kanonirt, bis der gesunde Menschenverstand der Franzosen in die Brüche ging und der gallische Hahn richtig: ‚A Berlin!‘ krächte . . . Dann aber erging es Napoleon wie dem Zaubererling: ‚Die ich rief, die Geister, werd’ ich nicht mehr los!‘ . . . Ob er noch zurück wollte, mag ja zweifelhaft sein; aber daß er nicht zurück konnte, ist gewiß! Daß er es so weit kommen ließ, das eben war sein Fehler, und das schwebte mir auch in Donchery, als er alle Schuld von sich abzuwälzen suchte, auf der Zunge; ich habe es nur nicht gesagt, weil er mir leid that, so gebrochen und krank, wie er war, und voll Furcht vor seinen eigenen Soldaten!“

Einige Tage später: „Heute, als Sie schon weggegangen waren, tritt man sich bei Tisch, ob es ein Kabinettskrieg oder ein Volkskrieg sei. Beide Teile hatten recht und beide unrecht. Als Kabinettskrieg hat es begonnen, und ein Volkskrieg ist es geworden. Napoleon brauchte ihn; er blies den Funken nationaler Eifersucht so lange zur Flamme an, bis das französische Volk den Krieg wollte, und die Deutschen wollten ihn auch, als sie sahen, daß ihre Ehre nicht anders gewahrt werden konnte. Die Kabinette haben schließlich wieder nur gethan, was sich nun nicht mehr vermeiden ließ . . . Aber geben Sie acht, jetzt, nachdem Napoleon vom Schauplatz abgetreten ist, werden ihn die Franzosen zum Sündenbock für alles machen wollen, auch für ihren Mangel an Selbstständigkeit und ihre Eitelkeit, ohne die es nicht so weit gekommen wäre!“

So kam es allerdings auch. Doch davon später. Zunächst dürfte es von Interesse sein, zu erfahren, wie Bismarck während des Feldzuges lebte. Wo die Umstände es erlaubten, war seine Tafel reichlich besetzt; ging das nicht an, so nahm er auch die Entbehrungen mit gutem Humor hin — wenn sie nicht zu lange dauerten. Seine menschenfreundliche Gesinnung bethätigte er

oft durch Spenden an die Soldaten. Als er, wie gewöhnlich bei Nacht, so auch in derjenigen vom 24. zum 25. August, arbeitend, in einer kurzen Ruhepause von dem Posten vor der Thür erfragt hatte, daß derselbe seit 24 Stunden nichts genossen, ging er sofort in die Küche und bereitete selbst dem Soldaten eine einfach: Mahlzeit. Seine Zigarren gab er oft bis auf die letzte an die Soldaten weg und erbat sich dann solche von seinen Beamten. Sehr scharf äußerte er sich wiederholt über Steinmez, nachdem derselbe in den Schlachten bei Mez durch rücksichtsloses Draufgehen viele Menschenleben unnötig geopfert hatte, und dessen Eitelkeit er treffend charakterisirte, nicht minder scharf aber auch über die Kriegsführung der Franzosen, als dieselben auf Parlamentäre geschossen hatten und die Franctireurbanden bildeten, welche, mit leicht ablegbaren Kriegszeichen versehen, um im Notfall als harmlose Bürger und Bauern gelten zu können, es sich zur Spezialaufgabe machten, kleinere Abteilungen deutscher Truppen und Patrouillen aus dem Hinterhalt zu überfallen und zu vernichten. „Das ist keine ehrliche Kriegsführung mehr,“ sagte er, „solches Gefindel sollte man aufhängen, wo man es nur antrifft.“

Seine Erlebnisse am Abend des 18. August — Schlacht bei Gravelotte — erzählte er Bucher und anderen folgendermaßen: „Ich hatte meine Pferde eben zur Tränke geschickt und stand in der Dämmerung bei einer Batterie, welche feuerte. Die Franzosen schwiegen, aber während wir dachten, ihre Geschütze wären demontirt, konzentrirten sie nur ihre Kanonen und Mitrailleusen seit einer halben Stunde zu einem letzten großen Vorstoße. Plötzlich fingen sie ein ganz fürchterliches Feuern an mit Granaten und ähnlichen Geschossen — ein unaufhörliches Krachen und Rollen, Säusen und Heulen in der Luft. Wir wurden vom König, den Koon zurückschickte, abgeschnitten. Ich blieb bei der Batterie und dachte, wenn wir zurückgehen müssen, setzst du dich auf den nächsten Proskasten. Wir erwarteten nun, daß französische Infanterie den Vorstoß unterstützen würde, und da hätten sie mich gefangen nehmen können, wenn die Artillerie mich nicht mitgenommen hätte . . . Der Vorstoß erfolgte aber nicht, und endlich kamen die Pferde wieder, und nun machte ich mich fort, wieder zum König. Aber wir waren aus dem Regen in die Traufe geraten. An der Stelle, wo wir hinritten, schlugen gerade die Granaten ein, die vorher über uns weggeflogen waren. Am andern Morgen sahen wir die Schweinsfuhlen, die sie gewühlt hatten. So mußte denn der König noch weiter zurück, was ich ihm sagte, nachdem die Offiziere mir das vorgestellt hatten. Der König äußerte, daß er Hunger habe und was essen möchte. Da gab es wohl zu trinken, Wein und schlechten Rum von einem Marketender, aber nichts zu beißen als trocken Brot. Endlich trieben sie im Dorf ein paar Koteletten auf, gerade genug für den König, aber nichts für seine Umgebung, und so mußte ich mich nach etwas anderem umsehen. Majestät wollte im Wagen schlafen, zwischen Toten und Verwundeten. Er fand später ein Unterkommen in einer

Kabache. Ich mußte mich wo anders unter Dach zu bringen suchen . . . Ich machte mich mit Sheridan auf, um nach einer Schlafstelle zu rekognoszieren. Wir kamen an ein Haus, das noch brannte, und da war es zu heiß. Ich fragte in einem andern nach — voll von Verwundeten. In einem dritten — auch voll von Verwundeten. Ebenso hieß es in einem vierten; ich ließ mich aber hier nicht abweisen. Ich sah oben ein Fenster, wo es dunkel war. „Was ist denn da oben?“ erkundigte ich mich. „Lauter Verwundete!“ „Das wollen wir doch untersuchen!“ und ich ging hinauf, und siehe da, drei leere Bettstellen mit guten und, wie es schien, ziemlich reinlichen Strohsäcken. Wir machten also hier Nachtquartier, und ich schlief ganz gut.“

Meist schlief Bismarck, nachdem er bis zum Morgengrauen gearbeitet hatte, 5—6 Stunden. Seine Ruhe wurde bisweilen durch krampfartige Schmerzen im Bein gestört. Er pflegte dann aufzustehen und mit bloßen Füßen im Zimmer auf und ab zu gehen, erkältete sich aber hierbei nicht selten. „Schon als Kind und seitdem immer bin ich spät zu Bett gegangen,“ erzählte er am 1. November 1870 abends beim Dessert, „niemals vor Mitternacht. Ich schlafe dann gewöhnlich schnell ein, wache aber bald wieder auf und finde, daß es höchstens um eins oder halb zwei ist, und dann fällt mir allerhand ein, besonders wo mir unrecht geschehen ist, was dann überlegt werden muß. Dann schreibe ich Briefe, auch Depeschen, natürlich ohne aufzustehen, bloß im Kopfe. Früher, als ich noch nicht lange Minister war, stand ich auf und schrieb es wirklich nieder. Wenn ich's aber am Morgen überlas, war es nichts wert, lauter Platituden, konfus, triviales Zeug, wie es etwa in der ‚Vossischen‘ gestanden haben könnte . . . Ich will nicht, ich möchte lieber schlafen. Aber es denkt, es spekulirt in mir. Kommt dann der erste Morgenschimmer auf meine Bettdecke, so schlummere ich wieder ein, und dann wird bis 10 Uhr oder noch länger fortgeschlafen.“

Nach dem Aufstehen pflegte der Kanzler eine Tasse Thee mit zwei harten Eiern zu genießen, dann nichts bis zum Diner in der Abendstunde. Bei diesem aß er sehr reichlich, manchmal zwei bis drei Beefsteaks und noch eine tüchtige Portion Braten. Er liebte auch gutes Hammelfleisch, vom Rind den Brustkern, besonders aber Geflügel, von den Süßwasserfischen am meisten Forellen und Maränen, von Seefischen Dorset und geräucherten Flunder. Für Austern war er sehr eingenommen und erzählte wiederholt, daß er sich in seiner Jugend um die Bewohner von Nachen ein Verdienst erworben habe, „wie Ceres um die Menschheit durch die Erfindung des Ackerbaues“, nämlich dadurch, daß er sie gelehrt habe, Austern zu braten. Von Obst aß er am liebsten Kirschchen und die gewöhnlichen Pflaumen (Zwetschgen), aber auch Waldbeeren mochte er gern. In Ferrières sagte er einmal: „Wenn ich tüchtig arbeiten soll, so muß ich gut gefüttert werden. Ich kann keinen ordentlichen Frieden schließen, wenn man mir nicht ordentlich zu essen und zu trinken giebt. Das gehört zu meinem

Gewerbe.“ Die circa 4–5000 Fasanen, die im Parke des dem Baron Rothschild gehörigen Schlosses zu Ferrières gehalten wurden, reizten seine Jagdlust sehr, er respektirte jedoch den Wunsch des Königs, daß dieselben, wie alles andere in Ferrières, unangetastet bleiben sollten. In der Umgegend ging er einigemal auf die Jagd, aber dort war nicht mehr viel zu holen. Auch meinte er, die dortigen Hasen schmeckten lange nicht so gut wie die zu Hause, deren Wohlgeschmack vom Heidekraut stamme. Als der Intendant des Schlosses die natürlich nur gegen gute Bezahlung verlangte Hergabe von Wein aus den Kellern Rothschilds verweigerte und Bismarck vorlügen wollte, er habe nur einige hundert Flaschen geringer Qualität, während thatsächlich gegen 17000 Flaschen, darunter sehr edle Sorten, dort lagerten, machte der Bundeskanzler ihm erst klar, wie silzig sein Herr, wenn er wirklich einen solchen Befehl erteilt, sich benommen habe, und als der aufgeblasene „Herr Intendant“ sich noch immer weigerte, Wein herauszugeben, erklärte Bismarck ihm, daß ein Strohbund sich sehr gut dazu eigne, freche Menschen so darauf zu legen, daß ihre Rückseite nach oben käme. Was dann folgte, könne er sich denken. Dieser Hinweis wirkte sehr rasch.

Bei jeder sich darbietenden Gelegenheit sorgte der Kanzler für die Soldaten, obwohl er sich sonst manchmal recht über einzelne Offiziere ärgerte, besonders dann, wenn sie seiner Meinung nach zu milde mit auf Verrat ertappten Franzosen oder mit Franc tireurs umgingen. Auch auf einen Teil der höheren Offiziere war er nicht gut zu sprechen, als das Bombardement von Paris sich immer mehr verzögerte. „Die vielen Ausfälle,“ sagte er zu Bucher, „kosten uns mehr Mannschaft, als ein Sturm erfordert haben würde, und die Franzosen gewöhnen dabei ihre Leute an den Krieg. Wenn man in England den Franzosen den Unsinn nachbetet, daß ein Sturm auf Paris ein Stich in das Herz der Zivilisation sei, so kümmere ich mich nicht so viel um dieses Gewäsch!“ Er machte hierbei eine bezeichnende Handbewegung. „Paris ist Festung, starke Festung; daß es Kunstdenkmäler enthält, ändert daran nichts. Haben denn die Franzosen etwa Rom verschont, das doch noch viel mehr Kunstdenkmäler enthält? Oder St. Cloud? Nicht in den Sinn gekommen ist es ihnen! Wir müssen Paris haben, um den Frieden zu haben! Moltke denkt ebenso wie ich, aber es sind da andere, die das weiche Herz unseres Monarchen benützen, um ein Bombardement oder einen Sturm zu verhindern oder wenigstens zu verzögern! Die sollten in die Kanone geladen und zu ihren lieben Parisern hineingeschossen werden! Da wäre ihnen wohl und uns erst recht!“

Es dauerte ziemlich lange, ehe sein Wunsch in Bezug auf das Bombardement in Erfüllung ging.

VI.

Auch heute noch, wo doch durch historische Forschung schon längst Licht in das Dunkel gebracht worden ist, welches die zur Wiedererrichtung des Deutschen Reichs nötigen Verhandlungen anfänglich bedeckte und bedecken mußte, trifft man noch oft auf die Ansicht, als sei damals alles mit einer „angenehmen Leichtigkeit“ von statten gegangen. Das Gegenteil ist richtig. Allerdings hat der größte Teil der deutschen Fürsten mit aner kennenswerter Opferwilligkeit auf einen Teil seiner Souveränitätsrechte zu Gunsten des neu einzusetzenden Reichsoberhauptes verzichtet; um aber volle Einigkeit auch nach dieser Richtung hin zu schaffen, waren Unterhandlungen nötig, die Bismarcks ganze diplomatische Geschicklichkeit in Anspruch nahmen. „Sie wissen ja, lieber Bucher,“ sagte er zu diesem, als das große Werk endlich gelungen war, „wie unendliche Mühe ich gehabt habe, die Sache zu stande zu bringen, besonders auch unserem Herrn gegenüber. Es ist eigentlich sonderbar, damals, als sein Bruder widerstrebte und ich auch dagegen war, so jung ich noch war, da war er dafür. Jetzt aber hängt ihm in seiner Einfachheit fast vor zu viel Glanz, und wenn er nicht eingesehen hätte, daß ohne den Schein der Kaiser sonne die Einheitsaat nicht reifen kann, hätte er sich nicht dazu bewegen lassen. Kaum ist diese Schwierigkeit gehoben, so heißt es, unserem Parlament die Verträge plausibel machen — den Braten wollten ja die meisten, aber wo möglich jeder mit einer besonderen Sauce. Die Herren wußten nicht und glaubten nicht, daß alle Verhandlungen noch einmal beginnen mußten, wenn sie an den Verträgen nur ein Komma änderten . . . Sie finden in ihrer unfehlbaren Weisheit immer gerade das Komplizirteste furchtbar einfach . . . Am liebsten möchte ich mich, wenn der Friede gesichert sein wird, auf mein Altenteil zurückziehen; ich fürchte nur, es geht noch nicht!“

Es ging in der That noch nicht. Der innere Ausbau des Reichs forderte die ganze Kraft des Kanzlers, um so mehr, als hier auch Gebiete auftauchten, die ihm wenigstens teilweise noch fremd waren, in die er sich erst einarbeiten mußte. Zu diesem gehörte die Handelspolitik. Bismarcks praktischer Sinn, die Notwendigkeit, die Majoritäten zu nehmen, wo er sie fand, wies ihn damals um so mehr auf den Liberalismus, als schon der 1866 notwendig gewordene Bruch mit dem Legitimitätsprinzip ihm manche seiner früheren Anhänger und Genossen in den Reihen der konservativen Partei entfremdet und zu Gegnern gemacht hatte. „Diese Leute,“ sagte er damals zu Bucher, „haben sich die Scheuklappe vorgebunden, die ich dem Liberalismus abgerissen habe. Sie sehen nicht und wollen nicht sehen, daß nach dem Eintritt der Hannoveraner und jetzt der Süddeutschen die Liberalen ganz andere geworden sind, als sie früher waren. Hätte ich es doch nur ein paar Jahre so bequem wie meine Kollegen in England! Aber der fortwährende Kampf im eigenen Hause reißt

mich auf, und wenn man sieht, daß man schließlich doch keinen Dank erntet, daß es immer heißt: ‚Der Rezer wird verbrannt!‘ dann ist es doch kein Wunder, wenn man lieber nach Hause gehen und seinen Kohl bauen und seine Hasen schießen möchte!“

Ermüdend, ja geradezu aufreibend wirkte auf Bismarck jene Zeit um so mehr, als er bald von schweren Zweifeln geplagt wurde, ob er sich auf dem richtigen Wege befinde, ob nicht die Freihandelsdoktrin, das Manchesterium, das damals von den Hauptrednern des Reichstags als „alleinige Staatsmedizin“ gepriesen wurde, für Deutschland eher schädlich als nützlich sei. Nie sonst sah man ihn so oft als damals unter den Bäumen des Gartens an der Königgräzer Straße umherwandeln, die Hände auf den Rücken gelegt, den schwer arbeitenden Kopf vornüber gebeugt, ernste Sorge in den Zügen. Erst als er Ende 1878 zum Entschluß gelangt war, das Schutzollsystem einzuführen, hob sich seine Haltung wieder, und seine Brust atmete freier, obwohl ihm mit der nun ebenfalls in Angriff genommenen sozialen Gesetzgebung ein neues, gewaltiges Arbeitsgebiet sich erschloß.

„Jetzt habe ich das Ziel,“ äußerte er damals, „und den Weg dahin werde ich finden. Harte Kämpfe wird es kosten — um so besser! Wenn der Arbeiter keinen Grund mehr zur Klage hätte, wären der Sozialdemokratie die Wurzeln abgegraben. Freilich, ob es je dahin kommen wird? Ob nicht die Rezer immer mehr verlangen werden, je mehr man dem Arbeiter giebt?“ Er blieb einen Augenblick sinnend stehen. „Gleichviel!“ rief er dann, sich straff aufrichtend, „der Versuch muß gemacht werden! Sollte er wirklich mißglücken — ich fürchte es beinahe —, so haben wir wenigstens aller Welt den guten Willen gezeigt, und die Schuld liegt nicht an uns, wenn man sich mit uns nicht verständigen will . . . Deutschland voranschreitend auch auf der Bahn der sozialen Reform . . . wahrlich, ein Gedanke, ‚des Schweißes der Edlen wert!‘ — Aber die meisten von ihnen wollen nicht schweigen, da liegt der Hund begraben!“ setzte er mit einem der bei ihm häufigen Uebergänge vom höchsten Ernst zum kräftigen Humor hinzu.

Für Bismarck war der Plan der sozialen Reform, vielleicht ohne daß er selbst sich dessen in vollem Grade bewußt wurde, besonders deshalb so willkommen, weil er den Druck minderte, den der Gedanke an das Scheitern des Kulturkampfes auf ihn ausübte. Ueber den Kulturkampf, in dem Bucher, einer der ersten Kirchenrechtskenner seiner Zeit, von dem Fürsten mehr als je zur Mitarbeit herangezogen wurde, hat Bismarck sich naturgemäß zu Bucher am meisten und am eingehendsten geäußert; indessen muß aus politischen Rücksichten der größte Teil dieser Äußerungen vorläufig der Öffentlichkeit vorenthalten bleiben.

Gleich zu Beginn des Kulturkampfes äußerte Bismarck zu Bucher: „Ich konnte es mir ja denken, daß man sagen würde, ich führte den Kulturkampf

aus konfessionellen Gründen, obgleich nichts abgeschmackter und hohler sein kann als eine solche Behauptung. Da lasse ich mir noch lieber die Beschuldigung gefallen, daß ich es den Liberalen zu Gefallen gethan hätte, obgleich eins so falsch ist wie das andere. Der Gegensatz zwischen den beiden neuen Mächten, dem unfehlbaren Papsttum im Süden und dem germanischen Kaiserreich im Norden, mußte zum Austrag kommen . . . Aber in einem habe ich mich verrechnet: ich glaubte nicht, daß jetzt, ein paar Jahre nach 1870, der Champagner von damals schon so abgestanden sei . . . In Frankreich wäre es anders gewesen, da wäre die ganze Nation mit mir durch dick und dünn gegangen, Katholiken und Protestanten, Juden und Heiden . . . Aber Frankreich ist auch seit Jahrhunderten geeint, und in Deutschlands Adern wuchert noch fröhlich der Partikularismus-Bazillus weiter . . .“

Zwei Jahre darauf sagte er: „Die beste Vorschule für einen deutschen Reichskanzler wäre jetzt ein Kursus im Zirkus bei einem Jongleur, Konservative, Nationalliberale, Zentrum — eins davon muß immer in der Luft sein, aber nur so weit, daß man es auch wieder fangen kann, und dabei darf man sich die anderen beiden nicht entgleiten lassen . . . So verwirrt waren die Fäden am Webstuhl unserer inneren Politik noch nie als jetzt. Mit einer Aufgabe allein fertig zu werden, wäre schon schwierig genug. Aber da soll neben dem Kulturkampf die soziale Gesetzgebung und neben dem Schutz unserer Landwirtschaft und unserer Industrie die Heeresver Stärkung durchgeführt werden, von den vielen kleineren Aufgaben ganz abgesehen — manchmal geht es einem wirklich wie ein Mühlrad im Kopfe herum. Und gerade jetzt möchte ich ihn recht frei haben für die auswärtige Politik . . . Gortschakoff macht mir mehr Sorge, als ich sagen mag; ich möchte unsern Kaiserlichen Herrn, der so sehr an Rußland hängt, nicht heunruhigen. Der alte Knabe an der Nema ist eifersüchtig, weiter ist es nichts, aber das ist mehr als genug . . . Wolken überall, und kein Fleckchen blauer Himmel mehr zu sehen!“

In der That war die Wendung, welche die äußere Politik der europäischen Höfe nahm, wohl dazu angethan, Besorgnis zu erregen. Die orientalische Frage schien wieder einmal den Zündstoff für einen Weltenbrand abgeben zu wollen. Der Berliner Kongreß von 1878 wirkte zwar beschwichtigend, schuf einen Interimszustand, aber auch nicht mehr. Auf den äußeren Glanz, der durch diesen Kongreß auf Deutschland fiel, legte Bismarck wenig Wert.

„Es ist ja ganz hübsch,“ sagte er zu Bucher, „daß die Herren zu uns gekommen sind, und unser Kaiserlicher Herr hat sich darüber beinahe ebenso gefreut wie Werner (der Maler des großen Kongreßbildes), aber daß ich eben nur der ehrliche Maler sein durfte, während ich, hätte ich meiner persönlichen Neigung folgen dürfen, eher auf Rußlands Seite gestanden hätte, das hat die

Situation zwar geklärt, aber nicht verbessert. Rußland wird es uns nicht vergessen, und Oesterreich und England danken es uns doch nicht. Es ging nun nicht anders. Ich fürchte, die Zeit ist nicht mehr fern, in der der russische Bär sich von madame la république das Fell kräueln läßt, wenn sie auch die Jakobinermütze auf dem Kopfe trägt. Der einzige Trost dabei ist, daß höchstens eine Konvenienzehne zwischen russischem Absolutismus und französischem Radikalismus und Opportunismus bestehen kann, aber nie eine Herzensneigung, und die Konvenienzen sind meist kinderlos!"

Gegen die drohende Gefahr suchte und fand Bismarck ein Gegengewicht in der Schöpfung des Dreibundes, seiner letzten großen That auf dem Gebiet der äußeren Politik. Noch als Beust österreichischer Premierminister war, hatte Bismarck vorbereitende Schritte gethan, aber erst nachdem Andrassy jenem gefolgt war, das notwendige Entgegenkommen gefunden. Den Beitritt Italiens 1883 Oesterreich mundgerecht zu machen, war wiederum eine schwere Aufgabe.

„Es giebt am österreichischen Hof,“ rief Bismarck einmal zornig aus, als die hierauf bezüglichen Verhandlungen zu scheitern drohten, „doch noch gar zu viele Leute, die seit 1866 nichts gelernt und nichts vergessen haben. Wenn Gott verderben will, den schlägt er mit Blindheit. Dieses Reich, von dem man sagen kann, wie weiland vom Römischen Reich deutscher Nation: ‚Wie hält’s nur noch zusammen?‘ sollte Gott danken, wenn es einen kraftvoll in sich geschlossenen Bundesgenossen bekommt, und statt dessen sträuben sich diese Politiker im Unterrock wie Kinder gegen die Medizin! Wenn ihnen so viel daran liegt, daß wir Gewehr bei Fuß zusehen, wie der slavische Nachbar sie auffriszt, so können sie es haben! Dann werden sie jammern, wenn es zu spät ist!“

Glücklicherweise gelang es damals der Energie Andrassy's und seiner Nachfolger, den Widerstand gegen das Zusammengehen mit Deutschland und Italien zu brechen und niederzuhalten. Und am Ende seiner thatenreichen Laufbahn konnte Bismarck noch das Morgenrot der deutschen Kolonialpolitik einleiten, die voraussichtlich einer der gewichtigsten Faktoren in der Gestaltung der zukünftigen politischen Verhältnisse werden wird. Früher als alle anderen sah Bismarck die Ereignisse voraus, die jetzt eingetreten sind und sich noch vorbereiten, denn schon 1878 sagte er zu Lothar Bucher:

„Bis zum Jahre 1866 trieben wir preußisch-deutsche, bis 1870 deutsch-europäische Politik, seitdem Weltpolitik. Bei der Berechnung der zukünftigen Ereignisse müssen wir auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika in das Auge fassen, die sich zu einer jetzt von den meisten noch ungeahnten Gefahr auf wirtschaftlichem Gebiet entwickeln werden und vielleicht auch noch auf anderem. Das eine wird sich in Zukunft vom anderen nicht mehr trennen lassen. Der Krieg der Zukunft ist der wirtschaftliche Krieg, der Kampf

uns Dasein im großen. Mögen meine Nachfolger dies immer im Auge behalten und dafür sorgen, daß, wenn dieser Kampf kommt, wir gerüstet sind!“

Jeder echte Deutsche wird sich diesem Wunsch mit ganzem Herzen anschließen — möge auch jeder das Seinige dazu thun, daß er in Erfüllung gehe!

Fürst Bismarck und seine Mitarbeiter.

Graf Wilhelm Bismarck.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

PHYSICS DEPARTMENT

Fürst Bismarck und seine Mitarbeiter.

Graf Wilhelm Bismarck.

I. Aus der Jugendzeit.

Am 1. August 1852 wurde Graf Wilhelm Bismarck als drittes Kind des damaligen Königlich preussischen Bundestagsgesandten v. Bismarck-Schönhausen in Frankfurt a. M., Bockenheimer Landstraße Nr. 40 (Geb. XIII Nr. 22), jetzt Nr. 104, geboren. Die Geburtsanzeige ließ der Vater in der „Kreuzzeitung“ (Nr. 179 vom 5. August 1852) in folgender Fassung einrücken:

Die gestern abend 12 Uhr erfolgte glückliche Entbindung meiner Frau, geborene v. Puttkamer, von einem gefunden Sohne zeige ich ergebenst an.

Frankfurt a. M., 2. August 1852.

v. Bismarck-Schönhausen.

Am 2. August schrieb Bismarck an den General v. Gerlach: „Der Sohn ist, und zwar nach Gottes Barmherzigkeit leicht und glücklich, geboren, gerade als es zum letztenmal Mitternacht schlug. Ist das am 1. oder 2. August? Darüber muß abgestimmt werden, er schrie in den Uhrschlag.“

Von der Taufe spricht der Vater in zwei in meinem Werke „Preußen im Bundestag“ veröffentlichten eigenhändigen Berichten an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten Freiherrn v. Manteuffel.

In dem ersten, vom 7. August 1852 datirten, heißt es:

„Eurer Excellenz sage ich meinen herzlichen Dank für Ihren Glückwunsch und die Annahme der Patenstelle; meine Frau und das Kind befinden sich bis jetzt über Erwarten wohl. Die Taufe wird, wegen Abwesenheit des dazu ausersehenen Geistlichen, erst in der ersten Hälfte des nächsten Monats stattfinden . . .“

Und am 14. August 1852 schreibt der Vater seinem Chef:

„Eure Excellenz beehre ich mich, unter Wiederholung meiner Dankagung für die gütige Annahme einer Patenstelle, zu benachrichtigen, daß die Taufe meiner Sekundogenitur möglicherweise schon am nächsten Donnerstag den 19.

stattfindet. Seine Königliche Hoheit der Prinz von Preußen will die Gnade haben, gleichfalls die Bürgschaft für die christliche Erziehung des Täufelings zu übernehmen, und Graf Büdler¹⁾ hat mir heute bei seiner Durchreise nach Pyrmont oder einem benachbarten Badeort die Aussicht eröffnet, daß Seine Königliche Hoheit der heiligen Handlung in Person beiwohnen würden, falls sie am 19. cr. stattfindet. Ich glaube zwar, daß dabei ein Mißverständnis über die Lage der Züge von hier nach Mainz-Coblenz obwaltete, und erwarte morgen noch die genaueren Befehle des Prinzen; sollte es nach diesen aber dabei bleiben, daß die Taufe schon am Donnerstag stattfindet, so würde ich Eure Excellenz bitten, Ihre Vertretung durch meinen Oheim v. Kleist-Regow,²⁾ oder falls der dienstlich verhindert sein sollte, durch den Oberst v. Kessel, Kommandeur des 29. Regiments, zu genehmigen, da ich die Unbescheidenheit nicht so weit treiben kann, Sie zu einer Reise von achtzig Meilen lediglich ad hoc einzuladen, so glücklich ich mich auch schätzen würde, Ihnen die Honneurs von Frankfurt machen und die schöne Aussicht aus meiner Logirstube zeigen zu dürfen, falls Sie ein paar geschäftsfreie Tage hier verleben und den kleinen Heiden aus der Taufe heben wollten . . .“

Postskriptum.

„Der junge Herr wird Wilhelm Otto Albrecht (nach dem Bären) getauft.“

Das „Frankf. Journ.“ erhielt mit Bezug auf eine frühere Mitteilung am 23. April 1875 folgende Zuschrift:

„In der Wochenschau von Nr. 3 der ‚Evangelisch-lutherischen Kirchen-Zeitung‘ vom 22. Januar 1875 stand die dem ‚Frankfurter Journal‘ entlehnte Reminiscenz, daß auch Bismarck sich, als er noch in Frankfurt a. M. Bundestagsgesandter war, geweigert habe, die Geburt eines Kindes bei der dortigen Standesbuchführung anzuzeigen. ‚Pfarrer Steiß taufte es erst, nachdem Bismarck die Eintragung in die Militär-Geburtsregister zu Mainz nachgewiesen hatte.“

In einer in der „Kreuzzeitung“³⁾ erschienenen Berichtigung bezeichnete Dr. theol. G. C. Steiß, später Senior des Ministeriums, Konsistorialrat und Pfarrer zu Frankfurt a. M., diese Notiz als eine irrtümliche. „Die Geburt des jüngsten Sohnes Seiner Durchlaucht des Fürsten Reichskanzlers ist nicht in das Militär-Geburtsregister zu Mainz, sondern in das Geburtsbuch der hiesigen Standesbuchführung am 18. September 1852 protokollarisch eingetragen

¹⁾ Hofmarschall des Prinzen von Preußen.

²⁾ Ober-Präsident der Rheinprovinz.

³⁾ „Kreuzzeitung“ vom 25. April 1875 Nr. 95.

und von mir auf die mir vorgelegte Geburtsurkunde dieser letzteren Stelle am 22. September des gedachten Jahres getauft worden. Die Taufurkunde liegt im Archiv des hiesigen lutherischen Gemeindevorstandes.“

Ueber die Jugendjahre des Zweitgeborenen ersehen wir Näheres aus Briefen, welche der Vater an die Seinen gerichtet hat. Wir erfahren hier insbesondere, daß die Gesundheit deselben eine äußerst delikate war und verschiedene Male den Eltern schwere Sorgen gemacht hat. Es ist eine förmliche Leidensgeschichte, die uns aus den folgenden Auszügen entgegentritt.

An den Bruder.

Frankfurt a. M., den 10. November 1852.

... Der kleine Junge, der zu Johanna's Kummer Wilhelm heißt, nach dem Prinzen von Preußen ..., gedeiht ... und verspricht ein kräftiger Gesell zu werden.

*

An seine Schwester Malwine.

Frankfurt a. M., den 2. Januar 1858.

... Das Fest (scil. Weihnachten) war recht froh, jetzt aber liegen wieder Marie an Grippe und Bill an Rheumatismus im Knie.

*

An den Bruder.

Frankfurt a. M., den 14. Dezember 1858.

... Marie war etwas, Bill sehr krank an rheumatischem Fieber, das sich in Gestalt von Neuralgie auf seine kleinen Nerven geworfen hatte. Er stand viel Schmerz aus und darf seit drei oder vier Wochen nicht aus dem Zimmer. Seit 14 Tagen ist die Angst vorbei.

*

An den Bruder.

Frankfurt a. M., den 3. März 1859.

... Wir haben eine böse Krankheitsperiode hier durchgemacht. Johanna, alle drei Kinder und ich selbst haben successive an der Grippe darnieder gelegen, bald heftiger, bald gelinder.

*

An den Bruder.

Hohendorf, ¹⁾ den 15. Februar 1860.

... Bill und Marie sind beide einige Tage krank gewesen, um unsere Sorgen zu vermehren, aber gottlob beide in der Besserung, wenn auch Bill

1) Auf Urlaub von Petersburg anwesend, um seine Familie zu holen.

noch liegt; eine Art gastrisches Fieber hat ihn scharf geschüttelt, und schwächlich bleibt er immer.

*

An den Bruder.

Stolpmünde, den 11. September 1861.

. . . Bill, der sich in den ersten Tagen sehr wohl befand, wurde gerade an dem Tage, als Arnims kamen, von einer heftigen Krankheit befallen, welche die Aerzte als Bauchfellentzündung ansehen, mir aber nicht sehr klar darüber zu sein scheinen. Der arme Junge hat schrecklich ausgestanden, so daß man ihn straßenweit schreien hörte. Seit heute früh scheint sich eine Wendung zum Bessern eingestellt zu haben, doch ist er so matt, daß man noch nicht beurteilen kann, wann er transportfähig wird. Zwölf Tage liegt er nun, ohne sich zu rühren, und hat noch keine Lust, sich aufzurichten. Sobald unser kleiner Patient mit Gottes Hilfe so weit ist, daß wir fahren können, bringen wir ihn nach Reinfeld; ich hoffe, die Luftveränderung soll ihm wohl thun.

*

An die Schwägerin, Frau Malwine v. Bismarck-Külz.

Petersburg, den 8. November 1861.

(Nachdem von der Rückreise nach Petersburg die Rede.) Bill litt an Rheumatismus im Knie, so daß er getragen werden mußte, er wurde aber besser in dem Augenblick, wo wir die russische Grenze überschritten.

*

An die Schwester.

Petersburg, den 7. März 1862.

. . . Bill liegt im Bett, fiebert, Schmerzen in Leib und Hals, was es wird, weiß der Arzt noch nicht.

*

Nach Paris nahm Bismarck seine Familie nicht mit, da er anfänglich nicht wissen konnte, wie lange sich dieser Aufenthalt ausdehnen werde. Erst am 17. Oktober 1862 nahm Frau v. Bismarck mit Familie in dem Dienstgebäude des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten in Berlin dauernden Aufenthalt.

Im April 1866 bezog Wilhelm mit seinem Bruder Herbert das Friedrich Werder'sche Gymnasium in Berlin, dessen Direktor Bonnell war. Ueber deren Aufenthalt daselbst bis zum Bestehen der Abiturientenprüfung ist das Nähere bereits in meinem Aufsatz über den Grafen Herbert Bismarck ¹⁾ mitgeteilt.

¹⁾ „Deutsche Revue“, Juliheft 1898, und „Bismarck-Portefeuille“ Bd. III. S. 90 ff.

Ostern 1869 kam Graf Wilhelm mit seinem älteren Bruder nach Bonn und verblieb daselbst bis zum Ausbruch des deutsch-französischen Krieges, den er zuerst als Einjährig-Freiwilliger, dann als Offizier in den Reihen des 1. Gardedragoners-Regiments mitmachte.

Ueber die Gefahr, der Graf Wilhelm bei der Attacke in der Schlacht von Mars-la-Tour entran, wissen wir Näheres durch das Tagebuch seines Bruders, des Grafen Herbert.¹⁾ Danach sah ihn ein Dragoner kopfüber über das Pferd stürzen, als sei er in den Kopf geschossen. Graf Wilhelm wurde bereits tot gesagt; später erwies es sich, daß demselben kurz vor oder mitten in den französischen Linien nur das Pferd durch die Fessel geschossen worden war, so daß es in voller Fahrt stürzte und ihn dabei nicht freiließ. Fürst Bismarck erwähnt einmal, Bill sei durch den Schuß, der sein Pferd verletz, vielleicht vor größerem Unheil bewahrt geblieben.²⁾ Als er, um loszukommen, den Säbel hob und den Koppelriemen durchschneiden wollte, hielt das Pferd diesen wohl für eine Peitsche und sprang von selbst wieder in die Höhe. Er benützte es nun als Deckung gegen die französischen Geschosse, während er zu Fuß seinen Rückzug antrat. Bei diesem Marsch über das Leichenfeld redete ihn ein durch beide Füße geschossener Dragoner mit der Bitte an, ihn mitzunehmen. Er hob diesen Mann mitten im Feuer auf sein Pferd, das schon von mehreren Kugeln getroffen war, und sie marschirten weiter bis in das Dorf Mars-la-Tour, wo Graf Wilhelm den von der Kavallerieattacke der 2. Gardedragoner zurückkehrenden Grafen Lehdorff traf. Dieser gab ihm ein Pferd, das einen verwundeten und gefangenen französischen General getragen hatte, und fand mit ihm nach längerem Suchen schließlich spät abends den Rittmeister von Trotha vom 2. Gardedragoners-Regiment mit seiner 5. Schwadron. Dieser bewirtete den jungen Bismarck in freundlicher Weise und behielt ihn die Nacht im *Bivouac* bei sich, von wo er am andern Morgen den Weg nach Mariaville fand.

Am 2. September 1870 erzählte Bismarck bei Tisch über sein Zusammentreffen mit seinem Sohne. Ich entdeckte an ihm eine rühmliche Eigenschaft: er besitzt ausnehmende Geschicklichkeit im Schweinetreiben. Er hatte sich das fetteste ausgesucht, da die am langsamsten gehen und nicht leicht entweichen. Zuletzt trug er's fort auf dem Arme wie ein Kind.

Unterm 3. September 1870 schrieb Bismarck aus Vendresse an seine Gemahlin: . . . Bill sprach ich gestern, wie schon telegraphirt, und umarmte ihn angesichts Seiner Majestät vom Pferde herunter, während er stramm im Gliede stand. Er ist sehr gesund und vergnügt. Es wird den gefangenen französischen Offizieren komisch vorgekommen sein, einen preußischen General einen gemeinen Dragoner umarmen zu sehen.

¹⁾ Bismarck-Portefeuille Bd. III. S. 95.

²⁾ Roon, Denkwürdigkeiten Bd. II. S. 446.

Und am 11. September 1870 schreibt Major v. Roon: Vorgestern gegen Abend war übrigens auch Graf Bismarck bei Vater, wie um Mittag Moltke. . . . Bismarck war ebenso aufgeräumt wie Moltke. Ich erzählte ihm, daß ich Bill beim Requiriren eines Schweines belauscht hätte, eine köstliche Scene zum Malen, was ihn sehr amüsirte.

Am 27. September 1870 wurde Graf Wilhelm zum Offizier befördert. Von da ab machte er eine rasche militärische Carrière.¹⁾

Am 2. Oktober besuchte der Sohn den Vater in Ferrières.

Nach Beendigung des französischen Krieges nahte der Zeitpunkt heran, da sich die Söhne des Reichskanzlers über ihre einzuschlagende Carrière schlüssig machen mußten. Wohin die Neigungen zielten, erfahren wir aus folgendem Briefe des Vaters an den Bruder:

Varzin, 23. Juli 1871.

. . . In etwa 8 Tagen erwarte ich Herbert, der in Schlangenbad badet. Er will beim Regiment bleiben, Bill wieder studiren, wird einstweilen à la suite gestellt.

Graf Wilhelm studirte darauf bis zum Herbst 1872 in Berlin und unterzog sich alsdann dem Referendar-Examen, das er vorzüglich bestand.

II. Lehrjahre.

Der Bruder hatte im Januar 1874 die diplomatische Carrière ergriffen; der Zweitgeborene schien dafür wenig Neigung zu zeigen; es war ein gemüthlicher junger Herr, der sehr wohl auch ohne Akten leben konnte, ja zeitweise dieselben sicherlich verwünschte, und der sich der Bürde, die ihm sein großer Name auferlegte, vielleicht weniger bewußt war als sein ernster veranlagter Bruder; er paßte weit eher für das Innere als für das Außere; vorwärtskommen konnte er hier wie dort; auch ist es in den meisten Familien beliebt, daß die Söhne verschiedene Carrièren ergreifen, schon damit sie sich später, falls sie einschlagen, nicht gegenseitig Konkurrenz machen. Erwies sich der von dem Grafen Wilhelm gewählte Beruf später als verfehlt, so konnte er noch immer „umsatteln“, und er durfte hoffen, auch in dem Ressort des Auswärtigen Amtes noch irgendwo unterzukommen.

Nach den damals in Preußen bestehenden Bestimmungen hatte Graf Wilhelm nach dem Bestehen des Referendar-Examens zunächst bei Gerichten zu arbeiten; er wählte sich das Amtsgericht in Wiesbaden, das Kreisgericht in Schlade (bei Varzin), endlich das Kammergericht in Berlin. Im Jahre 1878 bestand er seine zweite juristische Prüfung.

Jetzt war der Augenblick gekommen, da sich derselbe entscheiden mußte, ob

¹⁾ 15. September 1884 Beförderung zum Rittmeister, am 25. Februar 1889 zum Major.

er zur Justiz oder zur Verwaltung übergehen wollte. Die Justiz konnte für ihn wenig Verlockendes haben, und so trat er denn in den Verwaltungsdienst über, und zwar unter den allgünstigsten Umständen; nahm doch sein Vater selbst die weitere Ausbildung in die Hände, indem er ihn seiner Person attachirte. ¹⁾

Vom Herbst 1879 ab bis zum Jahre 1881 war der Königlich preussische Gerichtsassessor Graf Wilhelm Bismarck kommissarischer Hilfsarbeiter in dem Bureau des Kaiserlichen Statthalters Freiherrn v. Manteuffel; die Entsendung des Zweitgeborenen nach Straßburg war seitens des Reichskanzlers gewissermaßen ein Kompliment für den Statthalter; denn nur wenn er dort etwas lernen und sehen konnte, war die Maßregel angebracht; Fürst Bismarck hatte bei der Bevorzugung der Reichslande aber sicherlich auch noch einen andern Nebenzweck. Immer den Blick auf das Weitere gerichtet, wollte er den Sohn nicht an eine preussische Regierung schicken; nicht in den engeren preussischen Traditionen sollte er seine Laufbahn im Gebiete der inneren Verwaltung beginnen, sondern an der Stelle, wo mit die besten Kräfte von Deutschland zusammenarbeiteten, zwei wiedergewonnene widerstrebende Provinzen dem Reiche fester anzuschließen.

In einem Briefe des Statthalters v. Manteuffel an den Reichskanzler, d. d. Straßburg 18. Dezember 1879, rühmt derselbe den klaren Blick und das sehr gesunde Urtheil, das Graf Wilhelm in seiner Stellung bewiesen.

Graf Wilhelm war es, an dem sich die Kunst Schweningers erprobte, bevor derselbe den Fürsten Bismarck selbst in Behandlung nahm. Mitte Juni 1879 bekam der Graf einen so heftigen Gichtanfall, daß er wochenlang wie gelähmt war. Gichtische Erscheinungen der bedenklichsten Art hatten sich bei ihm eingestellt. Als alle Aerzte nicht helfen konnten, überredete ihn der damals der bayerischen Gesandtschaft in Berlin zugetheilte Legationssekretär Freiherr v. Podewils, sich dem Münchener Doktor Schwening anzuvertrauen, dem auch er bereits seine Heilung verdankte. Von der Zeit an, da Graf Wilhelm nach Schweningers Anordnungen lebte, vollzog sich seine Genesung. Die Heilmethode bestand in einer vollständig veränderten Ernährungsweise: Entziehung von Fleisch, Kaffee, Thee. Der Erfolg war ein so vollständiger, daß der ehemals wie ein Greis an das Ruhebett gebannte Patient, frisch wie

¹⁾ Schreiben des Grafen Wilhelm Bismarck an den Freiherrn v. Barmbüler in Sachen der Uebnahme des Vorsitzes der Zolltarif-Kommission, d. d. 3. Dez. 1878, s. in meinem Werke „Fürst Bismarck als Volkswirt“ Bd. III. S. 274. Schreiben des Grafen Wilhelm B. an den Minister Hofmann, d. d. 12. Dez. 1879, betreffend die Wahl Liebemanns in die Zolltarif-Kommission, in meinen „Aktenstücken zur Wirtschaftspolitik des Fürsten Bismarck“ Bd. I. S. 297. Schreiben desgl. an den Staatsminister v. Bülow, d. d. 18. Januar u. 1. Februar 1879, a. a. O. Bd. I. S. 302 und 303.

ein Fisch, sich mit seinem Neßkulap in den eisig kalten bayerischen Gebirgsbächen zu baden wagen konnte. Sein Gewicht hatte zwischen 30 und 40 Pfund abgenommen. Man begreift, daß nach dieser Wunderkur es unschwer wurde, Schweningen auch bei dem Vater Bismarck Eingang zu verschaffen.

Ueber seine Aufgabe und seine Methode bei der Behandlung des leidenden Reichskanzlers sprach sich Schweningen zum erstenmal eingehend in dem Widmungsbrief an den Grafen Wilhelm aus, der seinen 1886 erschienenen „Gesammelten Arbeiten“ vorausgeschickt ist. Er sagt darin: „Gerade bei dem Fürsten konnte damals durchaus von keiner Beseitigung der Körperfülle die Rede sein — der Fürst war ja abgemagert und heruntergekommen in der bedenklichsten Art —, sondern alles kam darauf an, den Körper zu ernähren, die Kräfte zu heben, die zerrütteten Nerven wieder zu beleben. Ich habe mit Gleichmut ertragen, was über mich als Entfetter, Wasserentzieher, Milchkur-doktor, Herzmuskelförderer u. s. w. gefaselt wurde und mir an der Freude genügen lassen, daß es gelungen ist, wie Sie von der Gicht, so den Fürsten von der allgemeinen Ernährungsstörung mit ihren schlimmen Begleitern zu befreien.“

III. Eintritt in die parlamentarische und politische Arena.

Am 25. August 1878 fand in Mühlhausen (Regierungsbezirk Erfurt) im Saale des dortigen Schützenhauses eine Wählerversammlung statt, in welcher Graf Wilhelm Bismarck für seine Reichstagskandidatur daselbst eintrat.¹⁾ Er sprach folgendermaßen:

„Meine Herren! Es ist ein erhebendes Bewußtsein für mich, ein so weitgehendes Vertrauen Ihrerseits zu besitzen, daß Sie mich für würdig halten, Sie im Reichstage zu vertreten. Ich spreche hierfür allen meinen Dank aus und werde meine Kraft daran setzen, es zu rechtfertigen. Sie haben bisher den Minister Dr. Friedenthal als Ihren Vertreter für den Reichstag entsendet und zuletzt durch überwiegende Majorität bestätigt, daß seine politische Thätigkeit mit Ihren Wünschen und Ansichten harmonirt. Der Minister Friedenthal hat anderswo ein Mandat angenommen in der Voraussetzung, daß Sie wiederum einem Kandidaten derselben politischen Richtung Ihre Stimme geben werden. Ich habe noch keine politische Vergangenheit; ich erkläre einfach, daß ich auf seinem Standpunkt stehe. Ich brauche wohl nicht hinzuzusetzen, daß dies auch die Politik meines Vaters ist, und es wird Sie nicht wundern, daß ich derselben in den Hauptpunkten folgen werde. Aber ich halte es auch, abgesehen von diesen Verhältnissen, nicht für eine Schande, eine Regierung zu unterstützen; wir brauchen eine starke Regierung, um die Verhältnisse zu ordnen. Keine Reaktion, meine Herren, ist das Ziel der Regierung; die das behaupten wollen, sagen eine

¹⁾ In Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

tendenziöse Unwahrheit. Ebenso überlegen sich diejenigen, die daraus eine Schande machen, eine Regierung zu stützen, wohl nicht genau, daß sie es für rühmendwert halten, wenn eine Regierung einer Fraktion nachfolgt; das ist nicht logisch, denn: ‚was dem einen recht ist, ist dem andern billig‘. Die Regierung verlangt keine absolute Heeresfolge, sie hat stets das größte Entgegenkommen bewiesen. Nur wenn das Staatswohl absolut gefährdet war, hat sie es für ihre Pflicht gehalten, bei ihren Absichten zu verbleiben und ihren Standpunkt zu wahren. Ich glaube, meine Herren, daß ich in dieser Hinsicht auf meinen Namen hinweisen kann, Sie werden ein bestimmtes Programm darin finden. Um jedoch Irrungen zu begegnen und Unklarheit zu vermeiden, werde ich meinen Standpunkt an der Hand der Gesetze, die in der nächsten Reichstagsession eingebracht werden sollen, erörtern. Das vorzüglichste ist das Sozialistengesetz. Sie sind wohl alle der Ansicht, daß etwas gegen diese staatsunterwühlenden Elemente geschehen muß und daß solche Zustände nicht länger geduldet werden dürfen. Es fragt sich bloß, wie dies zu machen ist. Dem Entwurf des Gesetzes wird der Charakter als Ausnahmegesetz entgegengehalten, deswegen findet er Mißbilligung: ‚Die bürgerlichen Freiheiten des Volkes würden dadurch gefährdet‘ und dergleichen. Ich meine vielmehr, daß wir dieselben gefährden, wenn wir Gesetze, die für bestimmte staatsgefährliche Elemente gegeben sind, auf alle ruhigen Staatsbürger ausdehnen. Wir werden uns diese notwendige Maßregel dadurch erleichtern, daß wir dem Ausnahmegesetze zunächst eine bestimmte Dauer geben, nach deren Ablauf dasselbe aufgehoben werden kann. Gleiches Recht ist allerdings ein schöner Grundsatz; aber gleichen Rechten stehen auch gleiche Pflichten gegenüber. Wenn von einer Partei alle Pflichten geleugnet werden, können ihr auch nicht alle Rechte zustehen. Das neue Gesetz wird der Regierung umfassende Vollmachten geben, wir können gewiß das Vertrauen zu ihr haben, daß sie diese Vollmachten nicht mißbrauchen wird.

Die zweite große Vorlage in der nächsten Session betrifft die beabsichtigte großartige Steuerreform. Es ist klar, und die Regierung hat es schon lange gesehen, daß die Steuern, die jetzt aufgebracht werden, vom Reiche in einer sehr viel bequemeren und weniger drückenden Weise aufgebracht werden können. Sie hat deshalb beschlossen, einen andern Steuermodus einzuführen. Nicht auf einen Schlag kann es geschehen, allmählich muß sich diese Ansicht Bahn brechen. Der Grundgedanke der Regierungsvorlage ist: die direkten Steuern sollen den Gemeinden überwiesen, die Bedürfnisse des Staates aus indirekten Steuern und Zöllen bestritten werden, womit natürlich ganz allmählich angefangen werden soll. Ich glaube, daß es bei den großen Veränderungen der Geldwerte in den letzten Jahren sich empfehlen wird, wenn wir den Anfang der Einkommensteuerstufe höher setzen, so daß etwa von 2000 Thalern an als Minimum Einkommensteuer bezahlt würde, während jedes niedrigere Einkommen nur zur Klassensteuer veranlagt, diese selbst aber gänzlich den Kommunen überwiesen würde. Die

Revision der Gewerbeordnung habe ich mit Freuden begrüßt, wie sie in der letzten Session begonnen, leider aber nicht vollendet wurde. Ich halte es für notwendig, das Lehrlings- und Gesellenwesen zu reformiren, um einen kräftigen Mittelstand in den Handwerkern zu erhalten, der allezeit eine der besten Grundlagen des Staates gewesen ist und bleiben soll.

Bezüglich der Zölle auf fremde Waren glaube ich, daß nur wenige Leute im unklaren sind, wie wir mit dem System des absoluten Freihandels zu weit gekommen sind, so daß wir in dieser Beziehung einen Rückschritt machen und zu den Traditionen des Zollvereins zurückkehren müssen, bei denen wir uns sehr glücklich befanden, und unter denen die deutsche Ware einen großen Ruhm auf dem Weltmarkte behauptet hat.

Meine Herren, ich glaube, daß Sie auch aus diesen wenigen Worten doch schon über meinen politischen Standpunkt orientirt sind. Ich bin bereit, auf etwaige Interpellationen gern noch weitere Auskunft zu erteilen¹⁾.

Bei der Stichwahl entbrannte ein lebhafter Parteilampf, der sich aber entschieden zu Gunsten des Sohnes des Kanzlers gestaltete, seitdem ihm die 2000 Stimmen der Ultramontanen von den Führern derselben zugesagt worden, und zwar in Folge des nachstehenden seltsamen Depeschenwechsels. Das Wahlkomite der Zentrumsparthei richtete an den Grafen Wilhelm Bismarck nach Gastein, wo derselbe sich in der Umgebung des Kanzlers eben aufhielt, folgende telegraphische Anfrage: „Um bei der Stichwahl eventuell Eurer Hochgeborenen unsere Stimmen geben zu können, bitten wir um hochgeneigteste sofortige telegraphische Auskunft, ob Hochdieselben Ihren Einfluß auf Aufhebung des Kulturkampfes geltend zu machen gedenken.“ Hierauf lief am 6. August 1878 abends vom Grafen Wilhelm nachstehende Depesche ein:²⁾ „Telegramm von gestern erhalten. Ich glaube nicht, daß die darin gestellte Frage den Reichstag beschäftigen wird. Sollte es dennoch der Fall sein, so werde ich für mein Verhalten den Rat des mir persönlich nahestehenden Reichskanzlers erbitten und um so lieber befolgen, als mir die persönliche Gesinnung desselben bekannt ist.“

Es war bei der Jugend des neu gewählten Abgeordneten nicht zu erwarten, daß er sich im Parlament zu großen Thaten aufschwingen werde. Gleichwohl ergriff er in mehreren Fragen die Initiative, zunächst bei Beratung des Wucherergesetzes. In seiner Jungfernrede (8. April 1880)³⁾ verlangt er die Aufnahme eines Zinsmaximums in den Entwurf eines Gesetzes, betreffend

1) Eine Anfrage wurde nicht gestellt.

2) In Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

3) Stenogr. Berichte S. 563. In Kohls Bismarck-Regesten übersehen, ebenso wie die in den folgenden Notizen erwähnten Daten.

den Wucher, und trat für diesen Vorschlag¹⁾ auch am 20. April 1880 bei der zweiten Beratung der Vorlage²⁾ ein, ohne aber im Reichstag damit durchzudringen.

Mehr Erfolg hatte der Abgeordnete mit einer von ihm am 22. April 1880 vorgeschlagenen Resolution wegen Einschränkung des im Art. I der Deutschen Wechselordnung gegebenen Begriffs der Wechselfähigkeit.³⁾ Nach einer eingehenden Begründung dieses Vorschlags in der Sitzung des Reichstags vom 7. Mai 1880⁴⁾ wurde die Resolution mit 136 gegen 99 Stimmen angenommen.

Auf der parlamentarischen Soiree⁵⁾ am 4. Mai 1880 wurde viel darüber gewitzelt, daß der Abgeordnete Graf Wilhelm Bismarck im Reichstag gegen einen Antrag seines Vaters gestimmt habe. Der Fürst erwiderte, er habe stets dafür gesorgt, seinen Söhnen vollkommene Unabhängigkeit zu wahren; sehr gegen die Neigung seiner Frau habe er — schon als seine Söhne erst sechs Jahre alt gewesen — nicht gefragt oder fragen lassen, wohin dieselben gingen, sondern denselben ganz freie Disposition über sich selbst eingeräumt.

Als Stichprobe, mit welcher Sprache der Abgeordnete Eugen Richter das parlamentarische Debüt des Grafen begleitete, führe ich folgendes an: In Barmen sagte er: „Nicht nur, daß der Vater Bismarck Projekte machte, jetzt fängt der Sohn auch an (große Heiterkeit). Von ihm ist der Vorschlag zur Beschränkung der allgemeinen Wechselfähigkeit ausgegangen, wodurch gerade der Kredit der kleinen Handwerker und Landwirte erschüttert wird. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme, aber ein großer Mann hat auch nicht immer einen großen Sohn“ (Heiterkeit).

Am 25. September 1880⁶⁾ gab Graf Wilhelm Bismarck in Mühlhausen einen Rechenschaftsbericht über seine Thätigkeit als Reichstagsabgeordneter. Er begann damit, daß es für den Abgeordneten notwendig sei, mit seinen Wählern Fühlung zu behalten, und er würde auch stets für ihr Interesse wirken; indem er sich über die zahlreich Erschienenen freue, müsse er jedoch von vornherein bitten, wegen seiner persönlichen Beziehungen nicht irgend welche offiziöse Mitteilungen oder Enthüllungen zu erwarten. Die Thätigkeit des Reichstags habe sich in den beiden verfloffenen Jahren hauptsächlich auf die Zollgesetzgebung

1) Formulirt in der Reichstags-Drucksache Nr. 124 (17. April 1880), 4. Legislatur-Periode, III. Session 1880.

2) Stenogr. Berichte S. 828.

3) Reichstags-Drucksache Nr. 137, 4. Legislatur-Periode, III. Session 1880. In Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

4) Stenogr. Berichte S. 1225. In Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

5) Für den Scherz, daß die Abgeordneten zu der parlamentarischen Soiree vom 10. Mai 1880 mit der Bemerkung „zu einer vertraulichen Besprechung“ eingeladen wurden, wurde allgemein Graf Wilhelm verantwortlich gemacht.

6) In Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

erstreckt, sei jedoch noch nicht zum Abschluß gelangt, da verschiedene Vorlagen vom Reichstag abgelehnt seien. Trotz des kurzen Bestehens der zum Schutze unserer Industrie eingeführten Zölle könne man bereits die Besserung in verschiedenen Zweigen derselben konstatiren; in der Textilbranche hätte er gern Veränderungen in dem von der Kommission beratenen Tarife gewünscht, hätte aber davon abgesehen, um das so schwer zusammengebrachte Werk nicht gänzlich zu gefährden. Für die so viel angefochtene Getreidesteuer habe er gestimmt, da ein solcher Schutz für unsere Landwirtschaft — und Deutschland sei doch vorwiegend ein ackerbaureibender Staat — notwendig sei, dann aber auch, weil ein derartiger Zoll verwerflichen Agitationen der Spekulanten Schranken setze. Die Zölle hätten bis jetzt eine Einnahme von 40 Millionen ergeben; das sei gerade hinreichend, um ein chronisch gewordenes, künstlich verdecktes Defizit in unserem Staatshaushalte zu decken; aber um die Grund- und Gebäudesteuer den Kommunen zu überlassen, was er voriges Mal als zu erreichendes Ziel hingestellt habe, gehörten 100 Millionen, und würde er daher für eine hochveranlagte Börsensteuer und Erhöhung der Brausteuer stimmen. Daß letztere zu ertragen möglich, ersehe man an Bayern, wo dieselbe viel höher sei. Entgegen den Ausführungen von Bennigsen und Kardorff erklärte Graf Bismarck, für Erhöhung der Branntweinsteuer nicht unbedingt eintreten zu können.

Auf die weitere gesetzgeberische Thätigkeit des Reichstags eingehend, bekannte sich Graf Bismarck dazu, für autonome Innungen eingetreten zu sein, da unser Handwerkerstand nur durch Wiedung der Standesehre zu heben sei. Mit dem Buchergesetz habe er sich eingehend beschäftigt; seine Anträge seien zwar nicht durchgedrungen, aber der Bucher wohl auch noch nicht gänzlich ausgerottet, vielleicht komme man darauf zurück. Seine Anträge auf Beschränkung der Wechselfähigkeit fanden viel Widerspruch, so noch neuerdings auf dem Juristentag zu Leipzig; der Reichstag habe sie aber anerkannt, und dessen Spruch sei doch wohl noch gewichtiger. Auch den Anforderungen für Erhöhung der Militärlast glaubte Graf Bismarck zustimmen zu müssen. Deutschland habe eine für die Industrie ausgezeichnete zentrale Lage, aber an seinen Grenzen starke Militärmächte, gegen die es stets gerüstet sein müßte. Was hätte Deutschland im Anfang dieses Jahrhunderts unter der feindlichen Invasión nicht gelitten! Mit einem Appell an die gemäßigten Parteien schloß der Redner: die Fortschrittspartei und die ihr nahe verwandten Sezessionisten hätten noch 1866 kurz vor Beginn des Krieges gesagt: „Diesem Ministerium keinen Groschen, und wenn die Kroaten vor den Thoren von Berlin ständen!“

In der Nr. 276 der „Kölnischen Zeitung“ vom 4. Oktober 1880 veröffentlichte dieselbe folgende ihr zugegangene Zuschrift des Grafen Wilhelm v. Bismarck, ¹⁾ Mitglied des Reichstags:

¹⁾ In Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

Friedrichsruh, den 2. Oktober.

In der Nr. 271 der „Kölnischen Zeitung“ vom 29. v. M., welche mir erst heute zu Gesicht gekommen, ist einem von mir am 26. v. M. meinen Wählern erstatteten Rechenschaftsberichte ein Artikel gewidmet, welchem eine irrtümliche Information zu Grunde liegt.¹⁾ Ich bitte ergebenst um dessen Richtigstellung. Ich habe nicht gesagt, daß die zur Beseitigung der drückendsten direkten Steuern ungefähr erforderlichen 100 Millionen Mark ausschließlich durch die Stempel- und erhöhte Brausteuer zu decken seien; ich habe nur erklärt, daß ich zur Verwirklichung der von der Reichsregierung in Angriff genommenen Steuerreform in erster Linie jene beiden Objekte heranzuziehen wünsche. Es wird aber jedermann einleuchten, daß dadurch allein dem Reiche niemals Einnahmen in Höhe von 100 Millionen Mark zugeführt werden können. Da es bisher nicht in meiner Absicht liegt, mit steuergesetzlichen Initiativanträgen im Reichstage vorzugehen, und ich andererseits nicht weiß, welche Vorlagen wir nach den bisherigen Ablehnungen im Reichstage von Seiten der verbündeten Regierungen zu erwarten haben, so habe ich es für überflüssig erachtet, in eine weitere, doch nur akademische Erörterung von Steuerfragen einzutreten, und bloß bei der Branntweinsteuer eine Ausnahme gemacht, weil

¹⁾ Der betreffende Artikel lautete: In einer Rede, die der Reichstagsabgeordnete Graf Wilhelm Bismarck vor seinen Wählern in Mühlhausen gehalten, ist das Beachtenswerteste wohl die Stelle, worin er sich über die Steuerreform ausspricht. Graf Bismarck wies zwar die Vermutung zurück, daß infolge seiner persönlichen Verhältnisse seinen Mitteilungen ein offiziöser Charakter innewohne, allein „gute Informationen“ wird man ihm doch immer vertrauen dürfen. Der Redner meinte, hundert Millionen Mark neuer Steuern würden zur Erreichung des angestrebten Zieles der Entlastung an direkten Steuern noch nötig sein, und will diese Summe in erster Linie durch die längst bekannten beiden Steuerprojekte aufbringen, die Stempelsteuer, die hinsichtlich der Börsengeschäfte noch etwas höhere Sätze als die der früheren Vorlage vertragen könne, und die Erhöhung der Brausteuer. Dagegen sprach sich Graf Bismarck über die Erhöhung der Branntweinsteuer in einer Weise aus, die, wenn seine Ansichten mit denen des Reichskanzlers übereinstimmen, wenig Aussicht eröffnet, daß auch diese Steuer dem Reichstag vorgeschlagen werden soll. Der Redner meinte, der Branntwein sei jetzt schon unverhältnismäßig hoch besteuert; im Notfall könne man vielleicht später einmal auf das Projekt zurückgreifen. Nachdem noch jüngst Herr v. Bennigsen die höhere Belastung des Branntweins als Bedingung für eine neue Brausteuer bezeichnet, und nachdem man bis tief ins konservative Lager hinein die Gerechtigkeit und Notwendigkeit dieser Maßregel anzuerkennen begonnen hat, ist es nicht erfreulich, diese populäre Steuer, für die sich so zahlreiche wirtschaftliche und moralische Gesichtspunkte geltend machen lassen, jetzt wieder so kühl abgewiesen zu sehen. Wenn der Abgeordnete für Mühlhausen ferner die Regierung gegen den Vorwurf in Schutz nimmt, daß sie das Versprechen einer Steuerermäßigung nicht gehalten habe, indem er fragt: wie man alte Steuern erlassen könne, wenn der Reichstag in den letzten Sessionen die vorgelegten Steuerprojekte zurückgewiesen habe, so vergißt er dabei doch ganz die Bewilligungen des vorigen Jahres, des neuen Zoltariß und der Tabaksteuer. Die Ueberzeugung, daß in der Steuerfrage jetzt endlich ein Weg eingeschlagen wird, der diese so lange schwebende Angelegenheit zu einem befriedigenden Ziele führt, wird man aus den Darlegungen des Grafen Bismarck nicht gewinnen können.

es bekannt ist, daß sie bei der Ablehnung der Brausteuervorlage von entscheidendem Einflusse gewesen ist. Ich habe erklärt, daß ich den Standpunkt einer großen Zahl von Abgeordneten hierin nicht teilte, und nicht wie diese aus der Erhöhung der Branntweinsteuer eine *conditio sine qua non* für die der Brausteuer machen würde, daß ich aber im Falle des Bedarfs die erhöhte Branntweinsteuer nicht ablehnen würde, vorausgesetzt, daß die Landwirtschaft nicht dadurch geschädigt wird. Uebrigens sind meine Äußerungen im wesentlichen richtig von einem — wenn ich nicht irre — fortschrittlichen Blatte, nämlich in Nr. 225 der „Nordhäuser Zeitung“, wiedergegeben, wenn auch die unvermeidliche Kürzung meines Vortrages nicht ohne Einfluß auf Sinn und Zusammenhang desselben hat bleiben können. Wenn schließlich in Ihrem Artikel, trotz meines ausdrücklichen und öffentlichen Protestes, von dem Inhalte meines Vortrages Rückschlüsse auf die zukünftigen Maßnahmen des Herrn Reichskanzlers gemacht werden, so ist es ja für Preßangriffe auf diesen zweifellos bequem, in einer Zeit, wo keine Kundgebungen von ihm zu erwarten sind, ihm persönlich nahestehende Abgeordnete für seine politischen Prokuristen zu erklären. Ich nehme aber wiederholt das Recht für mich in Anspruch, meine Ansichten zu äußern, ohne daß mir derartige Unterstellungen gemacht werden, wenn ich auch erwarte, daß mir eine gewisse Agitationspresse der oppositionellen Parteien dieses Recht nicht zugesteht. Mit dem Ausdruck meiner Hochachtung bin ich Ew. Wohlgebornen ergebener

Graf W. v. Bismarck, Mitglied des Reichstags.

Es ist gewiß gegen unsere Absicht geschehen, bemerkte die „Kölnische Zeitung“ bei Abdruck dieser Zuschrift, wenn in unserem Berichte die Ansichten des Grafen Wilhelm Bismarck nicht ganz richtig getroffen sind.

Eine intensivere Thätigkeit stand dem Grafen Bismarck in der IV. Session der 4. Legislaturperiode des Reichstags bevor, als derselbe zum Berichterstatter des wichtigen Gesetzentwurfs, betreffend die Abänderung der Gewerbeordnung (Regelung der Innungsfrage),¹⁾ ernannt worden war. Der aus der Feder des Grafen Bismarck stammende, überaus klare und das Resultat von 12 Sitzungen zusammenfassende Kommissionsbericht datirt vom 16. Mai 1881 und findet sich abgedruckt als Drucksache Nr. 128, 4. Legislaturperiode, IV. Session 1881.

In drei Sitzungen des Reichstags (19., 20. und 21. Mai 1881)²⁾ ergriff der Abgeordnete Graf W. Bismarck dreizehnmal das Wort, um in der Hauptsache für folgende Postulate einzutreten: Aufnahme von Bestimmungen über die Arbeitsbücher der Innungsmitglieder in die Statuten, Ablehnung aller Anträge mit der Tendenz, die Autonomie und Lebensfähigkeit der Innungen zu unter-

¹⁾ Nr. 49 der Drucksachen, 4. Legislaturperiode, IV. Session 1881.

²⁾ Alle drei Daten in No. 3 Bismarck-Regesten übersehen.

graben, Zuweisung des Lehrlingswesens an die Innungen und die Errichtung von Handwerkerkammern.

Mit dem Abgeordneten Laske hatte der Graf bereits in der Sitzung vom 19. Mai ein Wortgefecht, worauf am folgenden Tage ein scharfes Rencontre folgte, das bezeichnend für die Stimmung war, die bereits damals zwischen dem Hause Bismarck und diesem rechthaberischen und doktrinären Abgeordneten herrschte.

Im weiteren Verlaufe treffen wir den Grafen Wilhelm wiederholt als Unterhändler zwischen seinem Vater und den Parlamentariern, die sich über die Absichten und Wünsche des Reichskanzlers vergewissern wollten.¹⁾ Er arbeitete mehr hinter den Couffissen des Reichstags als auf der Bühne.

Am 25. Juni 1881 hielt Graf Wilhelm eine Rede im Halle'schen Thor-Bezirksverein in Berlin, die ungeheuer viel Staub aufwirbelte.²⁾

Der Sohn des Reichskanzlers war von dem Vorstande dieses Bezirksvereins, der überwiegend aus gemäßigten konservativen Männern bestand und von den antisemitischen Ausschreitungen nichts wissen wollte, zu einem politischen Vortrag eingeladen. Man hatte aber zahlreiche Einladungskarten auch an Nichtmitglieder ausgeteilt, und auch Antisemiten schienen sich zahlreich eingefunden zu haben. Der Vortrag des Redners wirkte gleichmäßig hinreißend auf alle Elemente der Versammlung durch Art und Persönlichkeit des Redners, vor allem aber durch den Inhalt. Es ist interessant, dies zu erklären. Man konnte in der damaligen, der Wahlschlacht vorausgehenden Zeit die Fortschrittspartei als das Kompendium aller Gegensätze gegen die Regierung bezeichnen. Die Fortschrittspartei hatte von der Sozialdemokratie die demagogische Methode, von dem Zentrum den Partikularismus, von den Sezessionisten das Manchesterium, von den Nationalliberalen das Verlangen nach parlamentarischer Regierung auf jede Gefahr. Da alle andern Parteien auch einen Teil positiver Beziehungen zur Regierungspolitik hatten, so war es sehr natürlich, daß, wer immer die Regierung und die Grundlagen der Bismarck'schen Politik verteidigen wollte, die Fortschrittspartei angriff, weil er in ihr alle feindlichen Gegensätze traf, ohne irgend eine mit den Bestrebungen der Regierung auch harmonisch zusammenklingende Saite zu verletzen.

Dieses Vorteils bediente sich auch Graf Bismarck. Indem er die vergangene Legislaturperiode charakterisierte, die Vereitelung der meisten regierungsseitigen Bestrebungen beleuchtete, sprach er fast nur von der Fortschrittspartei, kein Wort vom Zentrum, wenig von den Nationalliberalen und deren Sezessionisten und konnte doch die in diesen Parteien vorhandenen Gegensätze treffen.

¹⁾ Ein Beispiel findet sich in meinem Werke: „Fürst Bismarck und die Parlamentarier“, Bd. II, S. 28.

²⁾ Vgl. die „Post“ Nr. 173 v. J. 1881.

Allein die Rede war, und dies ist der Hauptpunkt, nur in den Stellen, die mit Recht zündeten, polemisch, ihr Hauptgehalt lag in der Darlegung des Regierungsstandpunktes.

Die Regierung, so begann der Redner, und ihr gegenwärtiges Haupt, der Reichskanzler, konnte der inneren Politik und der wichtigsten Aufgabe derselben, nämlich der sozialen Reform, mit schöpferischem Fleiße sich erst zuwenden, seitdem die europäischen Verhältnisse die Hoffnung auf einen sich mehr und mehr befestigenden Friedenszustand gewährten. Dieser Moment sei erst im Juli 1878 eingetreten, und der am 9. September d. J. eine neue Legislaturperiode eröffnende Reichstag habe zugleich eine Epoche neuer Bestrebungen in der inneren Politik eröffnet. Leider habe dieselbe infolge der traurigen Attentate mit einem Akt der Repression eröffnet werden müssen, aber die Regierung habe die im Sozialistengesetz erbetene Vollmacht auf das loyalste gehandhabt und gezeigt, daß man den Begriff des revolutionären Sozialismus vielleicht nicht wissenschaftlich definiren, aber praktisch sicher feststellen könne, wenn man loyal verfahren wolle. Die Gegner hätten der Regierung die von dieser bewiesene Loyalität schlecht vergolten, indem sie das sozialistische Element in den auf den sozialen Frieden abzielenden Bestrebungen derselben geflissentlich mit dem revolutionären Sozialismus zusammenwürfen. Graf Bismarck sprach dann von der Diktatur, deren Usurpation man dem Reichskanzler vorwerfe. Aber sei es denn Diktatur, ein wohlthätiges Ziel mit gesetzlichen Mitteln unablässig zu verfolgen? Falle das Streben nach Diktatur nicht vielmehr einer Partei zur Last, die wohlthätige Maßregeln nur deshalb bekämpfe, weil sie dabei nicht ans Ruder gelange? Im weiteren Verlauf entwickelte Graf Bismarck die Notwendigkeit der Zollreform namentlich aus der Thatsache, daß wir zwischen auf verschiedenen Gebieten der Produktion bevorzugten Ländern liegen, die sich gleichmäßig durch hohe Zollschranken gegen uns abschließen.

Darauf ging der Redner zur Steuerreform über und stellte namentlich die soziale Bedeutung derselben ins Licht. Den fortschrittlichen Satz, daß die Erträge der indirekten Steuern lediglich aus der Tasche des armen Mannes fließen, berührte er nicht, aber der Redner zeigte, daß eine allgemeine Höhe der direkten Besteuerung wie die in Berlin erreichte jeden Staat und jede wirtschaftliche Entwicklung unmöglich machen würde. Die Ausbildung der indirekten Reichssteuern sei namentlich notwendig, um die Gemeinden durch Zuschüsse aus den Staatskassen vor den unerschwinglichen direkten Steuern zu bewahren. Daraus ergebe sich eine Teilung namentlich der Armenlast zwischen Staat und Gemeinde.

Schließlich kam der Redner auch auf das Unfallversicherungsgesetz und führte aus, daß hier ein ganz neues Gebiet betreten worden sei, auf dem man aber weiter vordringen müsse, und deutete an, daß hier namentlich durch die Teilung der Armenlast zwischen Staat und Gemeinde eine besser organisirte Hilfe möglich werden könne.

Graf Bismarck ließ sich durch keine antisemitischen Zwischenrufe bewegen, auf diese Agitation einzugehen. Weder mit einem Ja noch mit einem Kopfnicken bestätigte er den bei jeder polemischen Schilderung erschallenden Zuruf: „Juden, Juden!“ Der Redner sagte auch kein Wort vom Zentrum, ermunterte nicht etwa die Hörer zum Zusammengehen mit dem Zentrum. Er sprach als Konservativer zu Konservativen, nannte den Reichskanzler den besten Freund der Konservativen und bezeichnete als die nächste Aufgabe derselben lediglich die Durchsetzung der Sozialreform, wie sie Bismarck unternommen hatte und weiterzuführen entschlossen war.

Die Rede war mit Schlagern reich durchsetzt, die stürmische Heiterkeit verursachten. Bei der Kritik des Sozialistengesetzes bemerkte Graf Bismarck, „daß die Hundesperre auf die Mehrzahl der Einwohner mehr drücke als der kleine Belagerungszustand“ (große Heiterkeit), ein Witz, der ihm sogar im „Reichsboten“ eine schlechte Zensur eintrug, da sich das Blatt, unter ganz falschem Citat, bis zu der Aeußerung verstieg: „Wenn man eine Sozialreform durchführen will, dann muß man dazu vor allem auch eine tiefernste sittliche Gesinnung mitbringen und darf nicht, wie der Graf Bismarck zu unserem Bedauern gethan hat, die Ausweisung der Sozialdemokraten mit der Hundesperre vergleichen. Solche Dinge sind sehr geeignet, viel böses Blut zu machen, die Herzen zu verschließen und das Vertrauen zu rauben. Bloßes Donnern oder gar Schimpfen gegen die Fortschrittspartei hält auf die Dauer nicht vor.“

England — so fuhr Graf Bismarck fort — werde sicher dereinst auch zum Schutz Zoll übergehen. Nun, dann bleiben wir schließlich ganz allein (wie beim Freihandel): „Und sollen wir denn die ewigen Allerwelts-Potsdamer bleiben?“ (Heiterkeit.)

„Was hat das Volk für Interesse daran, ob Herr Richter, Lascker, Fordenbeck Excellenzen werden?“ (Große Heiterkeit. Anhaltender Beifall.)

Bei der Kritik der Berliner Stadtverwaltung kam die Versammlung aus dem Lachen nicht mehr heraus. „Es wird ein großer neuer Vieh Hof gebaut — ich weiß nicht, wer den Löwenanteil daran hat.“ — (Heiterkeit. Bravo!) „Außerdem werden fortwährend Rieselfelder angelegt. Wenn die Herren einmal Minister sein werden, haben sie vielleicht das ganze Reich zu einem Rieselfeld verarbeitet. (Große Heiterkeit. Beifall.) Kohl hat der Fortschritt immer reichlich gebraucht, und wenn er einmal um Verwendung verlegen wäre, dann würde er wohl Blechbüchsen finden, um ihn darin aufzubewahren. (Heiterkeit.) Einen Vorteil würden diese Rieselfelder vielleicht haben, denn ich habe kürzlich zu meinem Erstaunen davon gehört, daß die Ansicht fortschrittlicher Chemiker dahin geht, daß das Wasser, welches von den Rieselfeldern abfließt, besseres Trinkwasser ist als ein Gebirgsquell.“ (Große Heiterkeit.)

Graf Bismarck schloß: „In Berlin, in seiner Domäne, in seinem Hauptquartier müssen wir den Fortschritt angreifen; seien Sie emsig und fleißig,

erscheinen Sie alle an der Wahlurne, um Ihre Stimme hineinzuwerfen, und rufen Sie: Nieder mit dem Fortschritt! Nieder mit dem Fortschrittsring! Nieder mit der Fortschritts Tyrannie!" (Lebhafter, lang anhaltender Beifall.)

Die Versammlung dankte dem Redner für seinen Vortrag durch Erheben von den Sitzen und brachte dem Fürsten Bismarck ein stürmisches Hoch. Graf Wilhelm Bismarck dankte für diese Ovation und schloß mit der Aufforderung: „Gehen Sie hin zu ihm (Fürst Bismarck), Sie werden finden, daß er Ihr bester und wärmster Freund ist!"

Professor Brecher feierte darauf das Wachsen der konservativen Partei in Berlin; dadurch, daß Fürst Bismarck seinen Sohn gesandt, sei es jetzt vollständig klar, daß Fürst Bismarck ganz und gar Gesinnungsgenosse sei. Der Vorsitzende teilte dann noch mit, daß man telegraphisch den Gruß der Versammlung dem Fürsten Bismarck übermitteln werde, und schloß darauf, nachdem ein Hoch auf den Kaiser ausgebracht, die Versammlung.

Wie sehr Graf Bismarck mit dieser Rede die politischen Gegner seines Vaters ins Herz getroffen hatte, beweist die Art, mit der die fortschrittlichen und sezeßionistischen Blätter über ihn herfielen.

Eugen Richter gab auf die Rede im Saale bei Buggenhagen auf dem Moritzplatz in einer Versammlung des Waldeck'schen Vereins folgende Antwort: „Nicht Ueberschätzung der Person des Grafen Bismarck bestimmt mich zu der Erwiderung. Der Redner bedeutet bei der Bismarck'schen Rede so wenig wie der Redakteur bei der ‚Provinzialkorrespondenz‘. Beide sind nur Instrumente, durch welche der Kanzler selbst seine Stücke in der Wahlagitacion spricht. Die Fortschrittspartei antwortet auf diese Rede keineswegs ‚Nieder mit Bismarck!‘ oder etwa: ‚Nieder mit dem politischen Ring seiner Familie!‘ Die Fortschrittspartei will auch ihre Gegner leben lassen, sie hält dieselben nicht für Vaterlandsfeinde, sondern für Vaterlandsfreunde, welche mit ihr wetteifern wollen für das Beste des Vaterlandes. Die Fortschrittspartei würde glauben, in diesem Wahlkampf selbst nachzulassen, wenn ihr die Gegner fehlen sollten.“¹⁾

Und in einem Briefe, den Fürst Bismarck bald nach der Rede in Rissingen am 26. Juli 1881 aus Hamburg erhielt, wurde zuerst ihm selbst wegen seiner elenden Tyrannenpolitik der Tod angedroht, worauf es hieß: „Deinem Sohne Wilhelm mit seinen bisherigen maskirten und lächerlichen Redensarten werden wir auch bald was zuschwören, wenn er nicht aufhört zu wühlen. Die Bismarckbrut muß ausgerottet werden.“

Eine objektivere Kritik als in Berlin treffen wir im „Pester Lloyd“, welcher etwa folgendes ausführte:

¹⁾ Vgl. auch „Eugen Richter, Im alten Reichstag“. Bd. II. S. 230: „Graf Wilhelm Bismarck steigt zum Volke herab.“

Es sei ein bekannter Kunstgriff der Presse, daß man Neulinge in der Oeffentlichkeit, die bei ihrem ersten Auftreten etwas laut — sagen wir meinerwegen: etwas zu laut sprechen, vor allen Dingen in das zweifelhafte Licht der Vächerlichkeit zu rücken suche. Da macht sich jemand bemerkbar — wir kennen ihn nicht! Was berechtigt ihn, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen? Stellen wir ihn zunächst als Narren hin. Das Weitere wird sich finden. — So ungefähr lautet die Losung, die stillschweigend von der Majorität der öffentlichen Wortführer acceptirt wird. Es verschlägt nichts, daß man mit diesem wohlfeilen Stratagem schon trübe Erfahrungen gemacht, bedeutende Männer verkannt und gefährliche Individuen unterschätzt hat. Bei jedem neuen Anlasse beiefert man sich, mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit in den alten Fehler zu verfallen. . . .

Es ist lehrreich, von Zeit zu Zeit einen älteren Jahrgang unserer Tagesblätter wieder zur Hand zu nehmen. Da kann man sich zum Beispiel darüber unterrichten, welcher Empfang dem an die Spitze der Regierung berufenen Herrn v. Bismarck in den Jahren 1863/64 von der sogenannten öffentlichen Meinung bereitet worden ist. Die gesamte liberale Presse schlug damals einen übermüthigen Ton an, als ob es sich um die „lustige Person“ im Puppentheater der Weltpolitik handle. Man sprach von Bismarck wie von einem hochmüthigen Junker, jenem alten Corpsstudenten, der einer Kneiptafel besser präsidire als einem Ministerconseil. Man gab dem Herrn Reichshauptmann den väterlichen Rath, nach Schönhausen zu seinen Bäumen, seinem Viehstande zurückzugehen und dort seinen politischen Dilettantismus abzustreifen. Er möge erst vor allem etwas Tüchtiges lernen — lernen von den zünftigen Herren Professoren des Staats- und Völkerrechts! Dann ließe sich mit ihm reden! „Ce n'est pas un homme sérieux“ — dieses lächerliche Wort Napoleons wurde als tiefer Weisheitspruch mit einer wahren Wollust von der kurzsichtigen Presse citirt.

Graf Wilhelm v. Bismarck theilt gegenwärtig das Loos seines großen Vaters. Ich will nicht sagen, daß der Sohn jemals die Höhe erklimmen wird, zu der sich der größte deutsche Staatsmann emporgeschwungen hat. Ich will nur sagen, daß man nicht wohl daran thut, den Grafen Wilhelm mit eleganter Handbewegung bequem als einen jungen Menschen, den man nicht voll nehmen dürfe, abthun zu wollen. Denn Graf Wilhelm v. Bismarck wird von allen, die ihn näher kennen, als ein ganz ungewöhnlich befähigter, weit über seine Jahre hinaus reifer, umsichtiger und schneidiger Mensch geschätzt, als einer der wenigen jugendlichen Politiker, von denen man sich wirklich etwas versprechen darf. Er ist der rechte Sohn seines Vaters, und wie er von diesem einen guten Teil seiner Geistesgaben und Charaktereigenschaften geerbt, so hat auch sein Aeußeres eine auffallende Aehnlichkeit mit der Gestalt und der Physiognomie des Reichskanzlers. . . .

Sonderbar, höchst sonderbar, daß es ihm als erschwerender Umstand angerechnet wird, ein Bismarck zu sein! Sollte man sich mit einiger Anstrengung nicht selbst sagen können, daß der beständige und intime Umgang mit einem der großartigsten Männer, der dazu noch mittheilhaft ist, daß diese unausgesetzte Anregung und Belehrung, daß dieser ununterbrochene Aufenthalt auf den höchsten Gipfeln des menschlichen Erkennens für einen jeden einigermaßen Begabten in gar nicht zu berechnender Weise förderlich sein muß? . . .

Wie darf der junge Mann sich herausnehmen, eine so provokatorische Sprache zu führen! Der junge Mann! Das ist wieder ein ganz wunderlicher Vorwurf:

„ . . . aux âmes bien nées
La valeur n'attend pas le nombre des années“

sagt ein klassischer Dichter. Auf die Jugend kommt's doch wahrhaftig nicht an. Pitt war jünger, als er Minister war, und — um viel bescheidenere Verhältnisse zu nehmen — Eugen Richter war nicht älter, als er die Verderblichkeit der Bismarckschen Politik zum erstenmal mit anmutig gerundetem Munde der öffentlichen Mißachtung preisgab.

„Nieder mit der Fortschrittsthyrannei!“ hat Graf Bismarck ausgerufen. Schaudervoll, höchst schaudervoll! Soll er die Tyrannei vielleicht hochleben lassen? Und ist dieser Ausruf entsetzlicher und stärker als der von der Majorität befohlte des Dr. Julius Frese: „Nieder mit diesem Ministerium!“ Peccatur intra muros et extra! Es wäre gewiß sehr hübsch, wenn in unseren politischen Kämpfen urbanere Gepflogenheiten zur Geltung kämen. Wenn aber die Opposition für ihr Mißvergnügen die kraftvollsten Ausdrücke zu gebrauchen keinen Anstand nimmt, dann soll sie sich auch nicht darüber wundern, wenn ein Anhänger der Regierung auf groben Klotz einen groben Keil setzt und auf einen Schelmen anderthalbe! . . .

Daß Wilhelm Bismarck die Politik des Reichskanzlers vertritt, daß er dessen Gegner, die dem Reichskanzler das Dasein zu vergällen suchen, nicht mit Glacehandschuhen ansaßt, das ist doch ziemlich einleuchtend. Wenn ein Mensch dazu berechtigt oder verpflichtet ist, so ist er es; und wer von der Parteilichkeit nicht ganz mit Blindheit geschlagen ist, der wird begreifen, daß es sich Graf Wilhelm Bismarck zur Ehre anrechnen muß,

„des Vaters Speer,
des Vaters Schild zu tragen“.

Bei den Reichstagswahlen vom Herbst 1881 unterlag der Sohn des Reichskanzlers dank der Richterschen Agitation in seinem bisherigen Kreise dem Kandidaten der liberalen Vereinigung, Stadt Syndikus Eberty in Berlin. Seitdem hat er sich um ein Reichstagsmandat nicht wieder beworben. Auf seine parlamentarische Thätigkeit im preußischen Abgeordnetenhaus werden wir weiter unten zurückkommen.

Im Sommer 1880 hatte der „Südungarische Bote“ eine seltsame Geschichte vom Grafen Wilhelm Bismarck erzählt und darauf alsbald folgende Berichtigung erhalten:

In Nr. 68 Ihres Blattes befindet sich ein Artikel mit der Ueberschrift: „Womit sich Graf Bismarck im Herkulesbad beschäftigt.“ Derselbe enthält fast ebensoviel Unwahrheiten als Worte — und wenn mir auch gleichgültig ist, was über mich geschrieben wird, so erbitte ich doch im vorliegenden Falle eine Berichtigung, weil der Artikel die Ehre einer Dame angreift. Die Dame ist in begreiflicher journalistischer Vorsicht nicht genannt, aber so beschrieben, daß sie für jeden Einheimischen kenntlich ist. Es ist unwahr, daß dieselbe irgend welche Einkäufe in Spitzen oder dergleichen gemacht hat, und demnach natürlich ebenfalls unwahr, daß sie mir eine Rechnung dafür hat präsentiren lassen. Thatsache ist, daß ein industrielles Ehepaar Namens Boskowitz versucht hat, ihren Namen zu einer Betrügerei zu mißbrauchen, und daß ich dieses Verfahren zunächst beim Bade-Inspektor zur Anzeige brachte. Dieser riet zwar von einer Verfolgung ab, indem er vor dem seiner Vermutung nach entstehenden Preßskandal warnte, ich habe mich aber dadurch nicht abhalten lassen, das zuständige Forum anzurufen, gerade um im Wege einer öffentlichen Gerichtsverhandlung die lügenhaften Gerüchte zu widerlegen, denen es gelang, auch an Stellen Eingang zu finden, bei denen ich es niemals für möglich gehalten hätte. Die Untersuchung ist selbstverständlich auf Betrug gerichtet. Daß in Ihrem Artikel von einem Erpressungsversuch die Rede ist, ist so unlogisch und zeigt eine solche Unkenntnis, daß ich im Zweifel über das Geschlecht Ihres Korrespondenten bin. Seine Qualität kann man aus dem Umstande entnehmen, daß alle Welt hier weiß, daß die Boskowitz ihre Lügen eingestanden hat und gleich nach Eröffnung der Untersuchung verschwunden ist. Der Abschluß derselben wird dank dem schnellen Eingreifen der Königlichen Staatsanwaltschaft nicht lange auf sich warten lassen, und die Unwahrheiten Ihres Artikels werden dann authentisch als solche erwiesen werden. Mir erscheint indessen eine sofortige Richtigstellung derselben geboten, und ich ersuche Sie um die Aufnahme dieser Zeilen an derselben Stelle Ihres Blattes, an der jener Artikel gestanden hat.

Graf Wilhelm Bismarck.

IV. Anstellungen in der dienstlichen Umgebung des Vaters. Eintritt ins Abgeordnetenhaus. Verlobung.

In den Haushaltsetat des Reichs für das Jahr 1878/79 ließ Fürst Bismarck bei der Reichskanzlei eine neue Position im Betrage von 6000 Mark einstellen, da es für notwendig befunden wurde, dem Chef derselben, damals Herr v. Tiedemann, einen ständigen Hilfsarbeiter an die Seite zu geben.

„Um hierfür eine tüchtige und geschulte Kraft gewinnen zu können, empfiehlt es sich, den Maximalsatz (6000 Mark) zur Verfügung zu stellen.“ Die Position wurde von dem Reichstag in zweiter (28. Februar 1881) und dritter Beratung (21. März 1881) anstandslos bewilligt und daraufhin Graf Wilhelm Bismarck mit der Stelle betraut; erst als kommissarischer Hilfsarbeiter und später (10. Oktober 1882) in der Eigenschaft eines ständigen Hilfsarbeiters unter Verleihung des Ranges und Titels eines Kaiserlichen Regierungsrats. Graf Wilhelm that demnächst denselben Dienst, den er bereits früher seinem Vater als Sekretär geleistet hatte, nur daß er jetzt auch von Herrn v. Tiedemann zu Expeditionen u. s. w. herangezogen wurde.¹⁾

Zahlreiche Spuren seiner Thätigkeit in der Reichskanzlei findet man in meinen „Dokumenten zur Geschichte der Wirtschaftspolitik in Preußen und im Deutschen Reich“.²⁾

Als die Zeit herannahte, da Graf Bismarck nach den allgemeinen Anciennitätsverhältnissen einer Beförderung entgegensehen durfte, mußte er aus der Reichskanzlei ausscheiden, da daselbst etatsmäßig nur für einen vortragenden Rat Raum ist. Derselbe rückte im Mai 1884 in die frei gewordene Stelle eines vortragenden Rats im preußischen Staatsministerium ein. Es ist dies jene Stelle, wo die Fäden der kollegialen preußischen Ministerverwaltung zusammenlaufen, und deren sich Fürst Bismarck zu seiner dienstlichen und vielfach auch außerdienstlichen Korrespondenz hauptsächlich zu jener Zeit bediente, da die Reichskanzlei noch nicht geschaffen war. Keine Stelle in Preußen ist natürlich mehr geeignet, einen Ueberblick über den Gang der Staatsmaschine zu gewähren, als die erwähnte, die in der Regel als Durchgangspunkt zum Regierungspräsidenten angesehen wird. Die Hauptaufgabe der jüngeren Räte bildet das Botiren für den Ministerpräsidenten, falls derselbe zu einem im Staatsministerium eingebrachten Vorschlag eines Ressortministers Stellung zu nehmen wünscht.

¹⁾ Anerkennende Aeußerung des Reichskanzlers über sein Einarbeiten in die Geschäfte auf der parlamentarischen Soiree vom 20. Mai 1884. Vgl. mein Werk „Fürst Bismarck und die Parlamentarier“, Bd. I., 2. Aufl., S. 268.

²⁾ Schreiben vom 27. Dezember 1881 an den Geheimrat Gamp wegen Uebersendung des Werkes: „Die wirtschaftlichen, sozialen Fragen unserer Zeit.“ Aktenstücke zur Wirtschaftspolitik des Fürsten Bismarck, Bd. II. S. 98 Note; desgleichen vom 12. April 1882 an Geheimrat Dr. v. Rottenburg, betreffend die Tabakmonopolvorlage, a. a. O. S. 107; desgleichen vom 15. September 1882 an den Unterstaatssekretär Dr. v. Moeller, betreffend die Erhöhung des Zolls auf bearbeitete Hölzer, a. a. O. S. 115; desgleichen vom 19. Juli 1883 an den Staatssekretär des Reichsschatzamts v. Burchard, betreffend die Durchführung deutschen Salzes durch Oesterreich, a. a. O. S. 136; desgleichen vom 12. August 1883 an den Staatssekretär Grafen Hayfeldt, betreffend den Umfang der Hamburger Spritklausel, a. a. O. S. 137; desgleichen vom 31. Dezember 1883 an den Geheimrat Dr. v. Rottenburg, betreffend die Verstaatlichung des Versicherungswesens, a. a. O. S. 147.

Nach meiner Kenntnis der Verhältnisse finden sich aber im Staatsministerium verhältnismäßig wenig Spuren der amtlichen Thätigkeit des Grafen Wilhelm, der nach wie vor hauptsächlich von seinem Vater direkt beschäftigt wurde und als sein Amanuensis oder Sekretär in derselben Weise fortzungirte, wie sie sich seit dem Jahre 1878 herausgebildet hatte. Nichts war auch natürlicher, als daß der Reichskanzler, wenn er mit den Behörden im Reich oder Preußen oder mit Privaten schriftlich zu verhandeln hatte, sich am liebsten der Feder seines Sohnes bediente, der ihm jederzeit zur Hand war, und der durch diese Vertrauensstellung noch dazu in seiner Uebersicht der Politik des Reichskanzlers nur gewinnen konnte.¹⁾

Am 15. November 1884 wurde Graf Wilhelm Bismarck auf Vorschlag seines Vaters gleichzeitig mit dem französischen Botschaftsrat Reindre und dem Vizekonsul Schmidt zum Sekretär der von Belgien, Dänemark, Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Italien, den Niederlanden, Oesterreich-Ungarn, Portugal, Rußland, Schweden-Norwegen, Spanien, der Türkei und den Vereinigten Staaten von Amerika beschickten afrikanischen Konferenz in Berlin ernannt.

Von 1882 bis 1885 hat Graf Bismarck auch dem preußischen Abgeordnetenhaus als Vertreter des Wahlkreises Schlave-Kummelsburg angehört.²⁾ Er schloß sich dort der freikonservativen Partei an, nahm an den Beratungen lebhaften Anteil und trat auch im Plenum des Hauses als Redner auf. Wiederum waren es volkswirtschaftliche Fragen, die sein Hauptinteresse in Anspruch nahmen.

¹⁾ 7. Juli 1884 Schreiben des Grafen Wilhelm Bismarck an den Unterstaatssekretär Dr. v. Moeller, betreffend die Beschwerde der vereinigten selbständigen Stromschiffer in Stettin wegen des Verschleuserechts der Dampfschiffe, vgl. meine Aktenstücke zur Wirtschaftspolitik des Fürsten Bismarck, Bd. II. S. 158; desgleichen vom 11. August 1884 an das Auswärtige Amt, betreffend die Reform des deutschen Konsularwesens, a. a. O. S. 161; desgleichen vom 12. August 1884 an den Unterstaatssekretär Dr. v. Moeller, betreffend eine Beschwerde über die Unpünktlichkeit der gerichtlichen Termine, a. a. O. S. 162; desgleichen vom 2. Februar 1885 an den Deutschen Landwirtschaftsrat, betreffend die Ansichten des Fürsten Bismarck über die von dem genannten Verein eingereichte Eingabe hinsichtlich der Statistik über die Belastung des bürgerlichen Grundbesitzes, Fürst Bismarck als Volkswirt Bd. III. S. 26; desgleichen vom 10. März 1885 an das Auswärtige Amt, betreffend die Herstellung eines ober-rheinischen Schiffahrtskanals, a. a. O. S. 81; desgleichen vom 23. März 1885 an v. d. Heydt-Kersten & Söhne in Elberfeld, betreffend die Verwendung einer Spende aus Anlaß des in zweiter Lesung verweigerten zweiten Direktorpostens im Auswärtigen Amt, „N. Pr. Ztg.“ Nr. 75 vom 29. März 1885; desgleichen vom 19. April 1885 an den Dichter Oskar v. Redwitz, betr. Dank für Festgedicht desselben, „N. Pr. Z.“ Nr. 98 vom 28. April 1885.

²⁾ Am 5. September 1884 wurde Graf Wilhelm Bismarck, der infolge seiner Ernennung zum Geheimen Regierungsrat sich einer Neuwahl unterziehen mußte, im Landtags-Wahlkreise Schlave-Kummelsburg mit 280 Stimmen einstimmig wiedergewählt.

Bei der ersten Beratung des Gesetzentwurfs, betreffend die Zwangsvollstreckung in das unbewegliche Vermögen, am 6. Februar 1883 (Stenogr. Berichte S. 564) ¹⁾ begrüßte der Abgeordnete den Entwurf, und er bedauerte nur, daß der Geltungsbereich des neuen Gesetzes nicht auf die ganze Monarchie ausgedehnt werden könne. Im einzelnen hatte er allerdings mehreres auszusprechen; so wünschte er noch größere Kautelen, um einer Verschleuderung der Grundstücke vorzubeugen und um den kleinen Grundbesitzer vor dem Kredit solcher Leute zu schützen, welche dessen Gewährung in der sicheren Voraussicht, beim Verfall keine Zahlung zu erhalten, dazu benützen, um das Grundstück bald unter den Hammer zu bringen und billig erstehen zu können. Außerdem wollte er das Fälligwerden der Hypotheken mit dem Tage der Subhastation geradezu rundweg verbieten. Das Gesetz sollte in seinen Augen ein Hort sein für den Schwachen und Bedürftigen, es sollte auch den Schuldner gegen die Gläubiger schützen. Auch dürfe der Schuldner nicht, wenn die Subhastation perfekt geworden, ohne weiteres von Haus und Hof verjagt und obdachlos gemacht werden. „Er behält nicht so viel Land, um sich darauf begraben zu lassen. . . Ich habe nicht unterlassen wollen, die Gelegenheit der Subhastationsordnung zu benützen, um auf das Heimstättenrecht zu verweisen, als eines Instituts, welches dem Gesetzgeber nicht genug ans Herz gelegt werden kann.“

Am 25. und 26. Mai 1883 hielt Graf Bismarck zwei Reden zu dem Gesetzentwurf, betreffend die Zwangsvollstreckung in das unbewegliche Vermögen, zur Verhütung der Ausbeutung des Schuldners durch den Gläubiger und um zu verhindern, daß er in die Lage kommt, sich seine Forderung zweimal bezahlen zu lassen. ²⁾ In einer dritten Rede vom 26. Mai 1883 verfolgte er dasselbe Ziel, die Anzahl der Konkurrenten im Subhastationstermine zu vermehren durch ein Verbot der Abrede, wonach die Fälligkeit oder Kündigung der im Grundbuch eingetragenen Forderungen vom Eintritt der Zwangsvollstreckung in das Grundstück abhängig gemacht wird. Mit beiden Anträgen vermochte er nicht durchzudringen.

An dem Tage der Feier des siebenzigsten Geburtstags des Reichskanzlers, 1. April 1885, verlobte sich Graf Wilhelm mit seiner Cousine, Fräulein Sibylla v. Arnim. An demselben Tage wurde er vom Kaiser durch die Verleihung des Roten Adler-Ordens III. Klasse mit der Schleife ausgezeichnet.

Am 6. Juli 1885 fand in Kräcklendorf die Trauung des Grafen Wilhelm Bismarck mit Fräulein Sibylla v. Arnim statt. Bei derselben waren zu-

¹⁾ In Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

²⁾ Graf Bismarck hatte ein hierauf abzielendes Amendement zu §. 22 des Gesetzentwurfs eingebracht. Druckf. Nr. 220, 15. Legislaturperiode, I. Session 1882—83. In Kohls Bismarck-Regesten übersehen, ebenso die drei oben erwähnten Landtagsreden vom 25. und 26. Mai 1883.

gegen die Eltern des jungen Paars und die nächsten Verwandten, darunter Graf Herbert Bismarck, Geheimrat v. Bismarck-Rülz nebst Familie, Herr v. Bismarck-Kniephof, Graf und Gräfin Ranzau, Rittmeister v. Arnim nebst Familie und Landrat v. Roke nebst Familie. Ferner Gräfin Eickstädt, Prinz Hohenlohe, Geheimrat Rottenburg, Professor Schweningen, Baron Plessen, Baron Ohlen und Landrat v. Balan. Um 1 Uhr fand ein Dejeuner statt.

Einem Berichte über die Vermählungsfeier¹⁾ entnehmen wir noch folgendes: Von herrlichem Wetter begünstigt, erfolgte heute mittag 12 Uhr der Brautzug nach der kleinen, in gotischem Stil geschmackvoll erbauten Kirche zu Kröchlendorf, unweit Boitzenburg. Vom Schloß bis nach der einige hundert Schritte entfernten Kirche war eine breite Leinwand über den Weg gelegt und mit Blumen und Eichenlaub bestreut. Am Wege hatte ein Photograph mit seinem Apparat Aufstellung genommen, um den vorbeiziehenden Hochzeitszug zu photographiren. Eine dichtgedrängte Zuschauermenge harrte in gespannter Wartung dem Zuge entgegen. Beim zweiten Läuten der Glocken erschien der lange Zug auf der Blumenbahn. An der Spitze derselben zeigten sich zwei liebliche Brautjungfern im zarten Mädchenalter von etwa 12—13 Jahren, junge Anverwandte der Braut. Diesen zunächst schritten weitere Brautjungfern blühenden Alters, geführt von ihren Kavaliern, darunter der älteste Sohn des Reichskanzlers, Unterstaatssekretär Graf Herbert v. Bismarck. Nun erschien im weißen Brautkleide mit langer Schleppe und halbverhüllendem Brautschleier mit dem Myrtenkranze auf dem Haupte die blühende Braut, geführt von ihrem Vater, dem Kammerherrn v. Arnim; ihr folgte die Frau Fürstin v. Bismarck am Arm ihres jüngsten Sohnes, des Bräutigams. Wie auf diese Gruppe, so richteten sich jetzt aller Augen auf den nachfolgenden Reichskanzler, der in seiner blauen Kürassieruniform so prächtig und wohl ausah. Er führte seine einzige Schwester, Frau Malwine v. Arnim. Diesen Hauptpersonen folgten die Hochzeitsgäste, darunter der Bruder des Reichskanzlers, Geheimer Regierungs- und Landrat v. Bismarck.

Nach dem Eintritt des Zuges ins Gotteshaus wurde ein Vers des Liedes: „Jesu, geh voran auf der Lebensbahn!“ gesungen. Dann hielt Pastor Geier aus Rülz, der Seelsorger der Familie v. Arnim, die Trauredede, der er als Texteswort den Ausspruch des Apostels Paulus 1. Korinther 13, Vers 13 zu Grunde legte: „Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen.“ Der Text bot dem redengewandten Prediger ausgiebigen Stoff, die Herzen der Zuhörer zu fesseln und zu rühren.

Mittlerweile gingen Glückwunschsreiben, Telegramme u. s. w. in großer Anzahl ein. Es war ein heißer und anstrengender Tag für die Post- und Telegraphenbeamten in Boitzenburg, als der nächsten Poststation von Kröchlendorf.

¹⁾ „Kreuzzeitung“ Nr. 156 vom 8. Juli 1885.

dorf. Obgleich dieselben durch Absendung zweier Telegraphenbeamten von Potsdam und Eberswalde eine wesentliche Unterstützung in ihrer anstrengenden Thätigkeit bei Bewältigung der zu Hunderten aus aller Herren Ländern eingelaufenen Glückwunschtelegramme erhielten, so werden sie doch noch lange dieses Tages Last und Hitze gedenken. Auch von Sr. Majestät dem Kaiser und König sowie von der Kaiserin und dem Kronprinzen, ferner vom Staatssekretär Dr. v. Stephan gingen Glückwunschtelegramme an das junge Ehepaar ein, das schon in den Nachmittagsstunden seine Hochzeitsreise nach Paris antrat. Der Reichskanzler begab sich noch am Abend des Hochzeitstages mit seiner Gemahlin nach Berlin zurück.

V. Landrat in Hanau.

Um sich mit dem praktischen Verwaltungsdienste näher vertraut zu machen, wurde der Geheime Regierungsrat Graf Wilhelm v. Bismarck am 15. August 1885 zum Landrat des Landkreises Hanau ernannt (bisheriger Inhaber der Stelle war Freiherr v. Broich) und trat seinen Dienst am 29. September 1885 an.¹⁾ In actis hat Graf Bismarck in Hanau weniger Spuren seiner Thätigkeit zurückgelassen²⁾ als in den Herzen der Kreisbevölkerung, die heute noch viel und gern von ihm spricht und seine Deutseligkeit rühmt. Er war sehr bekannt im Kreise und behauptete selbst, alle Bewohner desselben zu kennen.

Anfangs Juli 1886 wurde der „Berliner Börsen-Zeitung“ aus Hanau geschrieben: Der große Diktator der Fortschrittspartei eröffnet nunmehr, da die Parlamentshäuser geschlossen sind, in der „Freisinnigen Zeitung“ einen kleinen Sommerfeldzug gegen die Familie des Reichskanzlers. Diesmal schwingt er über den armen Grafen Wilhelm Bismarck, dem er es nimmer verzeihen kann, daß er von dem Begründer des Deutschen Reichs abstammt, das Richterbeil.

In der vorletzten Nummer der „Freisinnigen Zeitung“ bringt er unter der vernichtend hämißchen Spitzmarke „ein musikalischer Landrat“ folgende erbitternde Unthat des Grafen Wilhelm Bismarck zur öffentlichen Kenntnis und läßt die Kardinalpunkte junkerlichen Uebermuths mit gesperrten Lettern setzen: Wie der „Hinterländer Anzeiger“ berichtet, gingen der Herr Landrat am 25. Juni, mittags 1 Uhr, in Hanau über die Messe und machten die Wahrnehmung, daß die Carouffels ohne Orgelbegleitung fuhren. Ein deshalb zur Rede gestellter Schutzmann bezeichnete dies als eine Maßnahme des früheren Herrn Landrats. Sofort gab der Herr Graf die Weisung, den Carouffelbesitzern anzukündigen, daß sie von jetzt ab den ganzen Tag über bis 10 Uhr abends die Orgeln

¹⁾ In Kohls Bismarck-Regesten unerwähnt.

²⁾ Die Kreisverwaltung steckte damals in Hanau noch in den Kinderschuhen; er kam dorthin mit Einführung der Kreisordnung und beschränkte sich im wesentlichen darauf, die laufende Verwaltung zu führen.

spielen lassen dürfen. Herr Richter scheint diese Weisung für einen Akt nervöser Willkür zu halten und bemerkt dazu indignirt: „Für die Anwohner des Platzes muß das recht ohrenstärkend sein!“

Wir heben gerade diese kleine Episode hervor, weil sie für den Charakter der Opposition außerordentlich bezeichnend ist. Graf Bismarck hat, indem er die Weisung gab, daß die „Caroussels mit Orgelbegleitung“ fahren dürfen, gezeigt, welch feines Verständnis und liebenswürdiges Mitgefühl er für die Vergnügungen der Kinder besitzt. Man bedenke, ein Caroussel ohne Drehorgel! Das ist wie ein Ball ohne Musik, wie eine Landpartie ohne Sonnenschein, wie eine Nacht ohne Mondlicht, wie eine Rede Richters ohne persönliche Bemerkungen . . . Wir sind überzeugt, selbst jene Eltern, welche deutschfreisinnig und Anwohner des Platzes in Hanau sind, ja sogar viele deutschfreisinnige Junggesellen werden über die Weisung des Grafen Bismarck höchlich erfreut gewesen sein und vielleicht mit den überglücklichen Kleinen die ersten Fahrten und Ritte mit Orgelbegleitung auf den Caroussels seelenvergnügt mitgemacht haben, anstatt sich griesgrämig die Ohren zuzuhalten.

In der Nr. 286 brachte der „Hanauer Anzeiger“ vom 16. November 1886 folgende Bekanntmachung des Landratsamts: ¹⁾

Nachdem sich verschiedene Familienväter der Stadt Windecken über den regelmäßigen Wirtshausbesuch und das öffentliche Kartenspielen der jüngeren Lehrer daselbst wiederholt beschwert hatten, habe ich die Gelegenheit eines mir besonders gemeldeten Falles wahrgenommen, um diesen Lehrern Vorhaltungen wegen ihres Benehmens zu machen und ihnen dessen Aenderung zu empfehlen.

Im eigenen Interesse der Lehrer machte ich ihnen die Eröffnung in Gegenwart des Herrn Lokalschulinspektors mündlich und vertraulich; da aber inzwischen die Angelegenheit, ohne mein Verschulden und mannigfach entstellt, in die öffentlichen Blätter gedrungen ist, so beschreite ich zur Vermeidung von Unklarheiten den Weg der öffentlichen amtlichen Verfügung, indem ich mir erlaube, die Herren Lokalschulinspektoren auf die in der Hanauer Schulordnung vom 7. Dezember 1853 enthaltene Dienstanweisung für die Lehrer aufmerksam zu machen.

Die Dienstanweisung, auf welche nach Verfügung der Königlichen Regierung sämtliche Lehrer bei ihrer Anstellung vereidigt werden, enthält im § 6 neben anderen Vorschriften das ausdrückliche Verbot des Wirtshausbesuches und des Kartenspiels, und auch abgesehen von dieser Vorschrift wird in der Gemeinde das Ansehen des Lehrers nicht gewinnen, der als verheirateter Mann und bei steten Klagen über ungenügende Besoldung fast regelmäßig, selbst am hellen Mittage, im Wirtshause zu finden ist.

¹⁾ In Kohls Bismarck-Regesten ist das obige Schreiben übersehen.

Wie ich die Lehrer des Kreises kennen gelernt habe, ist deren überwiegende Mehrzahl von ihren Berufspflichten so durchdrungen, daß ein Hinweis darauf nicht erforderlich ist; aber gerade die Aufrechterhaltung des hohen Maßes von Pflichtgefühl, welches zu meiner Freude den hiesigen Lehrerstand auszeichnet, erheischt, daß einzelne, welche falsche Wege einschlagen wollen, rechtzeitig gewarnt werden, und ich ersuche die Herren Lokalschulinspektoren ergebenst, sich dieser Aufgabe da, wo dieselbe an sie herantritt, unterziehen zu wollen.

Hanau, am 15. November 1886.

V. 7156.

Der Königliche Landrat
Graf Bismarck.

An die Herren Lokalschulinspektoren des Kreises.

Wegen dieser Verfügung wurde Graf Bismarck fast ebenso verkehrt wie seinerzeit wegen der Rede im Haleschen Thor-Bezirksverein in Berlin, und alle liberalen Zeitungen beeilten sich, den bedrängten Volksschullehrern des Hanauer Kreises beizuspringen. Die Volksschullehrer — so argumentirte die „Breslauer Zeitung“¹⁾ — hätten nur die Aufgabe, ihre Pflicht in der Schule zu thun und einen anständigen Lebenswandel zu führen. „Hält aber Graf v. Bismarck den Wirtshausbesuch und Kartenspiel für Gegenätze eines anständigen Lebenswandels, dann würde es wenig anständige Menschen in Deutschland geben. Der Volksschullehrer braucht sich keiner strengeren Bevormundung als ein anderer Bürger zu fügen; er ist nicht rechtlos im Staate, sondern auch für ihn gilt Artikel 4 der Verfassung, welcher besagt: ‚Alle Preußen sind vor dem Gesetze gleich. Standesvorrechte finden nicht statt.‘ Wirtshausbesuch und Kartenspiel sind verfassungsmäßig nicht Privilegien gewisser Kreise, sie sind auch den Lehrern nicht untersagt. Wir halten das Verbot des Wirtshausbesuches gegen die Lehrer nicht nur für gesetzlich unberechtigt, sondern für schädlich und undurchführbar. Das ganze gesellige Leben aber sammelt sich in den kleinen Städten naturgemäß im Wirtshause; hier halten die Vereine ihre Sitzungen, hier finden die Konzerte, die Bälle statt. Dem Lehrer den Wirtshausbesuch verbieten, heißt unter diesen Umständen ihn zum Paria der Gesellschaft machen . . .

Der Beruf des Volksschullehrers ist der undankbarste, den es giebt, wenn nicht die äußeren Entbehrungen und Mühen durch das Gefühl innerer Befriedigung und gerechter Selbstachtung aufgewogen werden. Wird auch dieses Gefühl durch eine Behandlung à la Hanau zerstört, so wird Preußen bald des Rufes verlustig gehen, das ‚klassische Land der Schulen‘ zu sein.“

Noch schärfer stürmte die „Freisinnige Zeitung“ auf den Landrat ein. Zu der von ihr aufgeworfenen Frage: „Hat Graf Wilhelm Bismarck immer

¹⁾ Der Artikel ist übergegangen in die „Preussische Lehrer-Zeitung“ vom 5. Dezember 1886, Nr. 285.

so strenge Ansichten über das außeramtliche Verhalten öffentlicher Beamten vertreten?“ wurde dem Richterschen Organ „von zuverlässiger Seite aus Hanau unter Angabe eines Augenzeugen“ folgendes mitgeteilt: „Es ist noch nicht lange her — es war in der Nacht nach dem Sedanfeste —, daß unser Herr Landrat, unterstützt durch mehrere Herren von Zivil und Militär, weil das Gasthaus zu den drei (Namen unleserlich) geschlossen war, kurzerhand mittelst Aufkletterns in den oberen Stock eingestiegen ist, um auf diesem Wege in das untere Wirtzlokal zu gelangen. Man hat im Publikum — sämtliche Volksschullehrer gewiß einbegriffen — wenig dabei gefunden, man hat darüber gescherzt, und gewiß hat es jedermann fern gelegen, dieserhalb eine Beschwerde irgendwie zu führen. Nun sollte man aber doch andererseits meinen, daß man auch kein Verbrechen darin finden sollte, wenn ein Lehrer an einem öffentlichen Orte einmal Skat spielt.“

Zeitungsergüsse dieser Art würden wohl den Grafen Bismarck kalt gelassen haben, als aber die „Vossische Zeitung“ auf Grund der bestehenden Vorschriften auch die Rechtmäßigkeit seines Zirkulars in Zweifel ziehen zu können glaubte, ließ er unterm 26. November 1886 der „Hanauer Zeitung“ nachstehende amtliche Erklärung¹⁾ zugehen:

In Ihrer heutigen Abendnummer ist ein Artikel der „Vossischen Zeitung“ abgedruckt, welcher in einer längeren Abhandlung zu dem Schlusse kommt, daß die Hanauer Schulordnung vom 7. Dezember 1853 in allen ihren Teilen aufgehoben ist. Diese Ansicht ist irrtümlich. Abgesehen davon, daß die genannte Schulordnung noch heute die Grundlage für alle Erkenntnisse der hiesigen Gerichte in Schulversäumnissachen bildet, haben die „Allgemeinen Bestimmungen des Herrn Ministers Fall über Einrichtung, Aufgaben und Ziele der Volksschule“ vom 15. Oktober 1872 nur die auf die Schuleinrichtung und den Lehrbetrieb bezüglichen Bestimmungen der hessischen Schulordnungen aufgehoben. Die Zirkularverfügung der königlichen Regierung zu Cassel vom 23. November 1872, welche sämtlichen beteiligten Behörden diese Aufhebung bekannt giebt, lautet in ihrem Schlusssatze wörtlich:

Hinsichtlich der noch weiter in Kraft bleibenden, die Beaufsichtigung und Leitung der Schulen, die Schulvorstände, die Dienststanweisungen für Lehrer und Schulinspektoren zc. betreffenden Bestimmungen der genannten Schulordnungen wird anderweite Verfügung vorbehalten.

Da die hier vorbehaltene Verfügung bisher nicht ergangen ist, so stehen der 2., 3. und 4. Abschnitt der Hanauer Schulordnung und namentlich die Dienststanweisung für die Lehrer noch heute zweifellos in Kraft.

Angefihts dieser klaren Sachlage hatte ich erwartet, daß die öffentliche Erörterung der Angelegenheit sich legen und die Presse von selbst zu der Ein-

¹⁾ In Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

sicht gelangen würde, daß die Teile der Hanauer Schulordnung, auf die es ankommt, nach wie vor nicht nur Geltung haben, sondern die Norm darstellen, auf welche sich die gesamte äußere Schulorganisation in dem vormaligen Kurhessen stützt, und ohne welche die Schulbehörden nicht würden funktionieren können. Nachdem ich indessen aus dem oben angeführten Artikel gesehen, daß meine Erwartung mich getäuscht, erachte ich eine Klarstellung im Interesse aller beteiligten Kreise und ersuche Sie ergebenst, die vorstehenden Zeilen in Ihrem Blatte abdrucken zu wollen.

Zur Belehrung des Einsenders in Ihrer Nr. 271 füge ich die Bemerkung hinzu, daß für die städtischen Schulen hier eine besondere Dienstanweisung vom 8. Mai 1850 besteht.

Graf Bismarck,
Königlicher Landrat.

Als Ende Januar 1889 Graf Bismarck infolge seiner Ernennung zum Regierungspräsidenten in Hannover Hanau verlassen mußte, zeigte es sich so recht, in welcher seltenem Maße er die Sympathien des Kreises zu erwerben gewußt hatte.

Der „Hanauer Anzeiger“ Nr. 21 vom 25. Januar 1889 brachte demselben folgenden Scheidegruß dar: Seine Majestät der Kaiser und König haben geruht, den Geheimen Regierungsrat Grafen v. Bismarck-Schönhausen zum Regierungspräsidenten in Hannover zu ernennen.

Troghdem wir uns schon bei der Begrüßung des Herrn Grafen vor drei Jahren sagen mußten, daß wir denselben nicht lange bei uns sehen würden, troghdem uns dieses Bewußtsein stets geblieben ist, und troghdem die Versekung nach Hannover schon längst ein öffentliches Geheimnis war, fällt es uns doch jetzt schwer, unseren geliebten Landrat von hier scheiden zu sehen — und „unser Graf“, wie er im Volksmund schon längst heißt, soll aufhören „unser Graf“ zu sein? Nein, das soll und wird er nie. Er wird aufhören, unser Landrat zu sein, aber er wird nimmer aufhören, „unser Graf“ zu bleiben, an den wir nur mit Ehrerbietung und Liebe denken, und an den wir uns stets mit dem stolzen Gefühle erinnern werden, daß er drei Jahre mit bestem Erfolg unserem Kreise vorgestanden hat.

Es ist nicht nötig, die Verdienste unseres Grafen in Stadt und Land einzeln aufzuführen. Welcher Art diese Verdienste sind, weiß jeder, und sie werden nicht unterschätzt werden. Wir glauben aber nicht unterlassen zu sollen, auf einige Punkte noch besonders hinzuweisen.

Was die Hebung des Wegebaues im Kreise betrifft, so kann die großen Verdienste unseres Grafen nur der beurteilen, der unsere Landstraßen vor drei Jahren kannte, der sie heute kennt und der Gelegenheit hatte, die Verbesserung derselben zu verfolgen. Mit eiserner Konsequenz mußte der Landrat hier vor-

gehen, und Graf Bismarck that es. Wir verdanken ihm einen geregelten Wegebau und können ihm bezüglich dieser so wichtigen Sache nicht genug Anerkennung zollen.

Die Einwohner Ostheims wissen es wohl sicher, daß sie es einzig und allein den persönlichen Bemühungen des Herrn Grafen zu verdanken haben, wenn ihnen die früher oft abgelehnte Haltestelle der Hanau-Friedberger Bahn bewilligt und schon errichtet wurde.

Nicht ohne Hinweis wollen wir ferner das Verdienst lassen, welches dem Herrn Landrat gebührt, indem derselbe bekanntlich zur Hebung des Patriotismus durch seine rege Beteiligung an dem Bestehen, Wachsen und den Interessen des Kriegervereins wesentlich beitrug. In Anerkennung seiner Verdienste wurde er erst kürzlich zum Ehrenpräsidenten des Kriegervereins ernannt, welche Auszeichnung er auch anzunehmen die Güte hatte.

Alle anderen Verdienste aufzuführen, würde zu weit führen, ein jeder wußte, daß Graf Bismarck das Recht achtete und in unparteiischer Weise auch dazu verhalf. Bei allen Dienstgeschäften, die dem Herrn Landrat oblagen, kam es ihm vorzüglich zu statten, daß er die Verhältnisse im Kreise genau kannte. Diese Kenntnis hat er in anstrengenden Bemühungen erworben; kein Wetter scheute der Herr Landrat, wenn es galt, selbst in den entferntesten Orten persönliche Anschauung über eine Sache zu erhalten. Dann öffnete ihm aber auch die leutselige Art des Verkehrs, in der der Herr Graf sich bewegte, die Herzen aller und gestattete ihm vertrauten Einblick in die Interessen der Bevölkerung.

Einen solchen Mann sieht man ungern, sehr ungern scheiden, um so aufrichtiger sind aber auch die Wünsche, welche ihm von der Bevölkerung des ganzen Kreises für sein ferneres Wohlergehen entgegengebracht werden.

Bei manchem Fest der letzten 14 Tage trat diese Ueberzeugung hervor, möge sie „unserem scheidenden Grafen“ eine freundliche Erinnerung an den Kreis sein, der es sich zur Ehre anrechnet, ihn drei Jahre an seiner Spitze gesehen zu haben.

In diesen Gefühlen glauben wir die des ganzen Kreises vertreten zu haben, und wir können es uns nicht versagen, beim Scheiden unseres bisherigen Herrn Landrats demselben ein herzliches Lebwohl zuzurufen.“

Bei den verschiedensten Veranstaltungen, die zu Ehren des Scheidenden stattfanden, ¹⁾ wurde mit beredten Worten sein Lob gesungen, und kein Mißton trübte die verschiedenen Abschiedsgelage.

¹⁾ Man findet Beschreibungen über die Abschiedsfeier der Kreisstände des Landkreises Hanau am 8. Januar 1889 im „Hanauer Anzeiger“ Nr. 8 vom 10. Januar 1889; Abschiedsfeier des Landwirtschaftlichen Kreisvereins Hanau im „Hanauer Anzeiger“ Nr. 11 vom 14. Januar 1889 und Nr. 14 vom 17. Januar 1889; Abschiedsfeier des Kriegervereins im „Hanauer Anzeiger“ Nr. 17 vom 21. Januar 1889; Festmahl aus Hanauer Beamten- und Bürgerfreien am 19. Januar 1889 im „Hanauer Anzeiger“ Nr. 17 vom 21. Januar 1889.

VI. Regierungspräsident in Hannover.

Am 2. März 1889 hatte die Einführung des neuen Regierungspräsidenten für den Regierungsbezirk Hannover, Grafen Wilhelm Bismarck, durch den Oberpräsidenten v. Bennigsen stattgefunden, wobei man sich gegenseitig in Liebenswürdigkeiten überbot. Bennigsen sprach seine Freude darüber aus, daß an die Spitze der dortigen Regierung der Sohn des um das Vaterland so hochverdienten Reichskanzlers träte. Der Regierungspräsident antwortete, daß es ihm besonders angenehm sei, sein neues Amt unter den Auspizien des Oberpräsidenten v. Bennigsen antreten zu können, der sich seit einer langen Reihe von Jahren große Verdienste erworben habe u. c.

Graf Wilhelm Bismarck hat das ihm übertragene neue Amt ruhig und praktisch verwaltet und sich sowohl bei seinen Untergebenen als in den weitesten Kreisen der Einwohnerschaft des Regierungsbezirks große Achtung und allgemeine Beliebtheit erworben. Wenn man das Arbeitspensum überblickt, das von der Regierung in den Jahren 1889 bis 1895 unter seiner Verwaltung erledigt worden ist, so stößt man vor allem auf eine sehr rege Thätigkeit auf dem Gebiete des Bauwesens, die Herstellung mehrerer Brücken über die Weser und Leine, neuer Eisenbahnen, Kirchen und Schulen, und den mächtigen Fortschritt der Stadt Hannover. Bei allen hierbei zur Entscheidung kommenden Fragen war der Regierungspräsident stark beteiligt. Besonders interessirte er sich für die Beseitigung des Abfuhrwesens und die Einführung einer zeitgemäßen Kanalisation durch energische Betonung der sanitären Gesichtspunkte und für den unter ihm begonnenen elektrischen Straßenbahnbetrieb, ein Gebiet, auf dem Hannover fast allen anderen Großstädten, Berlin nicht ausgenommen, weit vorgeschritten ist; durch die kategorische Forderung des Accumulatorenbetriebs hat er das Stadtbild vor der Entstellung durch die häßlichen Oberleitungen bewahrt.

Um die politischen Wahlen hat er sich ostentativ nicht bekümmert, dagegen weltliche Demonstrationen, die sich früher sogar durch öffentliche Aufzüge am Tage der Schlacht bei Langensalza bemerkbar machten, überall kräftig unterdrückt.

Im Dezember 1893 verlautete, der Regierungspräsident habe einen anonymen Drohbrief erhalten, in dem für sein Wohnhaus in der Georgstraße ein Dynamitattentat in Aussicht gestellt wurde. In der That erhielt der Polizeipräsident ein Schreiben, worin ein Wegfall der Sonntagsruhe für den Sonntag vor Weihnachten gefordert wurde, widrigenfalls die Häuser der Polizeidirektion und des Regierungspräsidenten mit Dynamit in die Luft gesprengt werden würden. Allzu ernsthaft war die ganze Sache wohl von keiner Seite genommen worden; ein wirklicher Attentäter hat kaum die Liebenswürdigkeit, sich vorher anzumelden. Ob der Brief nur ein roher Scherz war oder thatsächlich ein thörichter Nötigungsversuch, blieb unentschieden. Es sprach aber

alles für die erstere Annahme. Wenn die in dem Schreiben bezeichneten Häuser trotzdem einer polizeilichen Bewachung unterstellt wurden, so geschah das wohl nur, weil auf alle Fälle nichts unterlassen werden sollte.

Aus seinem außerdienstlichen Leben knüpfen sich die meisten Erinnerungen an das Militär-Reitinstitut; beim Jagdreiten fehlte er fast nie.

Als Fürst Bismarck im März 1890 entlassen wurde, hat auch Graf Herbert um seinen Abschied. Graf Wilhelm Bismarck dagegen entzog sich der Stellung als Regierungspräsident nicht; er verblieb im Amt und vermied es geflüffentlich, auch nur den leisesten Gegensatz zu dem neuen Kurse anzudeuten.

Nach seiner Ernennung zum Oberpräsidenten in Königsberg i. Pr. verabschiedete sich Graf Wilhelm Bismarck von den Eingefessenen des Amtsbezirks im „Amtsblatt für den Regierungsbezirk Hannover“ mit folgenden Worten:

Nachdem Seine Majestät der Kaiser und König Allergnädigst geruht haben, mich zum Oberpräsidenten der Provinz Ostpreußen zu ernennen, scheidet sich aus meinem mir lieb gewordenen hiesigen Amt, und wenn ich auch hochgeehrt bin durch das Allerhöchste Vertrauen, welches mich an die Spitze einer Provinz beruft, so empfinde ich doch die Trennung von einem Wirkungskreise, der mir in langjähriger Thätigkeit ans Herz gewachsen war. Ich kann den schönen Bezirk nicht verlassen, ohne dem Gefühle meines Danks Ausdruck zu geben für das Entgegenkommen und die Unterstützung, welche mir von amtlichen wie von nichtamtlichen Seiten zu teil geworden sind, und könnte mir keine höhere Freude denken, als daß die Bewohner mir ein solches Maß von Wohlwollen bewahren, wie ich angenehme Erinnerungen von hier mit mir nehme.

Hannover, 27. März 1895.

Graf v. Bismarck.

Am 9. April 1895 erschien Graf Wilhelm v. Bismarck in der Magistratsitzung, um sich zu verabschieden. Er sprach in warmen Worten aus, daß es ihm eine Freude gewesen sei, jahrelang mit der Stadtverwaltung in gutem Einvernehmen zu stehen; es seien in dieser Zeit große Aufgaben an die Stadtverwaltung herangetreten zur Förderung des Gedeihens der Stadt, die sich zu hoher Blüte entwickelt habe. Die Zeit, in der er hier gelebt und gewirkt, werde ihm in bester Erinnerung bleiben und auch das Andenken an die einzelnen Personen der Stadtverwaltung, mit denen er zusammengekommen sei.

Stadtdirektor Tramm dankte namens des Magistrats für die freundlichen Worte und fügte hinzu, daß der Magistrat in allen schwierigen und wichtigen Fragen nicht nur im schriftlichen Verkehr, sondern auch bei eingehenden mündlichen Verhandlungen bei dem scheidenden Regierungspräsidenten stets eine objektive und wohlwollende Beurteilung der Verhältnisse gefunden habe, wofür der Magistrat dem Scheidenden lebhaften Dank schulde. Der Graf dürfe über-

zeugt sein, daß es eine Freude gewesen sei, unter seiner Aufsicht die Verwaltung der Stadt zu führen; die Erinnerung an diese Zeit werde bei den Magistratsmitgliedern stets lebendig bleiben.

VII. Oberpräsident der Provinz Ostpreußen.

Am 14. März 1895 publizirte der „Reichsanzeiger“ die Ernennung des Grafen Wilhelm Bismarck-Schönhausen zum Oberpräsidenten der Provinz Ostpreußen.¹⁾ Graf Bismarck sowie sein designirter Nachfolger im Regierungspräsidium Hannover v. Brandenstein speisten tags vorher bei dem Minister v. Köller.

Es verlautete damals, daß Fürst Bismarck sehr beglückt war, als ihm die Ernennung seines „Jüngsten“ zum Oberpräsidenten gemeldet wurde.

Die „Königsberger Allgemeine Zeitung“, welche ihren Lesern ein ungefähres Bild des neuen Oberhauptes der Provinz geben wollte, schrieb unterm 15. März 1895: „Politisch ist Graf Wilhelm in der letzten Zeit wenig hervorgetreten; jedoch darf nach einem Berichte der ‚Magdeburger Zeitung‘ wohl als ganz sicher angenommen werden, daß er im Gegensatz zu seinem Bruder, dem Grafen Herbert, ein Gegner des Antrages Raniß ist. Bei Hofe hat Graf Wilhelm wegen seines jovialen, gemüthlichen Auftretens recht viele Freunde. Graf Wilhelm Bismarck hat sich die Selbständigkeit seiner Anschauungen immer bewahrt. Von Hannover wird dem Grafen Wilhelm nachgerühmt, daß er ein durchaus korrekter und gewissenhafter Arbeiter ist, der namentlich alle Vorlagen so schnell als möglich erledigt. Namentlich gilt Graf Wilhelm als ein durchaus gemäßigter Mann, dem von junkerlichem Stolz nicht das geringste anhaftet.“

Am 19. April 1895 begrüßte die „Königsberger Allgemeine Zeitung“ den tags vorher in Königsberg eingetroffenen neuen Oberpräsidenten mit folgenden Worten: „Es ist uns eine angenehme Pflicht, den neuen Chef unserer Provinz, der die Führung der Geschäfte nunmehr baldigst übernehmen wird, an dieser Stelle warm zu begrüßen. Zunächst ist es uns — wir wollen es nicht verschweigen — ein überaus sympathischer Gedanke, den Sohn des Mannes unter uns in hervorragender Stellung zu wissen, zu dessen aufrichtigsten Bewunderern diese Zeitung stets gehört hat. Allein ganz abgesehen von diesem mehr persönlichen Moment glauben wir und glaubt mit uns die Bevölkerung dieser Stadt und Provinz, daß wir auch aus sachlichen Gründen vollen Anlaß haben, dem Wirken des Grafen Wilhelm Bismarck an der Stelle, auf die der Kaiser ihn berufen, mit uneingeschränktem Vertrauen entgegenzusehen. Es ist heute nicht der Augenblick, diese Worte, die nur den Zweck

¹⁾ Später (Mitte Mai) erfolgte auch seine Ernennung zum Kurator der Universität Königsberg.

haben, den Grafen bei seinem Amtsantritt sympathisch zu begrüßen, mit politischen Erwägungen zu verquicken. Indes das, was aus der bisherigen Thätigkeit des Grafen Bismarck, speziell als Regierungspräsident von Hannover, verlautet, giebt gute Gewähr dafür, daß sich die Wohlfahrt unserer Provinz bei ihm in sicherer Hut befinden und er den Interessen der Gesamtbevölkerung, der ganzen großen Allgemeinheit unserer Provinz, seine fördernde Teilnahme zuwenden werde. So heißen wir den Sohn unseres Altreichskanzlers in seinem neuen Amt herzlich willkommen mit dem Wunsche, daß der Tag, der ihn zu uns geführt, für uns und ihn ein gesegneter sein möge.“

Sein erstes öffentliches Auftreten erfolgte am 26. Mai bei der Eröffnung der Nordostdeutschen Gewerbe-Ausstellung in Königsberg. Der Oberpräsident Graf Bismarck erklärte, es gereiche ihm zur besonderen Freude, bei Beginn seiner Amtsführung hier ein so bedeutames Unternehmen wie die Nordostdeutsche Gewerbe-Ausstellung begrüßen zu können, bei dem Hunderte von findigen Köpfen und Tausende von fleißigen Händen thätig gewesen seien. „Es stellt dar den friedlichen Wettstreit der Provinzen unserer Ostmark und will zeigen, bis zu welchem Grade die gewerbliche Leistungsfähigkeit in diesen Landstrichen gediehen ist. Daß das Gewerbe in die Arena steigt und sich der Kritik stellt, ist nützlich. Die einzelnen Zweige lernen voneinander und von der öffentlichen Beurteilung. Bei einer so ernst arbeitenden Bevölkerung wie hier kann das Maß von Selbstprüfung, welches erforderlich ist, um das Unternehmen zu einem fruchtbringenden zu gestalten, vorausgesetzt werden. Gerade, daß die Ausstellung sich auf einen kleineren Kreis beschränkt, macht sie desto lehrreicher, weil die Wettbewerber unter gleichen Vorbedingungen arbeiten. Es ist kein Zweifel, daß im Westen unseres Vaterlandes unter günstigeren Vorbedingungen gearbeitet wird als hier; aber vergessen Sie nicht, daß die dortigen Zustände die Frucht einer Jahrhunderte langen Thätigkeit auf allen Gebieten gewesen ist, daß die glücklichen Zustände dort niemand von selbst zugeschoben sind, sondern daß sie von ernster Arbeit getragen werden. Die klimatischen und Bodenverhältnisse fördern die Entwicklung und unterstützen sie, aber die Haupturheber und Treiber des Wohlstandes bleiben stets Fleiß und Ausdauer. Diese Eigenschaften sind zum Glück in den hiesigen Provinzen vertreten und nicht am wenigsten bei dem Hauptzweige unserer Provinz hier, der Landwirtschaft. Wir wissen alle, daß die Landwirtschaft heute mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat, und wenn sie in einzelnen Gegenden weniger hart bedrängt wird, so liegt das im wesentlichen daran, daß sie mit einer blühenden Industrie im Gemenge liegt. Die Landwirtschaft hat ein schwerwiegendes Interesse an der Entwicklung der Industrie, weil diese ihr den Absatz im Inlande, den Markt im kleinen und in der Nähe gewährleistet. Hier in den östlichen Provinzen hat die Industrie noch ein weites Feld zu ihrer Ausbreitung,

in einigen Landstrichen fehlt sie gänzlich. Wir wollen hoffen, daß in dieser Richtung die Nordostdeutsche Gewerbe-Ausstellung sich fruchtbringend und belebend gestalten möge. Wir wollen hoffen, daß ein jeder der Aussteller hier befriedigt von dannen gehen möge. Wir hier aus Ostpreußen danken noch besonders den Ausstellern aus anderen Provinzen, die Lasten und Unbequemlichkeiten auf sich genommen und mit ihrer Beteiligung manche Opfer gebracht haben. Wir hoffen, daß sowohl diese wie alle Aussteller mit reicher Befriedigung nach Hause gehen werden.“ In dieser Hoffnung erklärte der Oberpräsident die Nordostdeutsche Gewerbe-Ausstellung für eröffnet.

Im Anfang der Amtsthätigkeit suchte sich der neue Oberpräsident auf mehrfachen Inspektionsreisen mit der Provinz bekannt zu machen, und es drangen bei seinen Besuchen von Eingefessenen und provinziellen Instituten ¹⁾ manche Züge an die Oeffentlichkeit, welche demselben bald eine große Popularität sicherten. Recht charakteristisch war eine Rede, welche Graf Bismarck im Kreise Mohrungen als Gast des Herrn v. Reichel-Maldeuten, eines alten Jugendfreundes, hielt. Als der Hausherr seinen Gast bei Tische begrüßt und mehrfach auch den Fürsten Bismarck mit in die Rede eingeflochten hatte, erhob sich der Oberpräsident und erwiderte folgendes: „Mein lieber Reichel! Du hast eben mit so freundlichen Worten mich begrüßt, daß ich dir schon dafür meinen herzlichsten Dank sage. Daß ich gleich im Anbeginn meiner Thätigkeit dein Haus betreten konnte, gereicht mir zur ganz besonderen Genugthuung, da uns mannigfache Bande seit langer Zeit miteinander verbunden haben, als Corpsbruder, als Regimentskamerad und als Freund, Dinge, welche wohl selten alle drei zusammentreffen. Eins möchte ich nur bitten, ich möchte nicht gern Vergleiche zwischen meinem Vater und mir gezogen sehen, denn dabei fahre ich doch zu schlecht. Das deutsche Volk hat seinen Bismarck gehabt und hat daran für lange Zeit genug. Ich möchte in meinen Leistungen für mich allein beurteilt werden, und es wird mein fortwährendes Streben sein, die Interessen der mir anvertrauten Provinz nach meinen besten Kräften zu fördern. Warnen möchte ich jedoch davor, meine Leistungen zu überschätzen und sich Hoffnungen hinzugeben, die sich vielleicht doch nicht verwirklichen, denn meine Einwirkung ist immerhin nur eine sehr geringe. Hoffen wir, daß die schwere landwirtschaftliche Krisis, welche seit Jahren auf der Provinz lastet, die längste Zeit überdauert hat, die Betriebsamkeit seiner Bewohner muß nur nicht erlahmen. Ich danke dir, lieber Reichel, auch herzlich, daß du mir Gelegenheit gegeben, mit mehreren Herren des Mohrunger Kreises in Verbindung zu treten;

¹⁾ Ueber den Besuch in dem Bernsteinbergwerk der Firma Stantien & Becker zu Palmnicken vgl. das ausführliche Referat in der „Königsberger Allgemeinen Zeitung“ Nr. 204 vom 8. Mai 1895.

dieser Kreis, in dem so viel Intelligenz vertreten ist, wird auch diese Zeit überwinden.“

Graf Bismarck schloß mit einem Hoch auf den Mohrunger Kreis.

Den Anlaß zu einer ferneren Ansprache gab ein von der Künstlerchaft Königsbergs am 15. Oktober 1895 zum Jubelfest der dortigen Künstlerakademie veranstalteter gemüthlicher Abend. Der Oberpräsident eröffnete die Reihe der Toaste mit folgenden Ausführungen:

An zwei Vorbedingungen sei die Kunst gebunden: den Wohlstand und den Frieden. Wenn diese Vorbedingungen vorhanden seien, dann blühe sie. Wenn aber kein Feind von außen drohe, dann zanke man sich untereinander. Er wundere sich nicht darüber und beklage das auch nicht. Kampf sei Leben, und wenn man nicht mehr kämpfe, dann schlafe man ein. Die neue Richtung in der Kunst sage sich los von der alten. Aus dieser Thatsache lasse sich schließen, daß in dieser vielleicht irgend welche Fehler vorhanden seien. Wenn man bei eifriger Prüfung aber finde, daß man keine Fehler begangen habe, dann könne man mit gutem Gewissen den Kampf aufnehmen, und dann werde man siegen. Er glaube nicht, daß die secessionistische Richtung einen dauernden Erfolg haben werde. Aber sie verhüte, daß die Kunst verknöchere und in eine gewisse Einseitigkeit ver falle. Sie sei der Hecht im Karpfenteiche. Er glaube, daß die Akademie auf dem Wege, den sie eingeschlagen, den richtigen Weg gehe. Die Kunst müsse nicht nur treu und wahr sein, sie könne auch schön sein. Das werde sie aber nur erreichen, wenn die Technik in richtiger Weise ausgebildet werde. Kein Meister falle vom Himmel. Er habe sich von hervorragenden Meistern sagen lassen, daß die Ausbildung in der Technik eine der ersten Hauptbedingungen für jeden Künstler sei. Diese Technik sei in Königsberg in schöner Weise ausgebildet worden. Was er hier gesehen, habe ihn sehr befriedigt, sowohl die Denkmäler außen in der Stadt als die Gemälde im Innern der Gebäude. In seiner eigenen Dienstwohnung seien hervorragende Kunstwerke vorhanden. Für diese sage er den Verfertigern seinen besten Dank. Auch in Jasterburg habe er bei seinem neulichen Besuche in der Aula des dortigen Gymnasiums vortreffliche Kunstwerke kennen gelernt, die ihm nicht bloß in der Ausführung sondern auch in der Idee besonders gefallen hätten. Er könne, um es noch einmal zu betonen, der Richtung, welche die Akademie eingeschlagen, nur seinen vollen Beifall zollen. Er danke den Lehrern für das, was sie bisher geleistet. Die hiesige Akademie sei gerade zur richtigen Zeit gegründet worden und käme nun gerade in die richtige Bewegung hinein. Die Akademie habe die Genugthuung, auf viele Meister, die aus ihr hervorgegangen, zurückblicken zu können, und er wünsche, daß das auch ferner so sein möge. In ein kräftig aufgenommenes Vivat, crescat, floreat die Akademie klang die gehaltvolle Rede aus. Später toastete Graf Bismarck noch einmal

auf die Zukunft, auf die heranwachsende Künstlergeneration, mit dem Wunsche, daß auch aus ihr mancher tüchtige Meister erstehen möge, der Akademie und der Provinz Ostpreußen zur Ehre und zur Zierde.

Am 17. Januar 1896 eröffnete der Oberpräsident als königlicher Kommissär den XX. Provinziallandtag der Provinz Ostpreußen mit einer längeren Rede, in welcher er das Arbeitsfeld überblickte, das der provinziellen parlamentarischen Körperschaft harrte. Mehr erweckt unser Interesse sein Toast bei Gelegenheit des an demselben Tage den Mitgliedern des Landtags gegebenen Festmahls. Er, der Oberpräsident, sei noch neu im Amt, und es sei ihm daher bis jetzt nicht möglich gewesen, seine Besuche in der Provinz so weit auszu dehnen, wie ihm dies wünschenswert sei; dort aber, wo er erschienen, sei er überall mit großer Herzlichkeit aufgenommen, und er erwidere dies Gefühl aufs herzlichste. Er selbst fühle sich ganz als ein Kind des Ostens, ihm sei die Provinz Ostpreußen daher sozusagen wie aus der Kindheit vertraut, und was er hier sehe und beobachte, selbst die Schattenseiten, berühren ihn sympathisch. Der Einfluß eines Oberpräsidenten sei nicht so mächtig und reiche nicht so weit, um alle die Wünsche befriedigen zu können, die laut würden, aber eins wolle er sagen: er werde stets für jeden ein offenes Ohr haben und für die Provinz thun, was irgend nur in seinen Kräften stehe. Manches sei ja auch für diese geschehen, Geld für Meliorationen sei bewilligt, es sei nur notwendig, mit diesen Mitteln alles vorsichtig einzuleiten und zu verfolgen. Im übrigen sei es ja leider wahr, Ostpreußen sei arm; allein gegenüber dem Westen hätten die Bewohner dieser Provinz doch eins voraus: die innere Kraft, das Bewußtsein dieser Kraft, die Freude an der Arbeit. Drum möge man den Westen nur auf seinem Reichtum brüten lassen und getrost vorwärtsstreben. Demnächst gemahnte der Redner mit warmen Worten an die 25jährige Gedenkfeier der Wiederaufrichtung des Reichs. „Wir Preußen sind in der glücklichen Lage, die Bedeutung dieser Tage besonders würdigen zu können; wir haben einen König, der für uns gleichzeitig den Reichsgedanken repräsentirt. In der Liebe zu diesem König finden wir uns alle vereint, ihm gilt — und mächtig schwoll die Stimme hier an und ging laut und klar durch den Saal — unser Glas: der König und Kaiser lebe hoch!“

Mit jubelndem Zuruf thaten die Festteilnehmer dem Redner Bescheid. Graf Bismarck zeigte sich an diesem Tage als ein gewiegter, und was mehr sagen will, als ein sehr sympathischer Redner. Die „Königsberger Allgemeine Zeitung“ faßte ihr Urteil über ihn wie folgt zusammen: „Offenbar spricht er ohne Vorbereitung, um so wärmer und unmittelbarer berührt das, was er sagt, berührt das Spontane, das Offene in seiner Redeweise. Als er auf die 25jährige Gedenkfeier zu sprechen kam, wurde sein Ton warm und wärmer, und warm und wärmer mag auch manchem der Anwesenden ums Herz

geworden sein in der Empfindung, in diesem Augenblicke dem Sohne des Mannes gegenüberzustehen, der das Deutsche Reich zusammengeschnitten hat. Uebershaupt: die Erinnerung an den Altreichskanzler wurde man den Abend über nicht recht los. Unser Oberpräsident hat in seiner Erscheinung gar viel von ihm, vor allem das große, klar und offen blickende Auge. Auch sah man hier und dort, auf den Kaminen und Tischen, Bilder des Fürsten, und so wurde man immer wieder an den gemahnt, dem das Gedenken nur zu gern sich zuwendet.“

Das Festmahl nahm nach der Rede des Grafen seinen weiteren behaglichen Verlauf. Es war bisher Sitte, daß bei diesen Festen nur der Oberpräsident als Vertreter des Königs das Wort nahm. Man war daher überrascht, und sehr angenehm überrascht, als sich nach der Rede des Grafen Bismarck der Vorsitzende des Provinziallandtages, Graf Eulenburg-Prassen, zu einer kurzen Ansprache erhob. Man dürfe wohl von der Sitte abweichen, wenn es sich um Abschied und Willkommengruß handle. Er, der Redner, sei heute in der Lage, dem neuen Oberpräsidenten einen Willkommengruß darzubringen. Wie Graf Bismarck der Provinz offen und sympathisch entgegenetrete, so erwecke er auch deren Sympathie. Er wünsche, daß dem verehrten Provinzchef eine noch recht lange Wirksamkeit in dieser Provinz vergönnt sei. Dem Grafen und der Frau Gräfin gelte sein Hoch! Allerliebste war ein kleines Intermezzo, wie es in diesen Räumen bei derartigen Festen noch nicht vorgekommen. Plötzlich erschienen zwei kleine Damen, die jungen Komtessen Bismarck, von langem Blondhaar umwallt, gar niedlich anzuschauen in ihren weißen Kleidern und rosa Schärpen.

Von seiner Frau waren ihm bis dahin drei Kinder geschenkt worden. Gertha Johanna Marie, geboren 10. Mai 1886 zu Hanau, Irene Ottilie Malvine Marie, geboren 7. März 1888 zu Hanau, und Dorothee Sibylle Katharina, geboren 9. Dezember 1892 zu Hannover. Am 26. Mai 1896 wurde er auch durch die Geburt eines Sohnes, Wilhelm Nikolaus Otto Oskar, des ersten Enkels des Fürsten Bismarck, beglückt.¹⁾

Die Stellung eines Oberpräsidenten ist in Preußen nicht dazu geeignet, um politische Programmreden zu halten. Um so mehr ist die Kunst anzuerkennen, mit welcher Graf Bismarck es bei öffentlichen Anlässen verstand, seine eigenen Ansichten hell durchschimmern zu lassen, ohne dadurch mit den politischen Traditionen zu brechen.

Am 4. Mai 1896 fand die konstituierende Sitzung der auf Grund des Gesetzes vom 30. Juni 1894 einberufenen Landwirtschaftskammer für die

¹⁾ Am 25. Januar 1896 schloß der Oberpräsident den Landtag mit einer kurzen, rein geschäftlichen Ansprache.

Provinz Ostpreußen statt. Die Sitzung wurde durch den Oberpräsidialrat Dr. Maubach unter Verlesung des folgenden Anschreibens des Oberpräsidenten Grafen v. Bismarck eröffnet:

Königsberg, den 4. Mai 1896.

Geehrte Herren!

Ein längeres Krankenlager hindert mich, Sie persönlich zu begrüßen, und das ist mir um so schmerzlicher, als der erste Zusammentritt Ihrer neu gegründeten Körperschaft in dieser hauptsächlich Landwirtschaft treibenden Provinz von besonderer Bedeutung ist. Sie wissen, daß Ihre Provinzialvertretung sich feinerzeit nicht ohne Widerstreben für die Einrichtung einer ostpreußischen Landwirtschaftskammer ausgesprochen hat, weil besorgt wurde, daß die Thätigkeit der nicht nur durch eine Ueberlieferung von Jahrzehnten, sondern namentlich durch positive praktische Leistungen bewährten und im Vertrauen der Bevölkerung stehenden beiden Zentralvereine Eintrag erleiden könnte. Es wird aber die Hoffnung nicht unberechtigt sein, daß diese Besorgnis sich als grundlos erweist, und daß selbst die früheren Anhänger einer ausschließlichen Wirksamkeit der Zentralvereine finden werden, daß sich der Landwirtschaftskammer ein erspriessliches Feld der Thätigkeit auch neben den Zentralvereinen zum Nutzen der Landwirtschaft bietet. Dieses Feld ist in dem Gesetze abgegrenzt, und es wird nicht erforderlich sein, dessen Bestimmungen zu wiederholen. Sie ergeben zur Genüge den Fortschritt gegen den bisherigen Zustand. Wenn auch die Königliche Staatsregierung schon bisher einen ausgiebigen Gebrauch von den Kenntnissen und der Arbeitskraft der Zentralvereine gemacht und sie in allgemeinen wie in speziellen landwirtschaftlichen Fragen um Auskunft ersucht hat, so wird zweifellos die Aeußerung einer auf Gesetz beruhenden amtlichen Vertretung einen anderen Widerhall finden, als solche einer privaten auch noch so anerkannten und von der Regierung begünstigten Vereinigung. Erschwerend wirkte bisher die hier vorhandene Zerteilung der Vereine, welche zwar nicht notwendig gegensätzliche Stellungnahmen zeitigte, indessen unmöglich machte, daß die ostpreußische Landwirtschaft als geschlossenes Ganzes auftrat. Wie in den Zentralvereinen seit den letzten Jahren das Interesse an der Behandlung technischer Fragen der Neigung zu politischen Erörterungen vielfach gewichen ist, so wird die Landwirtschaftskammer den allgemeinen und wirtschaftspolitischen Angelegenheiten eine noch erhöhte Betonung und eingehendere stärkere Pflege zu teil werden lassen. Die Verhandlungen der Kammer werden dadurch eine lebhaftere und thätigere Anteilnahme der Mitglieder erzielen und zur Klärung der Ansichten über mannigfache Streitpunkte führen, weil sie zugleich den Mitgliedern ein fleißiges Studium und gründliches Verarbeiten der vorkommenden Stoffe auferlegen und einen durch den anderen belehren werden. Manche Stimme, die jetzt nutzlos im kleinen Kreise verhallt, wird zur Geltung kommen und ein Forum geschaffen werden für provinzielle Beschwerden und Wünsche

aller Art, welche sich zur Vertretung in den parlamentarischen Körperschaften des Reichs oder der Monarchie nicht eignen und jedenfalls hier ihre Vorbereitung zu weiterer Behandlung erfahren können.

Die Zweiteilung der Vereine hat den Vorteil gehabt, daß die Vereinsthätigkeit sich den lokalen Bedürfnissen der beiden Provinzialhälften anzupassen und die Interessen der einzelnen Landesteile mit eingehender Sach- und Landeskunde zu fördern vermochte. Dem gegenüberstehenden Nachteil aber, daß diese beiden Hälften sich dadurch ferner geliebt sind und ihre Angehörigen sich persönlich wenig kennen gelernt haben, wird die Landwirtschaftskammer ebenfalls abhelfen, indem sie die landwirtschaftlichen Vertreter der ganzen Provinz, welche in anerkannter Tüchtigkeit zahlreich vorhanden sind, einander nähert und schon dadurch den Geist der Zusammengehörigkeit sowie das Gefühl der Solidarität der Interessen kräftigt. Bei der augenblicklich bedrängten Lage der gesamten Landwirtschaft ist Einigkeit und geschlossenes Vorgehen auch in den einzelnen Provinzen von hohem Werte und wird dazu führen, daß die dringend notwendigen Mittel zur Abhilfe des Notstandes, sobald sie sich als gangbar erwiesen haben, schneller zur Verwirklichung gelangen.

Die Gegenstände Ihrer ersten Tagesordnung, welche ich mir erlaubt habe Ihnen vorzuschlagen, ergeben sich aus dem Gesetze und aus den vorgeschriebenen Satzungen. Die wichtigste Frage, welche außerdem Ihrer Beschlußfassung harzt, ist das zukünftige Verhältnis der Landwirtschaftskammer zu den beiden Zentralvereinen, und ich bin sicher, daß es ihrer Sachkunde und Weisheit gelingen wird, eine allseitig befriedigende Entscheidung zu treffen, welcher vorzugreifen mir fern liegt. Noch anderweite Vorlagen der Königlichen Staatsregierung werden Ihnen im Laufe der Beratung zugehen.

Ich bitte Sie, geehrte Herren, einzutreten in den Kreis Ihrer Beratungen, indem Sie der Erwartungen eingedenk sind, welche die ostpreußischen Landwirte von Ihnen hegen. — Sie werden das Vertrauen Ihrer Berufsgenossen zu der neuen Einrichtung bald dauernd erwecken, wenn Sie sich Ihren Aufträgen mit dem Eifer und der Hingebung widmen, welche der wichtigste Erwerbssweig unserer Provinz erfordert.

Am 19. Februar 1897 eröffnete Graf Bismarck den XXI. ostpreußischen Provinziallandtag mit der üblichen Programmrede, und am Nachmittag versammelte er wiederum die Mitglieder desselben zu einem Festmahle. Im Laufe seines Toastes bemerkte der Oberpräsident, das letztemal habe er sich entschuldigen müssen, daß er wegen der Kürze der Zeit noch nicht alle Kreise habe persönlich kennen lernen können; jetzt habe er das Versäumte nachgeholt, soweit langes Kranksein dies ermöglicht habe, und er könne sagen, daß er die meisten Kreise besucht habe. Das sei für ihn sehr lehrreich gewesen. Ueberall habe er ein eifriges Streben gefunden. Dies Streben würde sich allerdings

noch viel wirksamer erweisen, wenn die Bewohner der Provinz sich entschließen könnten, ihre politische Gesinnung nicht so sehr in den Vordergrund ihres Wirkens zu stellen und dadurch nicht selten sogar die geselligen Beziehungen zu stören.

Und bei dem Diner, welches zwei Tage darauf, am 21. Februar 1897, die Abgeordneten des Provinziallandtages dem Oberpräsidenten gaben, antwortete derselbe in längerer Rede auf eine Begrüßung durch den Landrat v. Hüllessem: Es sei richtig, daß er, Graf Bismarck, in Königsberg für seine Person und für seine Familie während der Zeit seines bisherigen Aufenthaltes nur Glück gefunden habe. „Es wird nach wie vor mein Bestreben sein, die Provinz und ihre Bewohner gründlich kennen zu lernen, aber auch von ihnen kennen gelernt zu werden. Die nähere gegenseitige Bekanntschaft ist durchaus erforderlich, sie wird hoffentlich zu meist erfreulichen Ergebnissen führen. Indessen, es kann auch mal anders kommen. Daß ich noch nicht genügend gekannt werde, haben mir Vorgänge des letzten Jahres gezeigt. Es ist eine alte Regel, daß Leute, die jemand nicht wohl wollen — und die wird es immer in ausreichender Anzahl geben —, ihm für sein Verhalten gerade diejenigen Beweggründe unterzulegen suchen, die er nicht gehabt hat und die seinem Charakter völlig widerstreben. Darüber rege ich mich nicht weiter auf, weil ich es aus alter Praxis kenne, weil ich, lange schon im öffentlichen Leben stehend, daran gewöhnt bin. Bestreblicher ist es, wenn solche Versuche bei Personen Glauben finden, von denen man annimmt, gekannt zu sein, und die sich ohne schwieriges Nachdenken die Grundlosigkeit jener Versuche klar machen und ihren Zweck durchschauen könnten. Sollten trotzdem einmal Zweifel obwalten, so empfehle ich die persönliche Aussprache. Allzeit bin ich für jedermann zu sprechen und nur geneigt, eine Ausnahme zu machen bei Besuchern, die aus allen Instanzen wohlbegründete schriftliche Bescheide erhalten haben und nun von der mächtigen Wirkung ihrer Persönlichkeit noch eine Aenderung erhoffen, zu der ich selbst gar nicht befugt bin. Ich bin überzeugt, daß ich mit allen Eingewesenen dieser Provinz, die die Grundlagen unserer Staatseinrichtungen anerkennen, amtlich auf einem guten Fuße leben kann und auch persönlich, soweit Gegenseitigkeit gewährleistet wird.

Mein Augenmerk ist auf das Wohl der Provinz gerichtet. Daß sich dabei Meinungsverschiedenheiten über die zu beschreitenden Wege ergeben, ist natürlich. Das muß von keiner Seite übelgenommen werden. Ich habe mir schon im vorigen Jahre erlaubt, Ihnen vorzuhalten, wie mannigfaltig die Ansichten sind über die Maßnahmen, mit denen der Provinz gedient werden kann. Auf dem einen oder dem anderen Gebiete werden sich doch die anfänglichen Uneinigkeiten mit der Zeit zu Einigkeiten entwickeln, und wir werden vorwärts kommen. Was brauchbar ist, wird schließlich von der Mehrheit als solches anerkannt und gefördert werden. Dafür birgt mir der praktische Sinn der Ostpreußen.

Es kann dabei allerdings vorkommen, daß nützliche Maßregeln langsamer zur Durchführung gelangen als notwendig ist, aber das ist sicherer als Ueberstürzung.

Die Provinz leidet unter ihrer geographischen Lage zu dem weiteren Vaterlande, der Globus ist nicht zu ändern, und dieser Uebelstand läßt sich nicht aus der Welt schaffen. Wie er zu mildern ist, darüber giebt es verschiedene Auffassungen, die zu erörtern hier nicht der Platz ist. Alle Maßregeln, auch anscheinend unbedeutende, müssen mit einem Ausgliche von Interessen rechnen, der immer schwieriger ist, als geglaubt wird. Ich brauche nur auf die Hindernisse zu verweisen, welche sich zum Beispiel dem Ausbau bereits bewilligter Staatseisenbahnen entgegenstellen, Einrichtungen, die heute im allgemeinen wohl auf keine starke Opposition stoßen.

Daß die königliche Staatsregierung von Wohlwollen für die Provinz geleitet wird, haben Sie neuerlich bei verschiedenen Anlässen erfahren, und daß sich über diese bethätigte Gesinnung keiner mehr freut und keiner sie mehr zu kräftigen sucht als ich, werden Sie mir glauben. Unterstützen Sie mich weiter mit Ihrem ehrenvollen Räte und mit Ihrem thatkräftigen Beistande, für deren bisherige Gewährung ich Ihnen zu Danke verpflichtet bin. Das schöne Ostpreußen und seine Bewohner mögen gedeihen und blühen. Erheben Sie Ihre Gläser und trinken Sie mit mir auf das Wohl der Provinz.“

Die „Königsberger Allgemeine Zeitung“ Nr. 90 vom 23. Februar 1897 bemerkte bei Wiedergabe dieser Rede: „Es ist nicht zu verkennen, daß der Oberpräsident Graf v. Bismarck, nachdem er Zeit und Gelegenheit gefunden, sich mit den Verhältnissen unserer Provinz, mit den Eigentümlichkeiten, den Bedürfnissen und Stimmungen ihrer Bewohner bekannt zu machen, manches beobachtet hat, was ihm als dem Verwaltungschef der Provinz Anlaß zu Bedenken giebt. Um volkstümlich zu reden: der Oberpräsident hat offenbar den Vertretern der Provinz gegenüber ‚mancherlei auf dem Herzen‘, was jetzt nach Ausdruck strebt. Auf dem ersten Festessen bereits, welches Graf v. Bismarck dem Landtage am Freitag gab, sprach derselbe leise andeutend seine Mißbilligung darüber aus, daß in unserer Provinz die politische Haltung der einzelnen sich viel zu sehr in die kommunalen, ja sogar in die gesellschaftlichen Beziehungen mische — ein Vorwurf, von dem wir nur wünschen können, daß er allseitig recht beherzigt werden möge.

Da wir dieser zweiten, in ihrem Eingange immerhin recht auffallenden Rede des Oberpräsidenten gegenüber die Empfindung haben, daß sie öffentliche Interessen der Provinz berührt — denn sonst hätte er sie an dieser Stelle schwerlich gehalten —, so haben wir es für unsere publizistische Pflicht gehalten, nachzuforschen, auf welche konkreten Vorgänge sich seine Betrachtungen beziehen. Denn offenbar handelt es sich hier nicht um allgemeine Stimmungen und Verstimmungen, sondern um tatsächliche Begebenheiten. Leider aber haben wir

nicht in Erfahrung bringen können, was den Herrn Oberpräsidenten zu der Annahme bringen kann, seine Absichten würden in der Provinz hier und da verkannt. Wir können also nur mit dem berühmten Sabor sagen: Es geht etwas vor, man weiß nur nicht was.“

An den Beratungen des XXI. Provinziallandtags nahm der Oberpräsident lebhaften Anteil, und er griff persönlich in die Diskussion ein (22. Februar 1897), als es sich darum handelte, die Entschädigungspflicht für an Milzbrand gefallenes Vieh festzustellen.¹⁾ -

Am 6. März 1897 war es dem Oberpräsidenten zum erstenmal möglich, die Landwirtschaftskammer der Provinz Ostpreußen persönlich zu eröffnen. „Ich habe“ — so bemerkte er bei der Begrüßungsrede — „seit Ihrer ersten Tagung mit Ihrem Vorstande rege Fühlung gehalten und mit Freuden und Befriedigung festgestellt, daß sich die bei der Konstituierung der Landwirtschaftskammer gehegten Hoffnungen vollkommen erfüllt haben, daß es gelungen ist, der neuen Einrichtung Boden und Ansehen bei der Provinzialbevölkerung wie bei den Behörden zu schaffen. Eine Fülle von Anregungen ist aus Ihrem Vorstande hervorgegangen und als schätzbares Material der Königlichen Staatsregierung unterbreitet worden.“ — Der Vorstand möge auch fernerhin mit der Königlichen Staatsregierung, gewissermaßen wie mit einem Auftraggeber, in lebendiger Fühlung bleiben, um wie einst Antäus aus der Berührung mit der Mutter Erde neue Kräfte zu schöpfen. Nicht als ob der Vorstand einer Auffrischung bedürfe. Mit Recht habe schon der Vorsitzende hervorgehoben, daß die anfänglichen Zweifel gegen die Organisation der Landwirtschaftskammern völlig geschwunden seien. In kurzer Zeit habe die Landwirtschaftskammer sich Ansehen in der Provinz zu erwerben gewußt. Unter einem für die Landwirtschaft guten Zeichen beginne die Kammer diesmal ihre Thätigkeit. Er denke hier nicht an die landwirtschaftliche Woche in Berlin, sondern an die landwirtschaftliche Woche in Königsberg, d. h. an den Besuch des landwirtschaftlichen Kursus. Möge die ostpreußische Landwirtschaft stets in enger Berührung mit der Alma mater, dem Born der Weisheit, bleiben. Für die ganze Provinz sei die Landwirtschaft ein hervorragender Faktor, sie habe somit ein hervorragendes Recht, an ihren Brüsten zu saugen. Das Studium sei nicht an das Alter gebunden; auch an diese Stelle sei man nur zum Studium, zum gegenseitigen Unterricht gekommen. So wünsche er denn, daß diese Beratungen der Landwirtschaftskammer zum Wohle der Provinz und ganz besonders zum Wohle der Landwirtschaft der Provinz ausschlagen mögen!

¹⁾ Der Schluß der Tagung erfolgte am 25. Februar 1897 durch eine rein geschäftliche Ansprache des Oberpräsidenten.

Am 25. Februar 1898 eröffnete Graf Bismarck den XXII. Provinziallandtag der Provinz Ostpreußen mit einem Ueberblick über die Vorlage, welche die Staatsregierung seiner Beschlußfassung zu unterbreiten gedacht, und versammelte auch dieses Mal nachmittags die Mitglieder der Körperschaft zum Festmahle in den Räumen des Oberpräsidiums. Bei Ausbringung des Kaiser-toastes erinnerte der Oberpräsident daran, wie es sich getroffen, „daß in den beiden letzten Jahren, die wir hier getagt haben, wir unter dem Eindruck gefeierter und zu feiernder vaterländischer Feste standen, welche der Erinnerung an glorreiche Zeiten galten und unsere Herzen besonders höher schlagen ließen. Wohl ist es nicht nur angenehm, sondern auch nützlich, sich patriotischem Schwunge hinzugeben und sich der Wiedergeburt unseres Vaterlandes zu freuen, aber wir sind auch verpflichtet, Ausblick in seine Zukunft zu halten und in der Gegenwart für sie zu sorgen. Da darf ich auf die bevorstehenden Wahlen zu den parlamentarischen Körperschaften hinweisen. Nachdem das Verlangen der Deutschen nach einem geeinigten Vaterlande erfüllt worden ist und das Ideal, welches sie erstrebten, gesichert dasteht, erscheint es natürlich, daß jetzt bei der Wahl das materielle Interesse sich mehr in den Vordergrund schiebt. Das ist auch kein Unglück, denn die Wahlen sind der Boden, auf welchem die streitenden Interessen sich auszugleichen haben. Mag ein jeder sich dabei nach seinen Kräften zur Geltung bringen. Nur darf ich Sie bitten, die Hitze nicht so weit zur Aeußerung zu bringen, daß ein späteres Wiederzusammenkommen zur Unmöglichkeit wird. Und vergessen Sie nicht, daß es einen Rahmen giebt, aus dem man, wenn man seine Bestrebungen geltend macht, niemals heraustreten soll: das ist unser gemeinsames Vaterland. Mag ein jeder um den Platz kämpfen, den er in demselben beansprucht. Denjenigen aber, die es verleugnen, sollen alle Vaterlandsfreunde in geschlossener Front entgentreten. Das Vaterland ist der Edelstein, der über allen Tagesstreit in hellem, ungetrübtem Glanze erstrahlen muß.

Jede ehrliche Arbeit hat Anspruch auf Schutz und Förderung, ob sie in Landwirtschaft, in Industrie, in Handel oder im Handwerk vor sich geht; und wenn die Interessen verschiedener Gruppen sich zu kreuzen scheinen, so muß der Streit in dem Augenblick vergessen werden, wo ein gemeinsamer Feind auftritt, der die Grundpfeiler unseres Vaterlandes und unserer Gesittung stürzen will.

Seine Majestät der Kaiser hat die deutschen Stämme aufgerufen zum Schutze der nationalen Arbeit und zum Kampfe gegen die Umsturzbestrebungen. Hier winkt dem Kämpfenden ein Ideal, das sich heraushebt aus dem Streit um wirtschaftliche Vorteile, das ist das Ideal der bürgerlichen Freiheit, wie sie nur von einer weisen und starken Monarchie gewährleistet werden kann.“

In der 6. Plenarsitzung des XXII. Provinziallandtags der Provinz Ostpreußen am 2. März 1898 stand zur Beratung die Vorlage, betreffend die Bewilligung einer Beihilfe von 200 000 Mark aus Provinzialfonds zu den Grunderwerbskosten für den Masurischen Schiffahrtskanal.

Nach dem Abgeordneten v. Jungschulz ergriff der Oberpräsident Graf Bismarck zweimal das Wort. Er habe eigentlich den Worten des Herrn Referenten nicht viel hinzuzufügen. „In einer vortrefflichen Darstellung hat derselbe die Vorteile des Kanals dargelegt und die Einwände entkräftigt, die gegen den Kanal vorgebracht sind. Als ich vorhin die Herren sprechen hörte, die sich gegen den Antrag wendeten, da machte es auf mich den Eindruck, als ob Sie hier im preussischen Landtage sprächen. Als ob es sich heute hier darum handelte, den Kanal schon zu erbauen. Dieser Gesichtspunkt ist kein richtiger. Es handelt sich heute lediglich darum, zu sagen: Ist uns dieser so viel hin und her besprochene Kanal im jetzigen Augenblicke 200 000 Mark wert? Zweimalhunderttausend Mark, das heißt also einen jährlichen Zuschuß von circa 7000 Mark, so viel, als Sie zum Beispiel der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft alljährlich als Zuschuß bewilligen. (Hört! hört!) Sie müssen den Standpunkt der Königlichen Staatsregierung im Auge halten. Die Königliche Staatsregierung sucht der Provinz Ostpreußen zu helfen. Sie hat Bahnen gebaut, und sie hat jetzt diesen Kanal in Bearbeitung genommen. Große Schwierigkeiten stehen hier entgegen. Seit zwei Jahren ist ein Bureau thätig, in welchem die technischen Gutachten nach allen Gesichtspunkten angefertigt und geprüft werden. Nun verlangt die Königliche Staatsregierung nur eine kleine Antwort, ob den Herren hier, welche das Interesse der gesamten Provinz vertreten, der Kanal etwas wert sei. Ich hatte eigentlich erwartet, daß sich vielleicht eine starke sachliche Opposition regen werde, daß behauptet und zu erweisen gesucht würde, der Kanal sei schädlich. Ich habe erwartet, Sie würden verschiedene Bedenken entwickeln und so zu dem Resultate kommen, daß der Kanal wohl gewisse Vorteile für gewisse Leute habe, die Nachteile aber so gewaltige seien, daß Sie nicht die Hand dazu bieten wollen. Den Antrag des Abgeordneten v. Jungschulz¹⁾ aber könnte ich nur begreifen, wenn es sich heute schon darum handelte, daß der Landtag hier 20 Millionen bewilligen solle. Dann könnte man den Einwand stellen, die Vorbereitungen seien nicht genügend. Sie sollen ja aber doch nur 200 000 Mark zu den Grunderwerbs-

¹⁾ Derselbe ging dahin: „Provinziallandtag wolle unter Anerkennung der erheblichen Vorteile, die der Kanal einzelnen Teilen der Provinz zu verschaffen geeignet erscheint, beschließen:

Von dem Beschlusse, betreffend eine Subvention seitens der Provinz, bis zur nächsten Tagung des Provinziallandtags Abstand zu nehmen, da die Unterlagen für die Subvention zu den Grunderwerbskosten zurzeit durchaus mangelhaft und ungenau sind.“

kosten bewilligen, und dieser Summe gegenüber ist es gar nicht von Interesse, ob die bisher angestellten Berechnungen auch wirklich auf Heller und Pfennig stimmen. Es ist eine Redensart, zu behaupten, daß Sie zu A später auch B sagen müßten. Treten später weitere Forderungen an Sie heran, dann bleibt Ihrer Hand die Entscheidung überlassen. Es ist wiederholt die Rede davon gewesen, daß man lieber Nebenbahnen haben wolle als den Kanal. Das steht doch heute gar nicht in Frage. Die königliche Staatsregierung baut so viel Bahnen, als sie nur kann. Wenn das nicht schnell genug geht, so liegt das meiner Meinung nach an den Kreisen. Was mir da oft für Schwierigkeiten begegnen, ahnen Sie nicht. Jeder will da oft am liebsten, daß ihm die Bahn bis vor seinen Hof gebaut wird. Es dauert gewöhnlich 4 bis 6 Jahre, bis die Frage des Grunderwerbs geregelt ist. Gesehlich sind nun einmal Grund und Boden herzugeben. Ich möchte Ihnen allen bei dieser Gelegenheit ans Herz legen, in Ihren Kreisen dafür zu wirken, daß sich die beteiligten Interessenten schneller einigen.

Nachteile des Kanals sind heute nicht vorgebracht, die Vorteile hat der Referent schon erwähnt. Es sind: die Melioration, die Schifffahrt, die Entwicklung der elektrischen Kräfte. Das Ihnen im Druck zugegangene Gutachten hierüber stammt von einem gewiegten Ingenieur und hat in mir den Eindruck verstärkt, den ich schon lange von der Entwicklung der elektrischen Kräfte gehabt habe. Wenn auch nur 6000 Pferdekkräfte sozusagen umsonst hier zu gewinnen sind, so ist das ein Kapital, das zu erwerben die Provinz sich dazu halten sollte. Der ohne Berechtigung als Beispiel herangezogene Oberländische Kanal war ein Experiment, es war ein Anfang und in technischer Hinsicht vielleicht verfehlt. Es wäre sehr bedauerlich, wenn Sie heute das für die Provinz so ergiebige Unternehmen scheitern lassen wollten. Den möglicherweise eintretenden Nachteilen des Kanals habe ich ein aufmerksames Auge zugewendet. Es ist ja gar keine Frage, daß durch die Wasserentnahme und Trockenlegung auf der einen Seite die Möglichkeit der Versumpfung auf der anderen Seite eintreten kann. Aber nach den neuen Projekten sollen ja nur sechs statt zwölf Kubikmeter entnommen werden, die Gefahr wird dadurch also verringert. Wie man weiter darin noch helfen kann, das wollen wir der Fürsorge der Instanzen überlassen. Ich möchte Sie bitten, die Vorlage nicht an den Provinzial-Ausschuß zurückzugeben, denn ich fürchte: so kommt es nie dazu. Die Stadt Königsberg ist ja schon in dankenswerter Weise vorgegangen, sie hat gar nicht gefragt, ob Unterlagen da sind, sie hat einfach gesagt: wenn gebaut werden wird, dann sind wir zur Hergabe von 100 000 Mark bereit. Wenn Sie heute die geforderte Summe bewilligen, dann erleichtern Sie der königlichen Regierung ihre Aufgabe, mit dem Bau des Kanals vor den Landtag zu treten."

In namentlicher Abstimmung wurde darauf die Summe von
Posfinger, Bismarck-Portefeuille. IV.



200 000 Mark zu den Grunderwerbskosten für den Majurischen Seekanal bewilligt.

Bei Eröffnung der Landwirtschaftskammer für die Provinz Ostpreußen am 9. März 1898 sprach der Oberpräsident Graf Bismarck derselben die lebhafteste Anerkennung für ihre Thätigkeit aus. „Sie selbst werden die Ueberzeugung mitgebracht haben, daß in der Provinz und in den Kreisen Ihrer Berufsgenossen das Ansehen der Körperschaft mehr und mehr im Steigen begriffen ist, und daß sie entschieden für die Kreise der Landwirtschaft in Preußen eine populäre Einrichtung ist, die Anerkennung findet in anderen Provinzen, die einer Landwirtschaftskammer bisher entbehren, die aber doch jetzt in Erwägungen darüber eingetreten sind, ob sie auch eine solche Behörde einrichten sollen. Gerade im Zusammentagen der Vertreter der einzelnen Landwirtschaftskammern sind die Kammern geeignet, eine wertvolle Gesamtvertretung der Landwirtschaft der ganzen Monarchie zu schaffen. In anderen Kreisen, welche nicht zu Ihren Berufsgenossen gehören, hat sie Entgegenkommen und Anerkennung gefunden, wie zum Beispiel hier in den Börsenkreisen, wo es ermöglicht worden ist, daß die Vertreter der Landwirtschaftskammer in ordnungsmäßiger, gesetzmäßiger Form an der Feststellung der Preise und sonstigen gesetzlichen Befugnissen beteiligt sind. Diese Lage ist ein schöner Lohn für Ihre Thätigkeit und ein neuer Beweis dafür, daß Sie sich auf dem richtigen Wege befinden mit der ganzen Richtung, die Ihre Thätigkeit nimmt. Ich kann beim Beginn Ihrer Beratungen nichts Besseres wünschen, als daß Sie auf dem Wege fortfahren, daß Ihre Beschlüsse und Versammlungen nicht nur zum Segen der Provinz Ostpreußen, sondern der ganzen deutschen Landwirtschaft gereichen werden.“¹⁾

Bei der im März 1897 in Königsberg i. Pr. abgehaltenen Centenarfeier ereignete es sich, daß Graf Bismarck dem Oberbürgermeister Hoffmann, welcher bei der Denkmalseinweihung die Festrede zu halten hatte und bei Begrüßung des Oberpräsidenten demselben die Hand entgegenreichte, in Gegenwart der Behörden und der ganzen Festversammlung den Händedruck verweigerte.

Ob dieses Vorganges, der in der Presse viel Staub aufwirbelte,²⁾ wandte sich der Oberbürgermeister an den Minister des Innern, als den Vorgesetzten

¹⁾ Auf einem am 3. März 1898 vom Akademisch-Landwirtschaftlichen Verein zu Ehren der Kurjusnehmer veranstalteten großen Festkommers hatte der Herr Oberpräsident, dem das Präsidium übertragen worden war, eine längere Rede gehalten, die in ein Hoch auf die Landwirtschaft ausklang.

²⁾ Eine nähere Würdigung dieses Vorkommnisses findet man in der „Volkszeitung“ Nr. 146 vom 27. März 1897, Nr. 158 vom 3. April 1897 und Nr. 182 vom

des Oberpräsidenten, um eine Art Genugthuung zu erlangen. Nach einiger Zeit mußte der „Ostpreussische General-Anzeiger“ zu melden, daß der Bescheid gelautet habe, ein Eingreifen des Ministers sei nicht begründet, da der Oberbürgermeister hätte abwarten müssen, ob der Oberpräsident als der dem Range nach Höhere ihm die Hand reichen würde. Die „Königsberger Allgemeine Zeitung“ setzte dieser Nachricht ein entschiedenes Dementi entgegen, aber eine Berichtigung im „General-Anzeiger“ erfolgte nicht. Im April 1898 fragte nun in der Stadtverordnetenversammlung von Königsberg ein neugieriges Mitglied an, was auf die Beschwerde des Oberbürgermeisters erfolgt sei. Bürgermeister Brinkmann erwiderte, seines Wissens sei ein Bescheid darauf nicht ergangen. Darauf wurde die nachstehende Resolution angenommen: „Die Stadtverordnetenversammlung spricht ihr lebhaftes Bedauern darüber aus, daß in der die gesamte Stadt angehenden Angelegenheit des Verhaltens des Herrn Oberpräsidenten gegenüber dem Herrn Oberbürgermeister die Königliche Staatsregierung sich nicht veranlaßt gefühlt hat, die der Stadt Königsberg angethane Kränkung durch eine Mißbilligung jenes Verhaltens zu sühnen.“ Während der Erörterungen stellte sich heraus, daß eine formelle Beschwerde seinerzeit an den Minister nicht gerichtet worden war, sondern daß Herr Oberbürgermeister Hoffmann diesem nur in einer Eingabe von dem Vorfalle Kenntnis gegeben hatte in der Hoffnung, dieser werde die Mittel zu einem friedlichen Ausgleich finden und anwenden. In den Äußerungen verschiedener Redner fand eine gewisse Mißstimmung darüber Ausdruck, daß nicht der Magistrat einen formellen Schritt gethan habe, um Remedur zu schaffen. Indessen, da es jetzt zu spät war, noch etwas Derartiges zu unternehmen, hielt es die Mehrheit der Versammlung für angebracht, vor allem ihrem Solidaritätsgefühl mit dem Oberbürgermeister Ausdruck zu geben. Daher fand nur die obige Resolution Annahme. Die Angelegenheit hatte damit ihre Erledigung gefunden.

Aus Anlaß des Ablebens des Fürsten Bismarck erließ Graf Wilhelm Bismarck folgende Dankfagung:

Die vielen Beweise der Teilnahme, welche mir aus Anlaß des Hinscheidens meines Vaters zugegangen sind, haben mich tief bewegt, weil sie nicht nur die persönliche Anhänglichkeit an den Verewigten bekunden, sondern auch die treue Hingabe an sein Werk und die Gesinnungen, die er sein Leben lang hochgehalten und bethätigt hat. Wird mein Herz gehoben durch die große Zahl der Trauerbezeugungen und herrlichen Blumen Spenden, so ist es mir doch nicht

20. April 1898; „Berliner Tageblatt“ Nr. 171 vom 3. April 1897 und Nr. 200 vom 21. April 1898; „Berliner Zeitung“ Nr. 109 vom 3. April 1897; „Königsberger Allgemeine Zeitung“ Nr. 160 vom 5. April 1897; „Deutsche Tageszeitung“ Nr. 184 vom 21. April 1898.

möglich, seinem Drange folgend, jedem einzelnen zu danken. Ich bitte alle Freunde, insbesondere die Angehörigen der meiner Verwaltung anvertrauten Provinz, deren Gemüther in diesen Tagen hierher gerichtet sind, dem Gefühle meiner innigen Dankbarkeit an dieser Stelle Ausdruck geben zu dürfen.

Graf Bismarck,
Oberpräsident.

Bismarcks Entlassungsgesuch.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

Bismarcks Entlassungsgesuch.

An Seine Majestät den Kaiser. ¹⁾

Berlin, den 18. März 1890.

Bei meinem ehrfurchtsvollen Vortrage vom 15. d. M. haben Eure Majestät mir befohlen, den Ordre-Entwurf vorzulegen, durch welchen die Allerhöchste Ordre vom 8. September 1852, welche die Stellung eines Ministerpräsidenten seinen Kollegen gegenüber seither regelt, außer Geltung gesetzt werden soll. Ich gestatte mir über die Genesiz und Bedeutung dieser Ordre nachstehende allerunterthänigste Darlegung. Für die Stellung eines „Präsidenten des Staatsministeriums“ war zur Zeit des absoluten Königtums kein Bedürfnis vorhanden, und es wurde zuerst auf dem Vereinigten Landtage von 1847 durch die damaligen liberalen Abgeordneten (Mevissen) auf das Bedürfnis hingewiesen, verfassungsmäßige Zustände durch Ernennung eines „Premierministers“ anzubahnen, dessen Aufgabe es sein würde, die Einheitlichkeit der Politik des verantwortlichen Gesamtministeriums zu übernehmen und herbeizuführen und die Verantwortung für die Gesamtergebnisse der Politik des Kabinetts zu übernehmen. Mit dem Jahre 1848 trat diese konstitutionelle Gepflogenheit bei uns ins Leben, und wurden „Präsidenten des Staatsministeriums“ ernannt, wie Graf Arnim, Camphausen, Graf Brandenburg, Freiherr v. Manteuffel, Fürst von Hohenzollern, nicht für ein Ressort, sondern für die Gesamtpolitik des Kabinetts, also der Gesamtheit der Ressorts. Die meisten dieser Herren hatten kein eigenes Ressort, sondern nur das Präsidium, so zuletzt vor meinem Eintritt der Fürst von Hohenzollern, der Minister v. Auerwald, der Prinz von Hohenlohe. Aber es lag ihnen ob, in dem Staatsministerium und dessen Beziehungen zum Monarchen diejenige Einigkeit und Stetigkeit zu erhalten, ohne welche eine ministerielle Verantwortlichkeit, wie sie das Wesen des Verfassungslebens bildet, nicht durchführbar ist. Das Verhältnis des Staatsministeriums

¹⁾ Der Wortlaut des Bismarckschen Entlassungsgesuchs ist sogleich nach Bismarcks Ableben im „Berliner Lokal-Anzeiger“ von Moriz Busch veröffentlicht worden, nach einer von demselben im März 1891 in Friedrichsrub genommenen Kopie der Urschrift, die ihm vom Kanzler selbst übergeben wurde. Demnächst ging das Dokument auch in das Buch von Busch: „Bismarck und sein Werk. Beiträge zur inneren Geschichte der letzten Jahre bis 1896 nach Tagebuchblättern“ über.

und seiner einzelnen Mitglieder zu der neuen Institution des Ministerpräsidenten bedurfte sehr bald einer nähern, der Verfassung entsprechenden Regelung, wie sie im Einverständnisse mit dem damaligen Staatsministerium durch die Ordre vom 8. September 1852 erfolgt ist. Diese Ordre ist seitdem entscheidend für die Stellung des Ministerpräsidenten zum Staatsministerium geblieben, und sie allein gab dem Ministerpräsidenten die Autorität, welche es ihm ermöglicht, dasjenige Maß von Verantwortlichkeit für die Gesamtpolitik des Kabinetts zu übernehmen, welches ihm im Landtage und in der öffentlichen Meinung zugemutet wird. Wenn jeder einzelne Minister Allerhöchste Anordnungen extrahiren kann ohne vorherige Verständigung mit seinen Kollegen, so ist eine einheitliche Politik, für welche jemand verantwortlich sein kann, nicht möglich. Keinem Minister und namentlich dem Ministerpräsidenten bleibt die Möglichkeit, für die Gesamtpolitik des Kabinetts die verfassungsmäßige Verantwortlichkeit zu tragen. In der absoluten Monarchie war eine Bestimmung, wie sie die Ordre von 1852 enthält, entbehrlich und würde es noch heute sein, wenn wir zum Absolutismus ohne ministerielle Verantwortlichkeit zurückkehrten. Nach den zu Recht bestehenden verfassungsmäßigen Einrichtungen aber ist eine präsidiale Leitung des Ministerkollegiums auf der Basis der Ordre von 1852 unentbehrlich. Hierüber sind, wie in der gestrigen Staatsministerialsitzung festgestellt wurde, meine sämtlichen Kollegen mit mir einverstanden, und auch darüber, daß jeder meiner Nachfolger im Ministerpräsidium die Verantwortlichkeit nicht würde tragen können, wenn ihm die Autorität, welche die Ordre von 1852 verleiht, mangelte. Bei jedem meiner Nachfolger wird dieses Bedürfnis noch stärker hervortreten wie bei mir, weil ihm nicht sofort die Autorität zur Seite stehen wird, die mir ein langjähriges Präsidium und das Vertrauen der beiden hochseligen Kaiser bisher verliehen hat. Ich habe bisher niemals das Bedürfnis gehabt, mich meinen Kollegen gegenüber auf die Ordre von 1852 ausdrücklich zu beziehen. Die Existenz derselben und die Gewißheit, daß ich das Vertrauen der beiden hochseligen Kaiser Wilhelm und Friedrich besaß, genügten, um meine Autorität im Kollegium sicherzustellen. Diese Gewißheit ist heute aber weder für meine Kollegen noch für mich selbst vorhanden. Ich habe daher auf die Ordre von 1852 zurückgreifen müssen, um die nötige Einheit im Dienste Eurer Majestät sicherzustellen.

Aus vorstehenden Gründen bin ich außer stande, Eurer Majestät Befehl auszuführen, laut dessen ich die Aufhebung der vor kurzem von mir in Erinnerung gebrachten Ordre von 1852 selbst herbeiführen und kontrassegniren, trotzdem aber das Präsidium des Staatsministeriums weiterführen soll.

Nach den Mitteilungen, welche mir der Generalleutnant v. Hahnke und der Geheime Kabinettsrat v. Lucanus gestern gemacht haben, kann ich nicht im Zweifel sein, daß Eure Majestät wissen und glauben, daß es für mich nicht möglich ist, die Ordre aufzuheben und doch Minister zu bleiben. Dennoch haben

Eure Majestät den mir am 15. erteilten Befehl aufrecht erhalten und in Aussicht gestellt, mein dadurch notwendig werdendes Abschiedsgeſuch zu genehmigen. Nach früheren Beſprechungen, die ich mit Eurer Majestät über die Frage hatte, ob Allerhöchſtdemselben mein Verbleiben im Dienst unerwünscht sein würde, durfte ich annehmen, daß es Allerhöchſtdemselben genehm sein würde, wenn ich auf meine Stellungen in Allerhöchſtdero preußischen Diensten verzichtete, im Reichsdienst aber bliebe. Ich habe mir bei näherer Prüfung dieser Frage erlaubt, auf einige bedenkliche Konsequenzen dieser Teilung meiner Aemter, namentlich des künftigen Auftretens des Kanzlers im Reichstage, in Ehrfurcht aufmerksam zu machen, und enthalte mich, alle Folgen, welche eine solche Scheidung zwischen Preußen und dem Reichskanzler haben würde, hier zu wiederholen. Eure Majestät geruhen darauf, zu genehmigen, daß einstweilen alles beim alten bleibe.

Wie ich aber die Ehre hatte, auseinanderzusetzen, ist es für mich nicht möglich, die Stellung eines Ministerpräsidenten beizubehalten, nachdem Eure Majestät für dieselbe die *capitis diminutio* wiederholt befohlen haben, welche in der Aufhebung der Ordre von 1852 liegt.

Eure Majestät geruhen außerdem, bei meinem ehrfurchtsvollen Vortrage vom 15. d. M. mir bezüglich der Ausdehnung meiner dienstlichen Berechtigungen Grenzen zu ziehen, welche mir nicht das Maß der Beteiligung an den Staatsgeschäften, der Uebersicht über letztere und der freien Bewegung in meinen ministeriellen Entschlüssen und in meinem Verkehr mit dem Reichstage und seinen Mitgliedern lassen, deren (dessen) ich zur Uebernahme der verfassungsmäßigen Verantwortlichkeit für meine amtliche Thätigkeit bedarf.

Aber auch wenn es thunlich wäre, unsere auswärtige Politik unabhängig von der inneren und unsere Reichspolitik so unabhängig von der preußischen zu betreiben, wie es der Fall sein würde, wenn der Reichskanzler der preußischen Politik ebenso unbeteiligt gegenüber stünde wie der bayerischen oder sächsischen und an der Herstellung des preußischen Votums im Bundesrat dem Reichstage gegenüber keinen Teil hätte, so würde ich doch nach den jüngsten Entscheidungen Eurer Majestät über die Richtung unserer auswärtigen Politik, wie sie in dem Allerhöchsten Handschreiben zusammengefaßt sind, mit dem Eure Majestät die Berichte des Konsuls in — gestern begleiteten, in der Unmöglichkeit sein, die Ausführung der darin vorgeschriebenen Anordnungen bezüglich der auswärtigen Politik zu übernehmen. Ich würde damit alle für das Deutsche Reich wichtigen Erfolge in Frage stellen, welche unsere auswärtige Politik seit Jahrzehnten im Sinne der beiden hochseligen Vorgänger Eurer Majestät in unseren Beziehungen zu — — unter ungünstigen Verhältnissen erlangt hat, und deren über Erwarten große Bedeutung mir — — nach seiner Rückkehr aus — bestätigt hat.

Es ist mir bei meiner Anhänglichkeit an den Dienst des königlichen Hauses und an Eure Majestät und bei der langjährigen Einlebung in Verhältnisse,

welche ich bisher für dauernd gehalten hatte, sehr schmerzlich, aus den gewohnten Beziehungen zu Allerhöchstdemselben und zu der Gesamtpolitik des Reichs und Preußens auszuscheiden, aber nach gewissenhafter Erwägung der Allerhöchsten Intentionen, zu deren Ausführung ich bereit sein müßte, wenn ich im Dienst bliebe, kann ich nicht anders, als Eure Majestät allerunterthänigst bitten, mich aus dem Amte des Reichskanzlers, des Ministerpräsidenten und des preussischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten in Gnaden und mit der gesetzlichen Pension entlassen zu wollen. Nach meinen Eindrücken in den letzten Wochen und nach den Eröffnungen, die ich gestern den Mitteilungen aus Eurer Majestät Zivil- und Militärkabinet entnommen habe, darf ich in Ehrfurcht annehmen, daß ich mit diesem meinem Entlassungsge such den Wünschen Eurer Majestät entgegenkommen und also auf eine huldreiche Bewilligung mit Sicherheit rechnen darf.

Ich würde die Bitte um Entlassung aus meinen Aemtern schon vor Jahr und Tag Eurer Majestät unterbreitet haben, wenn ich nicht den Eindruck gehabt hätte, daß es Eurer Majestät erwünscht wäre, die Erfahrungen und die Fähigkeiten eines treuen Dieners Ihrer Vorfahren zu benützen. Nachdem ich sicher bin, daß Eure Majestät derselben nicht bedürfen, darf ich aus dem politischen Leben zurücktreten, ohne zu befürchten, daß mein Entschluß von der öffentlichen Meinung als unzeitig verurteilt wird.

v. Bismarck.¹⁾

*

1) Es ist, so bemerken die „Berliner Neuesten Nachrichten“, eine Staatschrift ersten Ranges, die hier vorliegt, deren ernste, streng logische, überzeugende Klarheit sich den bedeutendsten Schriftstücken von der Hand des Fürsten Bismarck inhaltlich und stilistisch ebenbürtig anschließt. Die Deutschland so schwer erschütternde Katastrophe vom März 1890 wird damit zum erstenmal aktenmäßig karge stellt. — Es ist übrigens eingewendet worden, die von Busch gefertigte Abschrift weise einige kleine Unkorrektheiten auf, die fest- und richtigzustellen ohne Einsicht des Originals natürlich nicht möglich ist.

Briefe des Fürsten Herbert Bismarck beim Ableben
seines Vaters.

Briefe des Fürsten Herbert Bismarck beim Ableben seines Vaters.

An den Bürgermeister Dr. Lueger in Wien.

Friedrichsruh, Anfangs August 1898.

Ich bitte Sie, den Ausdruck unseres wärmsten Dankes für die namens der Stadt Wien unserer Familie ausgesprochene freundliche Teilnahme entgegenzunehmen.

Bismarck.

*

An den Bürgermeister Dr. Lehmann in Hamburg.
(Telegramm.)

Friedrichsruh, Anfangs August 1898.

Eure Magnificenz bitte ich, dem Hohen Senat meinen herzlichen Dank für den warmen Ausdruck seiner Teilnahme auszusprechen.

H. Bismarck.

*

An Seine Majestät den Kaiser.

Friedrichsruh, Anfangs August 1898.

Der Wunsch Eurer Majestät¹⁾ würde den Hinterbliebenen als Befehl gelten, wenn nicht der Verstorbene noch in den letzten Lebenstagen sehnlichst verlangt hätte, in seinem Sachsenwalde zu ruhen.

*

Allgem eines Dankschreiben in den „Hamburger Nachrichten“.

Friedrichsruh, den 3. August 1898.

Die zahllosen Neußerungen von tiefem Schmerz und warmem Empfinden, welche dem unauslöschlichen Andenken meines großen Vaters gelten, nehmen einen so überwältigenden Umfang an, daß es unmöglich erscheint, den Leidtragenden für ihre Treue bis über den Tod hinaus im einzelnen zu danken.

¹⁾ Scil. der Hülle des Fürsten Bismarck in Berlin im Dom die letzte Stätte zu bereiten.

Aus allen fünf Weltteilen hallt der Kummer, der die Familie an dem Sarge niederbeugt, in rührender Teilnahme wieder, und es thut mir weh, nicht jede Kundgebung beantworten zu können.

Ich bitte die deutschen Zeitungen, diesen Worten Aufnahme zu gewähren, und danke im Namen der nächsten Angehörigen von ganzem Herzen allen, die durch Trostesworte und Blumen Spenden von nie gesehener Pracht der Trauer, welche unser Land erfüllt, Ausdruck gegeben haben.

H. Bismarck.

* -

An den Senat von Hamburg.

Friedrichsruh, den 4. August 1898.

Eure Magnificenz bitte ich, den Ausdruck des verbindlichsten Dankes für Ihr freundliches Gedenken zugleich im Namen meiner Angehörigen geneigtest entgegennehmen zu wollen. Wir wissen die Ehre voll zu schätzen, die Sie uns durch die Einladung vom 4. cr. zur Gedächtnisfeier in Hamburg erwiesen haben, und es würde uns zu einem späteren Zeitpunkt eine besondere Genugthuung gewesen sein, gerade der von der regierenden Behörde Hamburgs veranstalteten Feier beizuwohnen. Unter dem heutigen Datum bitte ich Eure Magnificenz aber ergebenst, unser Fernbleiben entschuldigen zu wollen.

H. Bismarck.

*

An den Reichskanzler Fürsten zu Hohenlohe, Berlin.

Friedrichsruh, den 8. August 1898.

Die warme Anerkennung, welche der Bundesrat in vollendeter Form dem Andenken meines entschlafenen Vaters gewidmet hat, und die schönen Worte, mit denen die hohe Körperschaft seiner Thaten gedenkt, werden für alle Zeiten sein Gedächtnis ehren¹⁾ und eines der wertvollsten Stücke des Familienarchivs bilden. Eure Durchlaucht darf ich als Vorsitzenden des Bundesrats ergebenst bitten, den Ausdruck meines tiefsten Dankes für diese denkwürdige Kundgebung geneigtest entgegennehmen und den unterzeichneten Herren übermitteln zu wollen.

H. Bismarck.

*

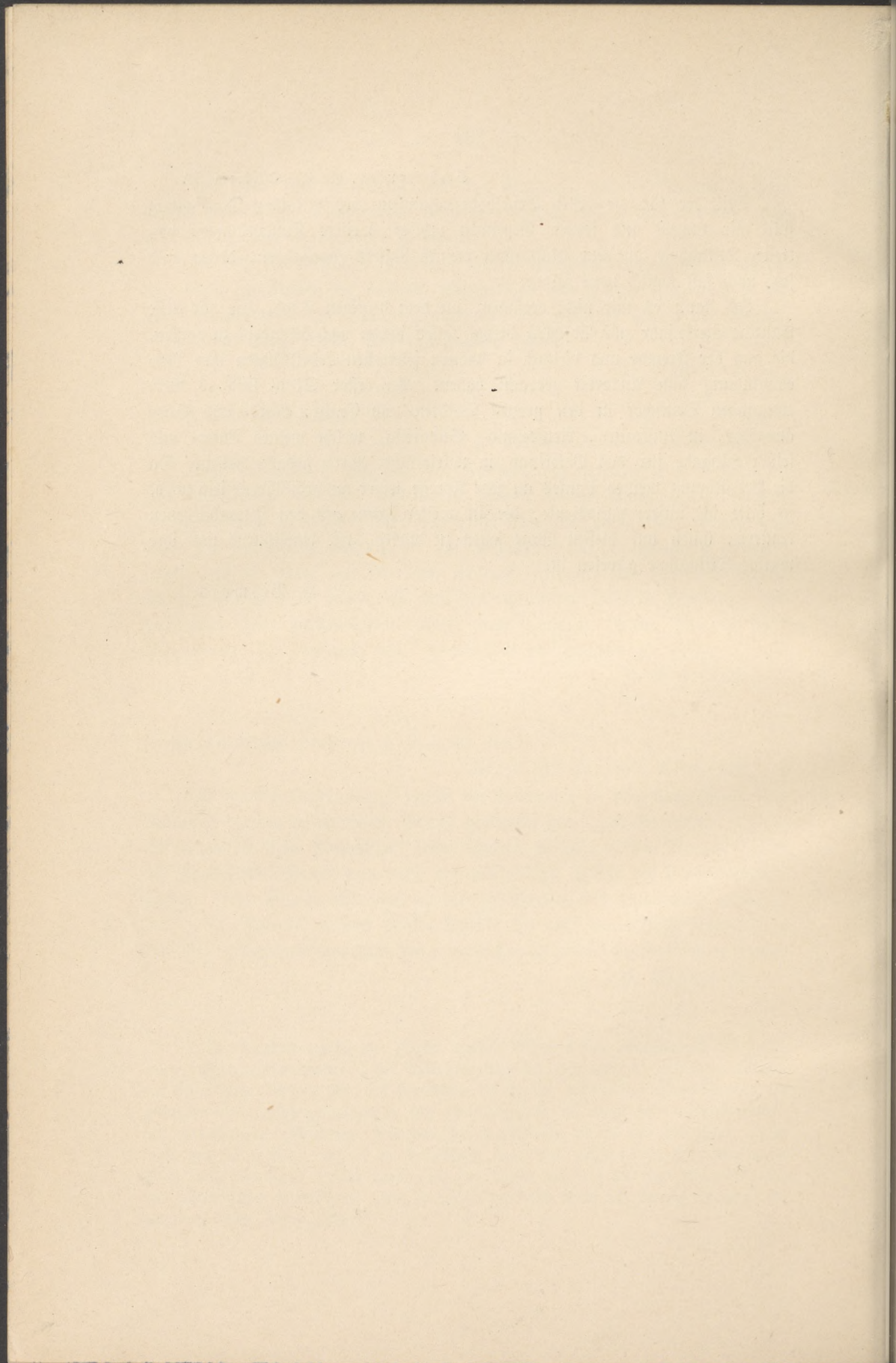
¹⁾ Der Bundesrat hatte dem Fürsten Herbert Bismarck eine Beileidsadresse überjandt, welche folgendermaßen lautete: „Der Bundesrat kann sich nicht verjagen, Eurer Durchlaucht den tiefgefühlten Schmerz über das Hinscheiden des großen, heldenhaften ersten Kanzlers des geeinigten Vaterlandes auszusprechen. Die zwei Jahrzehnte, die er an unserer Spitze gewirkt, sind unvergängliche Marksteine geworden für Deutschlands Größe und Wohlfahrt. Sein Geist war so mächtig, daß er in Deutschland noch nach Jahrhunderten fortwirken wird. Stets wird sein Name gefeiert werden als der höchste Inbegriff für treue Vaterlandsliebe und völkerlenkende Staatskunst. Ihm ist darum der ewige Dank des Bundesrats sowie des ganzen deutschen Volkes gesichert.“

Schönhauſen, den 30. Oktober 1898.

Seit der für die erſten Beileidsbezeugungen veröffentlichten Dankſagung ſind mir zumeiſt aus fernem Gegenden zahlloſe weitere Kundgebungen von treuer Theilnahme an dem Hinſcheiden meines Vaters zugegangen, denen auch jezt noch faſt täglich neue folgen.

Ich kann es mir nicht verſagen, an dem heutigen Tage, der das erſte traurige Vierteljahr zum Abſchluß bringt, allen denen noch beſonders zu danken, die aus der Fremde und vielfach in ſchönen feierlichen Schriftſtücken ihre Mitempfindung zum Ausdruck gebracht haben. An erſter Stelle ſind es Vereinigungen Deutſcher in den großen Städten und Centren Nord- und Südamerikas, in Austraſien, Neuſeeland, Südafrika, welche meines Vaters und ſeiner Hingabe für das Vaterland in patriotiſcher Weiſe gedachte haben. Da die Bethätigung meines Dankes an jede Adreſſe leider undurchführbar ſein wird, ſo bitte ich unſere Landsleute, die in weiter Ferne mit den Hinterbliebenen trauern, ihnen auf dieſem Wege ſagen zu dürfen, wie wohlthuend uns ihre warme Theilnahme geweſen iſt.

H. Bismarck.



Bismarcks Verdienst um die Erschließung des Grunewalds.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

Bismarcks Verdienst um die Erschließung des Grunewalds.¹⁾

Längst schon war bekannt, daß Bismarck zuerst für den Gedanken einer Erweiterung Berlins nach dem Grunewald zu eintrat. Sein nächstes Ziel war der Ausbau des Kürfürstendamms, bezüglich dessen Bismarck am 5. Februar 1873 auf Wunsch des Kaisers das folgende Gutachten abgab, welches mit weitausschauendem Blick den nach dem Westen später genommenen großartigen Aufschwung Berlins in vollkommen zutreffender Weise voraussjagt.

Dieses Schriftstück lautet:

An den Königlichen Geheimen Kabinetssrat Herrn v. Wilmowski²⁾
Hochwohlgeboren hier.

Berlin, den 5. Februar 1873.

Eurer Hochwohlgeboren erwidere ich unter Rücksendung der mir übermittelten Anlagen auf die im Allerhöchsten Auftrage an mich gerichteten gefälligen Schreiben vom 4. November vorigen Jahres und vom 30. Januar dieses Jahres ganz ergebenst, daß mir die Erhaltung der ganzen Breite des Kurfürstendamms in fiskalischem Besitz zu Gunsten der öffentlichen Interessen späterer Zeit geboten erscheint, und daß meines Erachtens den Anbauern zu beiden Seiten des Kurfürstendamms nicht gestattet werden sollte, irgend einen Teil desselben mit in ihre Häuserberechtigung hineinzuziehen und als Ersatz für die ihnen obliegende Pflicht zur Hergabe des Straßenterrains zu benützen; dieselben Gründe, die ich mir zu entwickeln erlauben werde, sprechen gegen Verwendung irgend eines Teiles der Dammbreite zur Pferdebahn. Ich will nicht gegen die Pferde-Eisenbahn überhaupt votiren, nur bin ich der Ansicht, daß das zu derselben notwendige Terrain aus den Mitteln der Grundbesitzer jener Gegend hergegeben, nicht aber der Weg da verengt werden sollte, wo der fiskalische Besitz ausnahmsweise Gelegenheit zu breiter und schöner Straßenentfaltung bietet.

¹⁾ Die obenstehenden Mitteilungen sind einem größeren Aufsatze von John Booth über die Gründung der Villenkolonie Grunewald entnommen.

²⁾ Bisher stand der Wortlaut des Schreibens nicht fest. Kohl citirt in den Bismarck-Regesten Bd. II. S. 62 nach den von mir anonym herausgegebenen „Bismarck-Briefen. Neue Folge“ Bd. III. S. 143 und läßt dahingestellt, ob der Minister des Innern der Adressat sei.

Erfahrungsmäßig sind alle Hauptverkehrsstraßen in so massenhaft wachsenden Städten wie Berlin zu eng.

Auch die Straße am Kurfürstendamm wird nach den jetzt bestehenden Absichten zu eng werden, da dieselbe voraussichtlich ein Hauptspazierweg für Wagen und Reiter werden wird. Denkt man sich Berlin so wie bisher fortwachsend, so wird es die doppelte Volkszahl noch schneller erreichen, als Paris von 800 000 Einwohnern auf 2 Millionen gestiegen ist.

Dann würde der Grunewald etwa für Berlin das „Bois de Boulogne“ und die Hauptader des Vergnügungsverkehrs dorthin mit einer Breite wie die der Elysäischen Felder durchaus nicht zu groß bemessen sein. An der in Rede stehenden Stelle allein liegt die Möglichkeit einer großen Straßenverbindung mit dem Grunewald vor, weil eine fiskalische Straße, der Kurfürstendamm, über die gesetzlichen Anforderungen hinaus existirt. Mein Votum würde sonach dahin gehen, daß von den Anbauern die Herstellung der üblichen Straßenbreite in vollster Ausdehnung gefordert würde, ohne Rücksicht auf das Vorhandensein des Kurfürstendamms, so daß letzterer eine exceptionelle Zugabe zur Straßenbreite bildete. Nur auf diese Weise würde über den Tiergarten hinaus eine bequeme Zirkulation der Berliner Bevölkerung ins Freie nach dem Grunewald hergestellt werden können; und nur bei diesem Prinzip wird sich ein ähnlicher Reitweg, wie ihn das sonst wenig kavalleristische Frankreich von Paris nach dem Bois de Boulogne besitzt, schaffen lassen.

Sollte noch eine Pferde-Eisenbahn in die dortige Straßenbreite hineingelegt werden, so würde der Luxus- und Feiertagsverkehr von Wagen und Pferden außerordentlich beengt und behindert werden.

Wenn man sich Berlin, welches seit kurzem von 200 000 Einwohnern auf 800 000 Einwohner angewachsen ist (eine Ziffer, die Paris zur Zeit von Louis Philipp hatte, während es dieselbe seitdem mehr wie verdoppelt hat), in demselben Maße weiter zunehmend denkt, und nach den bisherigen Erfahrungen wächst es besonders gegen Charlottenburg und den Grunewald hin, so können leicht Verhältnisse eintreten, in welchen man es bereuen wird, eine Straßenlinie, welche zur königlichen Verfügung stand, derselben nicht erhalten zu haben. Man würde dann vergebens bedauern, daß man diese Straße am Kurfürstendamm zu Gunsten vereinzelter Privatinteressen zu gewöhnlicher Breite hätte einschrumpfen lassen.

Eine Abhilfe wäre aber dann nicht mehr möglich, während jene Breite, welche man jetzt für den Reitweg konservirt, bei überwiegendem öffentlichem Bedürfnis immer noch chauffirt und dem Fahrverkehr übergeben werden kann.

Mein Antrag würde daher dahin gehen, daß ganz unabhängig von dem fiskalischen Kurfürstendamm die gesetzlichen Straßenbreiten aus eigenen Mitteln herzugeben sind, die Pferdebahn-Konzessionäre aber gleichzeitig auf Auffuchung anderer Wege zu verweisen.

v. Bismarck.

Auf dieses Bismarcksche Gutachten erschien demnächst eine Allerhöchste Kabinettsordre, welche die ganze Breite des Kurfürstendamms auf 53 Meter festsetzte; indessen lag die Sache jahrelang still, da niemand Lust hatte, die Lützstraße in der vorläufig ganz öden Gegend zu bauen.

Zu Anfang des Jahres 1881 hielten einige Engländer sich längere Zeit in Berlin auf. Eines Tages, auf einem Spaziergang im Westen stellte einer derselben Betrachtungen darüber an, welche Zukunft das ganze vor ihm liegende kahle Feld, bei ordentlichen Straßenanlagen, mit Pferdebahnen, angesichts des großen Aufschwungs, den Berlin nach dem französischen Kriege genommen, haben müsse. Ein anderer nahm diese Aeußerung seines Landsmannes ernsthaft auf, und kurz und gut, die Engländer deponirten einige Monate nachher eine beträchtliche Kautio bei der Stadt Charlottenburg, um den Anstellungen, welche sie sich über sämtliche Terrains am Kurfürstendamm (an der jetzigen Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche bis Halensee) geben ließen und die einen Wert von circa 17 Millionen Mark hatten, einen ernsthaft gemeinten, geschäftlichen Hintergrund zu geben. Darauf ließen die Engländer zur Vorbereitung der demnächst in London geplanten Terrainaktiengesellschaft ihren Rechtsbeistand nach Berlin kommen.

Nachdem dieser das Projekt studirt und eine genaue Lokalbesichtigung unternommen war, gab derselbe sein Botum dahin ab: „Wenn auch anzunehmen ist, daß schon durch den Bau dieser Straße die anliegenden Terrains gewinnen werden, so ist es doch immerhin ungewiß, ob die Berliner sich in naher Zukunft hin in dem Maße anbauen werden, wie es für die von uns zu bildende Gesellschaft notwendig wäre. Dann aber würden unsere für den Bau der Straße verauslagten Millionen festgelegt sein, und ein großes Risiko wäre daher nicht ausgeschlossen. Wir sind daher zu folgendem Entschluß gekommen: Laut Kabinettsordre bauen wir den Kurfürstendamm auf unsere Kosten, verlangen aber als Bonifikation von der Regierung einige hundert Morgen Grunewald zu mäßigen Preisen zu kaufen.“

In diesem Stadium überaus glücklich eingegriffen zu haben, ist das Verdienst John Booths, des Besitzers der früheren, Ende des vorigen Jahrhunderts gegründeten Flottbecker Baumschulen bei Hamburg. Die Veranlassung seiner bis in das Jahr 1877 zurückreichenden Bekanntschaft mit Bismarck war die Naturalisation ausländischer, namentlich amerikanischer Waldbäume im deutschen Walde gewesen. Dieser dem Fürsten an sich sehr sympathische Gegenstand nahm sein Interesse um so mehr in Anspruch, als seit mehr denn 100 Jahren eine kurzfristige, bureaukratische Opposition diese Bäume, welche sich in unzähligen einzelnen Fällen, auch in unserem Klima, als vollkommen hart bewährt hatten, grundsätzlich ignoriert hatte.

John Booth hatte sich mannigfaltiger Beweise der Güte und des Wohlwollens seitens des Fürsten zu erfreuen, und so glaubte er es wagen zu können,

diese ganz neue und unerwartete Forderung der Engländer vertrauensvoll demselben vorlegen zu dürfen. Die nachgesuchte Unterredung¹⁾ wurde umgehend gewährt. Der Kanzler war hoch erfreut, die Ausführung des von ihm zuerst angeregten, nun seit acht Jahren — seit 1873 — ruhenden Planes vielleicht nun endlich zur Ausführung gebracht zu sehen.

„Wenn die Engländer“, sagte der Fürst, „uns den Kurfürstendamm vorschriftsmäßig ausbauen wollen, so können sie gerne ein Stück Grunewald bekommen. Seit dem Erscheinen der Allerhöchsten Kabinettsordre sind Jahre verfloßen. Es ist niemand erschienen, der ein Vergnügen daran gefunden hätte, die Straße zu bauen, deshalb muß derjenige, der solches unternimmt, unterstützt werden! Ist doch der Teil des Grunewalds, um den es sich handeln wird, durch den Bau der Berlin-Wezlarer Eisenbahn forstlich und jagdlich nicht mehr zu gebrauchen. Daß die Engländer ein Teil Grunewald als Bonifikation fordern, finde ich eigentlich ganz in der Ordnung vom Standpunkte ihrer Spekulation. Denn es scheint mir viel wahrscheinlicher, daß eher im Grunewald eine Menge Leute sich ansiedeln werden, als daß die kahlen Terrains am neuen Kurfürstendamm bebaut werden.“ (Ist auch thatsächlich so eingetroffen!)

Nach Tische wurden dann manche Einzelheiten besprochen und die Ausarbeitung der Pläne zur Vorlage an den Kaiser, mit entsprechenden Anträgen John Booths, beschlossen.

Am 16. April 1881 reichte der Fürst dieselben ein und erläuterte sie am 17. durch mündlichen Vortrag bei Sr. Majestät, und schon nach drei Tagen kam der Fürst in den Besitz der folgenden Kabinettsordre:

Ich habe aus der Mir unterm 16. d. M. eingereichten und hierbei zurückfolgenden Eingabe des John Booth zu Klein-Flottbeck zu Meiner lebhaften Befriedigung ersehen, in welcher Weise erstrebt wird, den von Mir gehegten Wunsch, daß an Stelle des Kurfürstendamms eine Straße in großartigem Stile angelegt werden möge, zu realisiren; es wird Mir zu großer Freude gereichen, wenn die Bemühungen Erfolg haben, und werde Ich einer solchen Anlage, soweit es gesetzlich und finanziell thunlich sein wird, gern Meine wohlwollende Förderung zuwenden.

Berlin, den 20. April 1881.

Wilhelm.

An den Präsidenten des Staatsministeriums
Fürsten von Bismarck.

Und wiederum nur einen Tag später erhielt John Booth folgendes Schreiben²⁾ vom Fürsten:

¹⁾ In Kohls Bismarck-Regesten übersehen.

²⁾ In Kohls Bismarck-Regesten übersehen, ebenso die Daten 16. und 17. April 1881.

Berlin, den 21. April 1881.

In Erwiderung auf das gefällige Schreiben vom 31. v. M. gereicht es mir zur Freude, Ew. Hochwohlgeboren mitteilen zu können, daß Se. Majestät der Kaiser und König von dem von Ihnen vorgelegten Projekte, an Stelle des Kurfürstendamms eine Straße in großartigem Stile anzulegen, mit lebhafter Befriedigung Kenntnis genommen und einer solchen Anlage, soweit es gesetzlich und finanziell thunlich sein wird, Allerhöchstihre wohlwollende Förderung zugesagt haben.

Es ist mir dies um so erfreulicher, als bereits vor Jahren Se. Majestät der Kaiser ähnlichen von mir damals angeregten Plänen bezüglich der Verbindung der Stadt mit dem Grunewald ein lebhaftes Interesse zugewandt hat und die Ausführung des vorliegenden Projektes die Verwirklichung langjähriger Wünsche Sr. Majestät ermöglichen würde.

Die Anlagen Ihres Schreibens haben Sr. Majestät vorgelegen und erfolgen hierbei zurück.

v. Bismarck.

An Herrn John Booth, Hochwohlgeboren.

Die wichtigste Aufgabe der nach mancherlei Zwischenfällen durch die Deutsche Bank im Herbst 1882 ins Leben gerufenen Kurfürstendamm-Gesellschaft bestand in dem Ausbau des alten Kurfürstendamms nach der Kabinettsordre Sr. Majestät des Kaisers vom Jahre 1875.

Mit diesem Bau nahmen nun die Schwierigkeiten ihren Anfang, indem bei jedem Schritt, den das Unternehmen machen wollte, unerbittlich der fiskalisch-bureaukratische Standpunkt vorgekehrt wurde. Wiederholt hatte John Booth dem Fürsten Bismarck über die versteckte Opposition der Behörden zu berichten, wiederholt mußte er dessen Hilfe gegen unberechtigte Forderungen derselben anrufen. Und niemals hat diese versagt! Stets in gütigster Weise diese Berichte anhörend, selbst in politisch bewegter Zeit fand er immer noch eine Stunde für diese verwickelte Sache. Und dann mit welcher Energie suchte der Fürst diese Schwierigkeiten zu beseitigen. Wie konnte er gegen diejenigen wettern, die oftmals wegen ganz untergeordneter Formalien oder unter Aufrechthaltung unbilligster Forderungen monatelang ein großes Unternehmen hinschleppten, dessen Vollendung dem Kanzler so sehr am Herzen lag.

Eine Frage von großer Wichtigkeit für die zukünftige Willenskolonie war eine möglichst direkte und schnelle Verbindung mit Berlin. Die Kurfürstendamm-Gesellschaft hatte den in Berlin bis dahin noch unbekanntem Dampfwagen in Aussicht genommen. Eines Tages forderte Bismarck John Booth auf, zu ihm zu kommen. Er wollte hinausfahren nach dem Kurfürstendamm,

um selbst eine Probefahrt zu machen. Da John Booth dieses vorausgesehen hatte, war der Wagen seit einer Woche stets geheizt, um jederzeit bereit zu sein.

Während der Fahrt durch den Tiergarten konnte John Booth aus den Worten des Fürsten entnehmen, wie man ihm diesen Wagen selbst geschildert hatte. Angekommen da, wo jetzt die Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche steht, wurde der Wagen bestiegen und die Fahrt nach Halensee angetreten. — Unterwegs wurde ausgestiegen, der Fürst wollte sich persönlich überzeugen, in wie kurzer Zeit der Wagen zu stoppen vermöge. Es wurden verschiedene Exercitien zur Zufriedenheit ausgeführt. Während der Rückfahrt durfte John Booth wahrnehmen, welcher günstigen Eindruck diese Probefahrt auf den Fürsten gemacht hatte. Bei der Verabschiedung reichte Bismarck ihm die Hand und sagte in der ihm eigenen verbindlichen Art: „Ich danke Ihnen für die Belehrung, ich habe ein Vorurteil gehabt.“ Die obrigkeitliche Genehmigung ließ nun nicht mehr lange auf sich warten.

An dieser Stelle ist auch noch einer anderen interessanten Episode zu gedenken: Die Beseitigung des berüchtigten schwarzen Grabens. Einen wahren Rattenkönig an Schwierigkeiten hatte der Fürst ihn einst genannt. Diese offene, stinkende Cloake, deren schwarze, breiartige Masse langsam von Schöneberg nach Charlottenburg floß und die ganze Gegend, den ganzen Westen Berlins verpestete. Und doch war die Beseitigung dieser Pesthöhle, man sollte es nicht für möglich halten, mit den unglaublichsten Schwierigkeiten verknüpft. Die Gelder für diese Kanalisation lagen seit langer Zeit bereit, aber verschiedene Herren aus verschiedenen Ministerien waren noch nicht ganz einig, und so stritt man sich schon seit einer Reihe von Jahren über allerlei gänzlich untergeordnete Dinge.

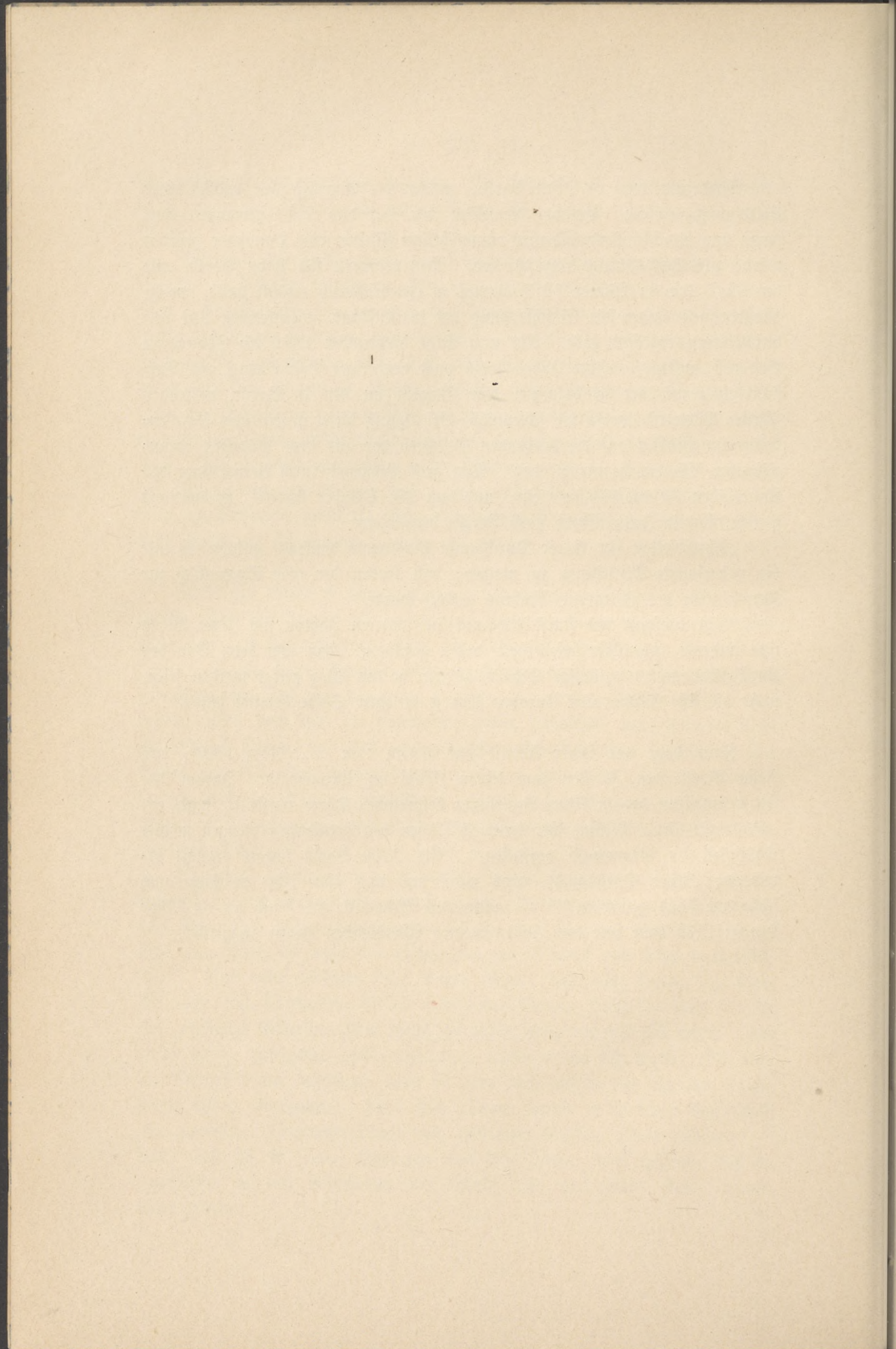
In seinem berechtigten Zorn brauste der Fürst einmal auf und sagte — was bei anderen Gelegenheiten durch ähnliche Veranlassungen verursacht, auch von ihm schon einmal gemeldet worden ist —: „Bei uns wird's überhaupt nicht eher besser, bis nicht alle Geheimräte mit Stumpf und Stiel ausgerottet sind!“ Und dabei sprühten seine Augen Feuer! Und alles Bitten, alle Vorstellungen und Petitionen blieben erfolglos. Einmal hatte der Fürst ein an ihn gerichtetes Schreiben über dieses öffentliche Uergerniß bei sich liegen. Ehe dieses an die zuständige Stelle weiterging, schrieb er an den Rand: „Ich kann die Wichtigkeit nur bestätigen, denn ich habe mich gestern aus eigenem Rasenschein davon überzeugt.“ Aber trotz alledem konnte er in seiner Eigenschaft als preussischer Ministerpräsident dem schwarzen Graben nichts anhaben, — dieser ließ sich in seinem schwarzen Bett nicht flören, wohl wissend, daß die Uneinigkeit in den Ministerien ihn sobald nicht aus seiner Ruhe herausholen würde.

Wiederum war es John Booth, welcher die Angelegenheit endlich ihrer Erledigung zuführte. Es war demselben klar, daß das Spiel gewonnen war, wenn dem als Ministerpräsidenten ohnmächtigen Fürsten eine Handhabe gegeben würde, als Reichskanzler einzuschreiten. Nun erinnerte sich John Booth, wie der Fürst ihm im Winter 1879 einmal in Friedrichsruh erzählt hatte, welche Maßregeln er gegen die Einschleppung der in Rußland aufgetretenen Pest von Reichswegen ergriffen habe. Als nun Ende September 1886 die Cholera in Budapest ausbrach, machte John Booth nach vorheriger Besprechung und Verständigung mit der Reichskanzlei eine Eingabe an den in Varzin weilenden Fürsten Bismarck, worin die schleunigste Beseitigung dieser großartigen Bazillenkultur im Hinblick auf die drohenden Gefahren der aus dem Südosten heranziehenden Cholera beantragt war. Nun griff Bismarck durch Vermittlung des Kaiserlichen Gesundheitsamts ein, und am 20. Oktober bereits, nachmittags 6 Uhr, konnte John Booth nach Varzin depeeschiren:

„Ehrerbietigst für Eurer Durchlaucht Nachtwort dankend, gestatte ich mir die gehorsamste Mitteilung zu machen, daß soeben der erste Spatenstich zur Kanalisation des schwarzen Grabens gethan wurde.“

Nicht umsonst hat Fürst Bismarck in späteren Jahren sich John Booth und anderen gegenüber wiederholt dahin geäußert, „daß ihm beim Bau des Kurfürstendamms unzählige Schwierigkeiten in den Weg gelegt worden seien, mehr als alle Diplomaten Europas ihm je in einer Sache bereitet hätten“.

Zwei Tage vor seiner Abreise aus Berlin, am 27. März 1890, traf John Booth den Fürsten zum letzten Male im Grunewald. Indem der Fürst denselben der in seiner Begleitung befindlichen Dame vorstellte, sagte er: „Gnädigste Frau Gräfin, hier kann ich Ihnen den berufensten Zeugen meiner Thätigkeit im Grunewald vorstellen.“ Als John Booth darauf lebhaft erwiderte: „Aber Durchlaucht, was wäre aus uns ohne Ihre mächtige und schützende Hand geworden?!“ — antwortete Bismarck, die Hand an die Mütze legend: „Ich habe nur den Willen meines Allerhöchsten Herrn ausgeführt.“



Bismark im Antiquariat.

LIBRARY OF THE
MUSEUM OF COMPARATIVE ZOOLOGY
AND ANATOMY
HARVARD UNIVERSITY
CAMBRIDGE, MASS.

Bismarck im Antiquariat.

Bald nach dem Hinscheiden Bismarcks ging die nachstehende Notiz durch die Zeitungen:

Bismarck-Briefe sind gegenwärtig ein begehrtes und zugleich wertvolles Objekt. Mit dem Ableben des Fürsten ist seinerseits die Abfassung handschriftlicher Dokumente natürlich beendet und den gewerbmäßigen Sammlern das Feld eröffnet, um die schon bei Lebzeiten des Fürsten gewonnenen Schriftstücke rentabel zu verwerten. Ein bekannter Pariser Autographensammler hat sofort auf die Kunde von dem Ableben des Fürsten hin ein Verzeichnis der in seinen Händen befindlichen Bismarck-Briefe an die hervorragendsten Autographensammler aller Länder versendet. Weit über 400 Briefe, die bis in die Jugendzeit des Fürsten hinabreichen, sind darin aufgeführt. Bei der Schwierigkeit der Erlangung solcher Briefe ist es erklärlich, daß ganz enorme Preise dafür gefordert werden. Auf Grund einer Nachfrage bei hiesigen Händlern werden Preise bis zu 500 Mark gefordert. Die einfache Unterschrift im Lapidarstil unter einem Briefe stellt sich auf 20 Mark und steigt bis zu 100 Mark.

Die Notiz stellte sich als eine plumpe Zeitungssente heraus. Auf eine an einen bekannten Pariser Autographenhändler gerichtete Anfrage erging folgende Antwort: „La Collection de 400 lettres de Bismarck me paraît une fumisterie. Je ne connais personne, qui soit capable de réunir 400 pièces.“

Die Zahl der bereits früher¹⁾ nachgewiesenen, durch Kauf an Private gelangten Briefe z. Bismarcks wollen wir nachstehend noch um einen vermehren.

Ein burschikoser Brief aus Bismarcks Jugendzeit befand sich in einer Berliner Autographensammlung. Das Schreiben ist datirt „den 19. Januar 1832“, stammt also aus einer Zeit, wo Bismarck noch nicht 17 Jahre alt war, und ist an Bismarcks Vetter, Gardelieutenant Graf v. Kessel in Potsdam gerichtet. Der äußerst drastisch gehaltene Brief hat folgenden Wortlaut:

Vetter, wie es wenige giebt! Ruhe ist die erste Bürgerpflicht; ich sehe jedoch in Allem klar und deutlich, Dein Brief ist aber sehr räthselhaft. Auch

¹⁾ Vergl. Bismarck-Portefeuille Bd. I. S. 173 f., Bd. II. S. 189 f., Bd. III. S. 179.

würde ich mich nicht des Wortes ‚geschmackvoll‘ bedient haben, da ich weiß, daß ein Gentleman keinen Geschmack und keine Hämorrhoiden hat. Schreibe mir noch einmal, Du gesunkener Sohn der Republik. Ich werde indeß über die Vergänglichkeit der Jungfernschaft nachdenken.

Dein Dich platonisch liebender Vetter

Otto v. Bismarck.

Im Jahre 1886 erwarb der Besitzer diesen Brief in einer Berliner Versteigerung für 95 Mark.

Sonst kamen noch in den Handel:

Bismarck (Fürst Otto v.). Eigenhändiges Briefcouvert: An des Kronprinzen Kaiserliche und Königliche Hoheit, Potsdam. Mit Siegel Bismarcks und Stempel-Oblate: Auswärtiges Amt.

— derselbe. Eigenhändige Rückantwort (3 Zeilen mit Bleistift) auf einer von Lothar Bucher an ihn gerichteten Notiz. 1 Seite 8^o.

— derselbe. Eigenhändiges Briefcouvert mit Namen: An Seine Kaiserliche und Königliche Hoheit den Kronprinzen. v. Bismarck. klein 4. (17 × 15 Centimeter.)

— derselbe. Eigenhändiges Briefcouvert mit Siegel. Seiner Kaiserlichen und Königlichen Hoheit dem Kronprinzen. klein 4. (15,5 × 13 Centimeter.)

— Bismarck (Johanna Fürstin v.), die Gemahlin des Reichskanzlers, Friedrichsruh, 25. Juni 1891. 1 Seite 8^o.

— Bismarck (Graf Wilhelm), der Sohn des Reichskanzlers. Barzin, 9. November 1877.¹⁾ 1 Seite 8^o.

Der Brief ist im Namen des Fürsten geschrieben, welcher seinen Dank für Uebersendung einer französischen Dose aussprechen läßt, welche zwar „an einen unerfreulichen Moment unserer Geschichte anknüpft, doch immer von historischem Wert und Interesse ist“.

¹⁾ In Kohls Bismarck-Regesten unerwähnt, ebenso der vorhergehende Brief d. d. 19. Januar 1832.

Helgoland.

In Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ findet sich Bd. II. S. 31 eine Stelle, woraus ersichtlich ist, daß der Erwerb von Helgoland in den Augen desselben keinen besonderen Gewinn darstellte. In einer Unterredung, welche Bismarck im Sommer 1890 bei Tisch mit dem Chef des Hamburger Welt-hauses Adolf Woermann über den Austausch von Sansibar gegen den Nordseefelsen hatte, führte derselbe näher aus, daß die Erwerbung Helgolands für Deutschland zunächst nur Kosten verursachen würde. Im Besitze Englands sei Helgoland im Kriege neutral und könne also eine Deutschland feindliche Flotte sich dort nicht mit Kohlen versehen; als neutraler Punkt könne es der französischen Flotte nicht als Stützpunkt vor der Elbe dienen; sei es aber deutsch, so habe Deutschland es zu verteidigen, und auch mit viel Geld würde aus Helgoland ein uneinnehmbares Gibraltar vielleicht nicht herzustellen sein.

Ein Albumblatt.

Frau Julie v. Massow teilt in ihren Friedensblättern Einträge aus ihrem fast 50jährigen Album mit. Zu den Personen, welche vor 48 Jahren mit großmächtiger Schrift einen Beitrag geliefert, gehört auch ihr damaliger Freund Otto v. Bismarck-Schönhausen. Er wählte aus Psalm 102 die Verse 15 bis 17 und fügte eine echt Bismarcksche Glosse bei. Hier der Wortlaut:

Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde, wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr, die Gnade des Herrn aber währet von Ewigkeit zu Ewigkeit über die, so ihn fürchten. (Prosa des Königs David.)

oder:

Es ist ja nichts auf dieser Erden
Als Gaukelei und Taschenspiel,
Wie auch die Menschen sich gebärden,
Der Kluge giebt darauf nicht viel.

(Poesie des konstitutionellen Zeitalters.)

Berlin, den 25. Februar 1850.

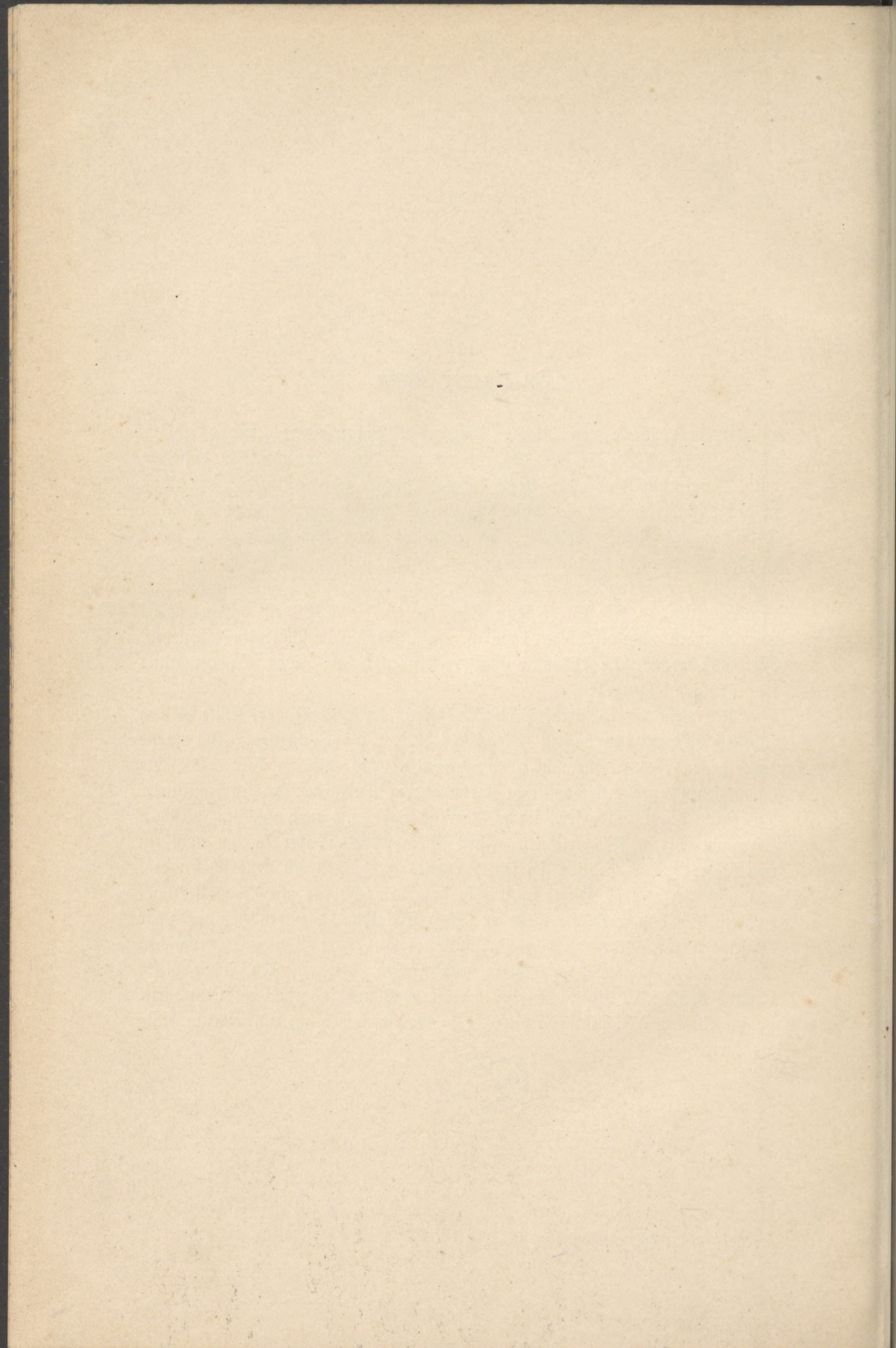
v. Bismarck-Schönhausen.

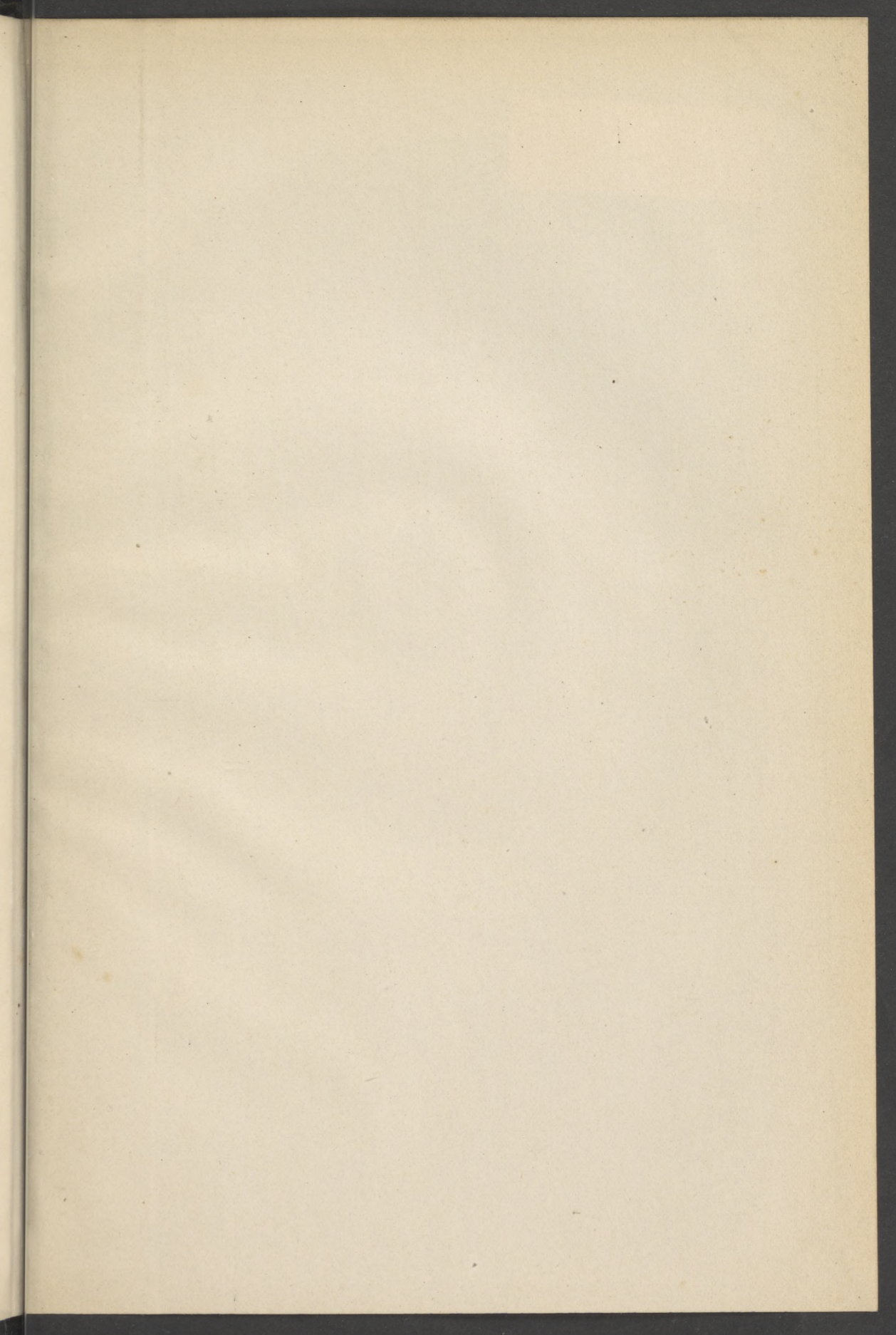
In eigener Sache.

In dem Werke von Busch: Bismarck, Some secret pages of his history finde ich Bd. III. S. 105 ein auf mich bezügliches Gespräch deselben mit Bismarck vom November 1883. Busch legt hier dem Fürsten die Bemerkung in den Mund, ich hätte bei Abfassung meines Werkes über denselben Bismarcks Depeschen und Briefe verkauft, aber vergessen, von dem Erlöse ihm, dem Fürsten Bismarck, irgend einen Anteil zu senden: „Poschinger has done so, and sold my despatches and lettres, forgetting even, to send me any remuneration.“ Die Stelle kann sich, da ich bis 1883 ein anderes Werk über Bismarck nicht geschrieben habe, nur auf „Preußen im Bundestag“ beziehen. Hier muß aber Busch Bismarck nicht verstanden haben. Das Sachverhältnis war nämlich folgendes:

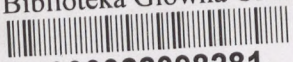
Als mein Werk „Preußen im Bundestag“ fertiggestellt war, stellte ich dem Fürsten Bismarck den ganzen Ertrag des Werkes zur Verfügung. Ich machte dabei geltend, es sei für mich schon eine große Ehre, die sich über acht Jahre hinausziehende großartige politische Korrespondenz des Fürsten aus der Frankfurter Zeit herausgeben zu dürfen, ich wollte mich nicht auch noch mit dem geistigen Eigentum Bismarcks bereichern. Fürst Bismarck ging aber hierauf nicht ein und sagte: „Der Arbeiter sei seines Lohnes wert, deshalb solle ich an dem von dem Verleger S. Hirzel in Leipzig bezahlten Honorar mit der Hälfte partizipiren, die andere Hälfte wolle er einem Staatsfonds zuwenden, und zwar demjenigen zur Förderung von Publikationen aus dem Königlich preussischen Staatsarchiv. Da die Publikation zum großen Teil auf den Akten dieses Archivs beruhte — einen Teil der dorthin noch nicht abgeführten Akten durfte ich im Auswärtigen Amt einsehen —, so war diese Entscheidung ebenso billig als korrekt.







Biblioteka Główna UMK



300022098281

